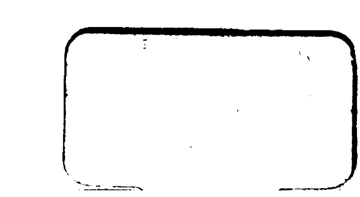







HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



Halb-Asien.

Vierter Band.

Vom Don zur Donau.

Zweiter Band.

Halb-Asien.

Land und Leute des östlichen Europa.

Von

Karl Emil Franzos.

Vierter Band.

Vom Don zur Donau II.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1890.

Vom Don zur Donau.

Neue Culturbilder aus „Halb-Asien“

von

Karl Emil Franzos.

Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1890.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Das Volkslied der Kleinrussen.





Das Volkslied der Kleinrussen“ — sagte ich im ersten Bande — „ist das Beste und Schönste, was der Volksgeist geschaffen.“ Es kann nicht blos mit dem jedes anderen slavischen Stammes den Vergleich aushalten, es übertrifft die meisten an Zartgefühl, Reichthum und Tiefe der Empfindung, alle aber an Zahl und Wohllaut. Schon von dem äußeren Reichthum eine Anschauung zu geben, erscheint kaum möglich; in hunderten von Büchern und Zeitschriften sind die Lieder bisher gesammelt worden; es vergeht kein Jahr, wo diesem Schatz von vielen Tausenden nicht noch einige Hundert hinzugefügt werden, und dennoch, welch' ein winziger Bruchtheil ist bisher gedruckt! Es ist, als wollte man das Meer mit Eimern ausschöpfen. Möglich, daß das sehr reiche serbische Heldenlied den epischen Gesängen der Kleinrussen, den

Dumen, an Zahl nahezu gleich kommt; in der Lyrik ist dies Volk reicher als jedes andere slavische, ja jedes andere Volk der Welt. Aber noch mehr — und stünden der, auch heute noch armen Nation zehn Mal soviel Pressen als jetzt zur Verfügung, und druckten sie nichts als Lieder, sie würden kaum den neuen Zuwachs erschöpfen, geschweige denn das Erbe aus früheren Tagen. Denn wie sich alljährlich die ukrainische Steppe mit unzähligen neuen Blumen bedeckt, so sprossen auch jetzt noch unzählige neue Lieder auf. Viele vergehen gleich den Blumen; anderen Samen trägt der Wind auf günstiges Erdreich und sie leben und blühen fort. „Jeder kleinrussische Bauer ist ein Dichter," sagt ein ukrainischer Gelehrter; „zum mindesten jede Bäuerin eine Dichterin", füge ich hinzu. Wer immer über den Boden geschritten, den dies Volk bewohnt, wird fast selbst zum Dichter, wenn er nach Worten sucht, die Fülle des Sangs und Klangs zu schildern, die ihn umwogt; und nun erst wer dies Volk kennt! Vergeblich würde ich mich nach Worten und Bildern mühen, vergeblich einzelne Erfahrungen anführen. Ein Kutscher, mit dem ich einmal durch Ost-Galizien fuhr, recitirte mir während eines einzigen Tages auf meinen Wunsch weit über hundert größere und kleinere Lieder. Des Abends, als ich ihn durch ein Trinkgeld für seine Mühe entlohnte, nahm er es fast zögernd an. „Du bist ja bei mir nicht an den Rechten gekommen, Herr!" ver-

sicherte er; „ich habe ein so schlechtes Gedächtniß!“ In der That wurde mir in einem Dorfe der nördlichen Bukowina eine alte Frau vorgeführt, welche mir einige Tage hindurch jedesmal einige Stunden lang Lieder aufsagte, ohne zu stocken, ohne sich zu besinnen, aber auch ohne je eines zu wiederholen. Dem Wunsche, ein von ihr selbst gedichtetes Lied zu hören, entsprach sie sofort, indem sie ein solches auf die Tochter des Hauses improvisirte; als ich sie fragte, ob sie nicht auch ein früher gedichtetes aufsagen könne, schüttelte sie den Kopf: sie wisse nicht mehr, was von ihr sei. Auf einer einzigen Reise durch das einzige Gouvernement Poltawa zeichnete der Dichter Bodnanski achttausend Lieder auf! „In den reichen und fruchtbaren Ebenen der Ukraine“, sagt die Talvj, „ist eine solch ungeheure Menge von Liedern entstanden, daß es scheint, als ob jeder Zweig ihrer Waldbäume einen Sänger beherberge und jedes Hälmchen Gras in diesen weiten, blumigen Auen das Echo eines Liedes wiedertönen würde.“ Nach Tausenden mag der Russe, nach Hunderttausenden der Südslave seine Lieder zählen, aber der Kleinrusse nach Millionen.

Auch an Wohllaut, sagte ich, steht dies Lied einzig da, was zunächst natürlich ein Verdienst der Sprache ist. Auch Bodenstedt nennt sie „den wohllautendsten aller slavischen Dialekte“ und „von großer musikalischer Wirkung.“ Sie verdient trotz der vielen Zischlaute

dieses Lob, weil sie an Vokalen und weichen Konsonanten reich, syntaktisch schlicht und doch fein gegliedert, in ihren Formen überaus ausgebildet und dabei schlank und zart und biegsam ist, wie die Weide, welche den Saum der ukrainischen Flüsse bedeckt. Aber der Wohllaut fließt auch aus der Reinheit der Sprache. Hier fehlen jene finnischen und tartarischen Bestandtheile, welche das Großrussische entstellen, wie ja auch der Kleinrusse der vergleichsweise reinblütigste Slave ist.

Scharf und tief ist zwischen ihm und dem Großrussen die Kluft gerissen durch alles, was Völker scheiden kann: Sprache, Typus und Volkscharakter. Im Wesentlichen sei doch, hört man häufig, nur die Aussprache sehr verschieden. Aber auch die Verschiedenheit des Wortschatzes ist nicht wegzuleugnen. Gut ein Drittheil aller großrussischen Worte ist dem Kleinrussen glattweg unverständlich und umgekehrt, und selbst der gemeinsame Besitz klingt nicht blos in Wort und Schrift wesentlich anders, sondern bedeutet auch vielfach etwas Anderes. Ein guter Kenner beider Sprachen, dem im Material stets, in den Schlüssen nicht immer vertraut werden kann*), hat eine größere Reihe von Beispielen zusammengestellt; einiges, was

*) Karl Abel, „Groß- und Kleinrussisch“. Leipzig 1885, S. 40 ff.

zugleich auch für den Volkscharakter charakteristisch ist, sei hier wiedergegeben. „Charoscho“ heißt im Kleinrussischen ursprünglich: „buntfarben“, dann „hübsch“, „gefällig“; im Großrussischen hat es daneben auch die Bedeutung „gut“ (im moralischen Sinn), der Kleinrusse hat für den letzteren Begriff das Wort „dobri“. Das Wort „chudoi“ charakterisirt im Süden einen Menschen, der ein ungünstiges Aeußere hat, im Norden zugleich einen schlechten Kerl. Dem Kleinrussen sind also die Begriffe des Hübschen und des Guten, des Unhübschen und des Schlechten streng geschieden; dem Großrussen steht der Begriff des moralisch Guten nicht so hoch, als daß er ein eigenes Wort dafür geschaffen hätte. In ähnlichem Sinne bezeichnend ist, daß „lichi“ im Süden einen „boshaften“, im Norden einen „unternehmenden“ Mann bedeutet. Der Kleinrusse hat für „Freund“ nur das Wort „brat“ („Bruder“), der Großrusse deren zwei: „drug“ („Genosse“) und „prijatel“ („Gönner“). „Slava“ bedeutet im Süden „Gerücht“, im Norden „Ruhm“, „duch“ im Süden „Dunst“, im Norden „Geist“ . . . „Die Schale ist dieselbe geblieben, der Kern ist ein anderer geworden; das Lautliche wurde intakt übernommen, die Bedeutung hat sich geändert.“

Wie sich der Großrusse durch die fahle Gesichtsfarbe, das straffe Haar, die mongolisch geschlitzten Augen, den sehnigen Körper oft genug auf den ersten

Blick von dem lockenhaarigen, lebhaft gefärbten, aus großen Augen schwermütig dreinblickenden, behäbigen Südrussen unterscheidet, so auch im Volkscharakter. Der Großrusse energisch, praktisch, findig, der Kleinrusse weich, empfindsam und rücksichtsvoll; der Mischling kaltblütig, schlau, jeder anderen Thätigkeit lieber als dem Ackerbau zuneigend; der reinblütige Slave leicht erregt, mißtrauisch, starr an Heimat und heimischer Sitte festhaltend und darum vor allem ein Ackerbauer; der erstere durch Verstand, Witz und Kraft, der letztere durch Phantasie, Gefühl und Gemüth ausgezeichnet. Auch die Art, wie sich beide Völker beurtheilen, enthält neben der Uebertreibung viel Richtiges. An dem Worte „Katzap", wie der Kleinrusse den Großrussen nennt, klebt der Begriff der Rücksichtslosigkeit, Roheit und List, wogegen dem Nordrussen der „Chochol" ein zaghafter, schwachmüthiger Mensch ist, welcher leicht in Klagen ausbricht. Dazu stimmt, daß die Liebe im Süden bei der Eheschließung unendlich öfter den Ausschlag gibt als das Geld; im Norden umgekehrt; daß im Süden die Bande der Familie inniger, die Autorität des Hausvaters eine geringere ist. Wie dürftig aber auch diese Umrisse sind, schon sie lassen erkennen, warum der Großrusse unter allen Slaven die zahlreichsten, schärfsten, witzigsten Sprichwörter, der Kleinrusse die zahlreichsten, innigsten und schönsten Volkslieder besitzt.

Ist schon von dem äußeren Reichthum dieses Volks-

liedes nicht leicht ein Bild zu geben, so noch weniger von dem inneren. Es gibt keine Empfindung des Menschenherzens, die uns nicht aus diesen Liedern in ihren feinsten und eigenthümlichsten Abtönungen entgegenklänge; auch an Fülle des Gefühlten und Geschauten, wie an individualisirender Kraft steht dies Lied oben an. Die Zahl der Lieder ist unter allen Umständen für die Beurtheilung der dichterischen Begabung der Volksseele ungemein wichtig; aber ausschlaggebend ist nur, in welchem Maße das gemeinsame Erbe an poetischen Formen, Wendungen und Situationen dabei zur Geltung kommt; ein dichterisch gering begabtes Volk kann durch Variirung des Ererbten zu einer ungeheueren Zahl von Liedern gelangen, ohne daß dies für seine Produktivität spräche. Bei den Kleinrussen nun ist es gerade der bezeichnende Zug, daß die Benützung dieses Erbes eine verhältnißmäßig geringe und die Lieder unter einander daher auch so verschieden sind, wie die keines anderen slavischen Stammes. Eine serbische oder bulgarische Sammlung von Anfang bis zu Ende zu lesen, ist der ewigen Wiederholungen wegen beinahe unmöglich, jedenfalls kein Genuß; eine kleinrussische kann Nummer für Nummer auch durch den Wechsel der Tonarten fesseln. Und darum ist Bodenstedt's Urtheil vielleicht kein überschwengliches: „In keinem anderen Lande hat der Baum der Volkspoesie so herrliche Früchte getragen“.

Eine Betrachtung im Einzelnen wird dies Wort, wenn nicht ganz erweisen, so doch rechtfertigen. Schon die kleinrussische „Duma“ darf sich ruhig neben das Beste, was man in Deutschland von slavischer Volkspoesie kennt, das serbische Kampf- und Heldenlied, stellen. Wie in diesem und dem Volkslied der Bulgaren nur kümmerliche Erinnerungen aus der Glanz- und Glücks-zeit dieser Völker, der Zeit ihrer Selbständigkeit, erhalten sind und die Kämpfe mit den Türken den Hauptinhalt bilden, so finden sich in den Dumen nur wenige Anklänge an das „Licht, das Kiew ausgestrahlt“, während unzählige Lieder den Ruhm der Kosaken und ihrer Hetmane verkünden. Was waren auch bei all' diesen Völkern die Thaten von einst gegen jenen Muth, der nun in der Drangsal zu bewähren war! Die Dumen, welche die Kleinrussen singen, sind zum Theil dieselben düsteren Lieder der Rache, die um 1600 das Volk zur Empörung aufgewiegelt (Band I. S. 284), dieselben Lieder, welche Bogdan Chmelnicki's Name schon zur Zeit unsterblich machten, da er noch mit dem Schwerte für sein unglückliches Volk stritt. Ihm selbst wird eines derselben: „O weh dir, weh dir, du arme Möve!“, in welchem er allegorisch die Drangsale Kleinrusslands beschreibt, in den Mund gelegt; es ist leider nicht übersetzt. Auch sonst hat die Mittheilung von Proben ihr Bedenkliches; selbst Bodenstedt ist in den epischen Stücken seiner „Poetischen Ukraine“ (Stuttgart 1845)

im Gegensatz zu den lyrischen nicht sehr glücklich gewesen, erstlich weil er in der Auswahl schlecht berathen war, ferner aber, weil zwar sein Streben nach wörtlicher Treue musterhaft ist, nicht aber die Nachbildung der metrischen Formen. Die Duma hat im Gegensatze zu dem Heldenlied der Südslaven keine feststehende Kunstform; sie besteht aus gereimten rhythmischen Verszeilen von sehr verschiedener Länge, was sich zu dem Klange der „Kobsa“ vortrefflich, aber, in deutscher Sprache gedruckt, seltsam ausnimmt. Immerhin wird die folgende von Bodenstedt übersetzte Duma, die aus dem 16. Jahrhundert stammt, dem kundigen Leser eine Ahnung von der schlichten, naiven Größe des Originals geben:

„Als unser tapfere Pan,
Der Kosakenhetman
Iwan Swiérgowsky*), in der Schlacht
Von den Türken zum Gefangenen gemacht,
Sie ihm den Kopf vom Rumpfe hieben
Spießten ihn auf, ihren Spott damit trieben.
Und sieh', da zieht gewitterschwer
Von fern' eine große Wolke her;
Kommen Schwärme schwarzer Raben geflogen,
Haben wie dichte Nebel die Ukraine überzogen —
Liegt's auf dem Volk der Ukraine trüb:

---

*) „Iwan Swiérgowsky, ein berühmter Kosakenchef, wurde im Jahre 1574 auf einem Zug gegen die Türken getödtet, welchen er auf Wunsch Iwan's, des Armeniers, Hospodar der Wallachei, unternommen hatte.“ Anmerk. d. Uebersetzers.

Es beweint seinen Herrn, der im Felde blieb.
Huben die stürmischen Winde zu sausen an:
‚Wo ist unser Hetman, der tapfere Pan?‘
Flogen kreischende Schwärme von Geiern herzu:
‚Wo truget ihr unsern Hetman zur Ruh'?‘
Schrieen die Adler aus den Lüften herab:
‚Wo ist Swiérgowsky's, des Hetman's Grab?‘
Kömmt ein Haufen von Lerchen gezwitschert und fragt:
‚Wo habt ihr ihm Lebewohl gesagt?‘
Der Kosaken einer zur Antwort gab:
‚Zuneben seinem tiefen Grab
Unfern der Stadt, Kilia genannt,
An der Grenze vom Türkenland!‘“

Nicht alle diese Dumen aus der eigentlichen Heroenzeit des Kosakenthums klingen so düster. Als Probe für die heitrere Tonart diene das folgende Lied:

„Von der Mündung des Dnjepers bis zu seiner Quelle hin,
Der Flüsse siebenhundert und viere ziehn,
Aber jeder der Flüsse in den Dnjeper fällt,
In den Dnjeper, so groß, so berühmt in der Welt!
Wehet, wehet denn, Winde vom Unterland,*)
Blast in die Segel, weit ausgespannt!
Sitzt am Steuerruder der junge Kosak,
Er drehet und wendet sich hin und her
Und er schaut hinab auf das schwarze Meer. —
Sieh', ein Schifflein schwimmt einsam durch's Meer dahin,
Ein Türke sitzt und eine Türkin darin;
Doch die Türkin, die junge, nicht müßig blickt
Und von Seide ein buntes Tüchlein stickt.

*) „Unterland — kleinrussisch Nishe — so nannten die Kosaken die an der Mündung des Dnjepers gelegenen Landstriche.“
Anmerk. d. Uebersetzers.

Wem mag sie das Tüchlein wohl wirken,
Dem Tartaren oder dem Türken?
Oder wirkt sie es für den jungen Kosak?
— Ja, das Tüchlein gehört dem jungen Kosak!" —

Das Lied wird von den „Banduristen" oder „Kobsaren", jenen in der Regel blinden Sängern, welchen, ähnlich wie bei den Südslaven, die Rezitation der Duma zufällt, während die Pflege der Lyrik Gemeingut ist, stets ausdrücklich als das Lied vom „Iwan Bogusslaw" bezeichnet, einem Hetman, der am Ausgang des 16. Jahrhunderts lebte. Mit Sicherheit läßt sich vermuthen, daß es ein Abenteuer wiedergibt, welches diesem Kosaken wirklich begegnet, was uns auf einen charakteristischen Zug dieser Dichtung führt. „Bei allem poetischen Colorit," sagt Pypin, „kann in den Dumen nicht selten mit Sicherheit das historische Faktum bezeichnet werden. Das poetische Bild," fügt er hinzu, „ist schattirt mit der warmen Empfindung des lyrischen Liedes und enthält nicht selten bedeutende Schönheiten; ein lebendiges Naturgefühl gibt der Duma eine Menge poetischer Bilder, welche den epischen Stoff schön einrahmen." Der beste Kenner dieses Volkslieds, Kostomarow, erinnert nicht mit Unrecht an den Gegensatz zwischen der Duma der Kleinrussen und jener der Moskowiter: „Die historische Erinnerung geht bei den Letzteren gleich in's Epos über und verwandelt sich in eine Dichtung, während sie dagegen in den Liedern

des kleinrussischen Stammes mehr Wirklichkeit enthält und es oft nicht nöthig hat, diese Wirklichkeit zur Dichtung zu machen, um im Schmuck kräftiger Poesie zu glänzen.“ Der treue Anschluß an die historische Ueberlieferung und dabei gleichzeitig das reiche Ueberwuchern der Lyrik sind jene beiden Eigenthümlichkeiten, welche die Duma vom epischen Volkslied aller anderen Slaven unterscheiden.

Wie die Großthaten der Kosaken in diesen Gesängen fortleben, so auch die Thaten der Haidamaken, endlich einzelner kühner Räuber der neueren Zeit. Der meist Besungene ist Olexa Dobosz, ein Huzule, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Podolien, Pokutien und der Bukowina sein Unwesen trieb; da er nur die Herren und Bürger brandschatzte, die Bauern schonte, so wurde er schon bei Lebzeiten sehr populär und sein romantisches Ende — er wurde von dem Manne seiner Geliebten, einem huzulischen Bauer, 1745 erschossen — machte ihn vollends zu einem Liebling des Volkslieds. Das Lied über seinen Tod gehört zu den meist gesungenen Dumen der Kleinrussen; in Galizien kennt es Jedermann, aber auch auf russischem Boden habe ich es wiederholt singen hören. Leider sind die beiden metrischen Uebersetzungen, die mir davon bekannt geworden (von Staufe und Helbig) sehr mangelhaft; von der dramatischen Kraft, der dichterischen Schönheit dieser Volksballade ist in ihnen

kaum ein Abglanz zu finden. — Dobosz ruft seine Bursche im Walde zusammen: „Eilet, eilet! — schon bedecken sich die Stege mit Schnee. Legt Waffen und Kleider an, bindet die ledernen Sandalen mit seidenen Schnüren fest. Die Stadt Kossow wollen wir heimsuchen und Kuty nicht umgehen; dann aber führe ich Euch zu meiner Sonne, dem Weibe des Stefan." Die Schaar widerrät, das Weib sei falsch: „Dort umflattert uns junge Kosaken der Verrath." Die nächsten Verse führen uns bereits vor das Haus der Geliebten. Die Schaar bleibt im Hintergrunde, Dobosz klopft an's Fenster. Ihr Mann sei nicht daheim, erwidert sie, aber sie lasse ihn doch nicht ein. „Meine Thüren sind von Taxusholz, meine Schlösser sind von Stahl." Als sich Dobosz gegen die Thür stemmt, „bersten die Schlösser von Stahl"; Stefan aber, der sich in der Hütte verborgen, trifft den Dobosz durch einen Schuß, daß sein Herzblut zu rinnen beginnt. „Thor!" ächzt der Sterbende, „nicht Deines Weibes, meiner Dirne wegen hast du mich ermordet. O wäre mein Herz nicht sehnsüchtig nach ihr gewesen, o wäre ich ihrem Locken nicht gefolgt! Die Liebe eines Weibes dauert so lange, wie der Schaum auf dem Wasser." Seinen Burschen aber ruft er zu, ihn fortzutragen: „Leget mich auf Eure Beile, traget mich in meine Berge." Sie thun es. „O Dobosz," klagen sie, „warum hast du die Verrätherin nicht getödtet!"

„Wie hätte ich sie tödten sollen,“ stöhnt er, „ich liebe sie ja noch immer!“ Er befiehlt ihnen, ihn in Stücke zu zerhauen und dieselben im Walde zu begraben: „damit die Ljachen (die polnischen Herren), an welchen ich das arme Volk gerächt, sich nicht freuen, wenn sie meinen Leichnam schänden.“ — „O Dobosz,“ klagen sie, „wie wird künftig unser Winter sein und wie unser Sommer! Auch nach Rußland können wir nicht, in die weite Ukraine, denn auch dort haben wir Verdacht auf uns gezogen; den Czaren wollten wir ja tödten und die Czariza rauben.“ Darauf Dobosz: „Traget mich in die blauen Berge; Ihr aber gehet auseinander. Werfet Eure Beile weg, vergießet kein Menschenblut mehr; oh ich fühl's, es ist kein Wasser.“ Soweit ist der Text in allen Varianten fast gleichlautend; der Schluß wird sehr verschieden gesungen. In der einen Fassung bittet der Sterbende seine Genossen, daß auch sie die Verrätherin nicht tödten: „denn ich liebe sie noch immer.“ In einer zweiten wird das Zwiegespräch zwischen Dobosz und seinen Genossen fortgesetzt. Da sie sich weigern, dem Räuberhandwerk zu entsagen, so weissagt er ihnen das Ende im Gefängniß. — „Dort werdet Ihr zu den Wänden reden und nur die Fliegen werden Euch hören.“ Da die Bande nicht darauf achtet, so ereilt sie schließlich dieses Schicksal; die Ljachen binden sie an die Pferde und liefern sie nach Czernowitz. „Da fielen ihre Köpfe wie das

Gras im Felde." Eine dritte Fassung läßt das Lied in eine Klage um Dobosz ausklingen, „der die Ljachen geschreckt und vor dem der Czar gebangt"; eine vierte läßt die Genossen reuig auseinander gehen. Daß der erste, dichterisch werthvollste Schluß der älteste ist, also von demselben Dichter herrührt, welcher die Ballade geschaffen, ist unschwer zu erraten.

Nach zwei Richtungen ist die Duma für die ganze Gattung des Räuberliedes sehr bezeichnend. Das von Polen und Russen geknechtete Volk erblickt in dem Briganten doch immerhin auch einen nationalen Vorkämpfer; es verherrlicht seinen Kampf gegen den Ljachen, den polnischen Herrn, und muthet ihm Anschläge gegen den Czaren zu. Zweitens aber tritt auch hier der getreue Anschluß an die Wirklichkeit hervor. Ein kleinrussischer Schriftsteller, Gregor Kupczanko, hat in einem 1886 in Czernowitz erschienenen Schriftchen: „Die Haidamachen" die Akten des Stanislauer Gerichtshofes über das Ende des Dobosz veröffentlicht. Die Uebereinstimmung derselben mit dem Volkslied ist geradezu frappirend; die zweite Fassung des Schlusses gibt das Ende der Bande wieder. Als Dobosz im Walde als Sterbender aufgefunden wird, und man ihn um seine Genossen befragt, erwidert er: „Gott weiß es, ich weiß es nicht; die Erde wird sie haben und nicht die Menschen." Doch werden sie hinterdrein, da sie ihre Unthaten fortsetzen, insgesammt aufgefunden und hingerichtet.

Nachdem auch dem Räuberwesen ein Ende gemacht worden, wird im Laufe dieses Jahrhunderts Rekrutirung und Soldatenleben zum Gegenstand der Duma. Wie fast selbstverständlich, empfindet das Volk die Blutsteuer sehr drückend; als Probe sei die nachstehende, von Helbig übersetzte Duma aus Rußland verzeichnet, obwohl in ihr das lyrische Element das epische fast erdrückt:

„In Oberdyn sieht man einen
Grabeshügel prangen,
Manche Mutter schaut dort nach dem
Sohn, der fortgegangen:
„Ach, mein Sohn ist mir geraubet,
Und das Bett in seiner Kammer
Ist schon ganz bestaubet.
O ihr lieben, schwarzen Krähen,
Hebet das Gefieder,
Und ihr jungen Jüngstentführten
Kehrt zur Mutter wieder!"

(Die Rekruten): „Ach wir können uns nicht heben,
Nebel drückt uns nieder,
Möchten kommen, doch der Kaiser
Läßt uns nun nicht wieder,
Läßt uns, läßt uns nicht, — wir werden
Ihm 'ne gute Beute, —
Sitzt im Sessel, spielt die Fiedel,
Das ist seine Freude.
Seine Fiedel ist von Ceder,
Saiten von den Rauten*);

*) „Ceder = wasitoczka; Raute = ruta; beiden werden Zauberkräfte zugeschrieben." Anmerk. d. Uebers.

Spielt er, hört man sie im Winde
In ganz Polen lauten."

So in Rußland; in Oesterreich ist die Auffassung nicht minder naiv, aber doch harmloser. Ein im Czortkower Kreise viel gesungenes Rekrutenlied, dessen Uebersetzung ich in meinen Kulturbildern „Aus Halb-Asien" (3. Aufl. I, S. 80) mitgetheilt, läßt das Bauernmädchen den Entschluß aussprechen, nach Wien „vor des Kaisers weißes Haus" zu gehen und dort so lange zu stehen, bis er ihren Liebsten wieder herausgäbe; sollte dies nutzlos sein, so will sie „bei der Frau Kaiserin im goldenen Zimmer" einen Versuch machen, und bleibt auch diese hart — „ihre Tochter wird mich hören" —,

„Die hat gewiß auch einen Liebsten,
Und wie wär' ihr zu Muth,
Wenn der plötzlich auch fortmüßt'
In die Fremde als Rekrut?!"

Auch heute noch werden Dumen gedichtet, z. B. wenn ein Krieg die Phantasie des Volkes aufregt. So singt das Volk in Rußland Dumen über den Krimkrieg und jenen von 1877. Das Lied von der Belagerung Sebastopols, sowie jenes von der Eroberung Konstantinopels (denn das Volk kennt den Frieden von San Stefano nicht, und nimmt den angekündigten Einzug der Russen in der „Türkenstadt am blauen Meer" als geschehen an) sind besonders populär ge-

worden. Aehnlich leben unter den österreichischen Kleinrussen die Schlachten von Magenta, Solferino und Königgrätz im Gesange fort; daß das Volk sich die Niederlagen nur durch „Verrath“ zu erklären weiß, ist sehr natürlich, höchst merkwürdig aber ist, daß in dem Liede von Magenta des Kaisers Bruder der Verräther ist. Bekanntlich war Erzherzog Ferdinand Max, der unglückliche, nachmals zu Queretaro erschossene Fürst von 1857 ab Gouverneur der Lombardei; sein Ehrgeiz brachte ihn in wiederholte Konflikte mit seinem kaiserlichen Bruder, die Trübung der Beziehungen war ein öffentliches Geheimniß — hier der Keim für die Auffassung des Volkslieds. Man sieht, auf diesem Boden werden selbst die jüngsten und klarsten Thatsachen der Geschichte zur Sage. Bei Ereignissen des privaten Lebens, welche durch ihre Seltsamkeit oder Gräßlichkeit das Volksgemüth aufrühren, ist dies natürlich in noch höherem Grade der Fall. Im Jahre 1864 wurden eine Wittwe und ihre Tochter in Czernowitz von dem Bräutigam der letzteren ermordet; elf Jahre später hörte ich in Berhometh am Sereth eine Ballade darüber singen. Zu Ende der sechziger Jahre ging eine Notiz durch die Blätter, daß eine ruthenische Bäuerin in einem zufällig bei ihr einquartirten Lieutenant ihren längst todt geglaubten Sohn erkannt; heute klingt durch ganz Galizien und bis in die Ukraine hinein das Lied vom „Oberst und seiner Mutter“. — Die Soldaten werden

in's Dorf einquartirt, der Oberst in's Haus der Wittwe. Sie kommt ihm weinend entgegen; ihre Stube sei so klein. „Erschrick nicht," sagt er ihr, „meine Bursche werden nicht blos meiner, sondern auch Deiner Pferde warten, meine Waffen Deine Wandnägel nicht brechen. Sage mir, wie viele Jahre Du Wittwe bist und wie viele Kinder Du Deinem Manne geboren." Sie antwortet: „Einen Sohn, der für den Kaiser gefallen, und drei Töchter." „Liebe Wittwe, rufe mir Deine Töchter." Die älteste tritt ein, blickt aber immer zu Boden; die zweite tritt vor und fällt dem Obersten zu Füßen, die dritte aber fällt ihm um den Hals und ruft: „Bruder!" —

Soviel über das epische Lied; im schärfsten Gegensatze zu der Volksdichtung der Großrussen wie der Südslaven bildet es hier weder die werthvollste, noch die zahlreichste Gruppe; ja noch mehr: die Kleinrussen sind überhaupt das einzige slavische Volk, bei dem die Lyrik weitaus überwiegt. Ihren ästhetischen Wert zu rühmen, bleibt mir nach dem oben Gesagten wenig mehr übrig. Es ist eine Welt voll schlichter Schönheit, in die wir da blicken: die Zartheit des Empfindens, die Tiefe der Leidenschaft, die Frische und Naivetät des Ausdrucks wirken gleich herzerfreuend. Niemand hat diese Lieder kennen gelernt, ohne ihnen wärmstes Lob zu spenden. „Welche Kraft im Ausdruck ungekünstelter Gefühle!" ruft die Talvj aus, und Boden-

stedt sagt: „Nirgends hat sich der Geist des Volkes so lebendig und wahr in seinen Liedern ausgeprägt, wie hier. Welch' ein ergreifender Geist der Wehmuth, welche Tiefe echt menschlicher Gefühle sprechen sich in den Liedern aus, welche der Kosak in der Fremde singt! Welch' eine Zartheit, mit männlicher Kraft gepaart, durchweht seine Gesänge der Liebe!" — Diesem Urtheil unbefangener Gewährsmänner ist das 1865 veröffentlichte eines panslavistisch gesinnten Anonymus anzureihen, welcher den Kleinrussen sonst wenig hold ist. Diese Lyrik, sagt er, sei die reichhaltigste, ästhetisch werthvollste Europa's: „Welch' poetischer Schwung, welche Kernigkeit im Ausdruck!" Da brauchen wir wahrlich die Hymnen, welche kleinrussische Beurtheiler anstimmen, nicht erst zu zitiren. Der Thätigkeit dichterisch begabter Uebersetzer steht hier ein fast noch jungfräuliches Gebiet offen, welches ihre Mühen reichlichst lohnen wird. Eine gute Nachdichtung der kleinrussischen Volkslyrik wäre ein Stein zum Ausbau unserer deutschen „Weltliteratur", so werthvoll, wie er heute anderswo nicht mehr zu holen ist. In den mehr als 40 Jahren, die seit dem Erscheinen von Bodenstedt's „Poetischer Ukraine" verflossen, ist nur ein einziger Versuch in größerem Umfang unternommen worden, von Ludwig Adolf Staufe in seinen „Kleinrussischen Volksliedern" (Leipzig 1888), ein Versuch, an dem nichts zu loben ist als der Wille. Der Verfasser ringt mit beiden

Sprachen gleich hart, und seine Fähigkeit, den Charakter des Originals wiederzugeben, ist so schwach, daß sich viele seiner Uebersetzungen wie mittelmäßige deutsche Originalgedichte lesen. Wo aber nicht Proben in genügender Zahl geboten werden können, da bleibt jede Charakteristik einer fremdartigen Literaturerscheinung, geschweige denn gar einer Volksdichtung, unzulänglich und dürftig.

Die liebevolle Beschäftigung kleinrussischer Gelehrter mit diesem Besten ihres Volksthums hat sie auch in dem Streben nach einer gründlichen Analyse zu der Aufstellung von sehr vielen Unterarten geführt; für unsere Zwecke ist die Unterscheidung zweier Hauptgruppen genügend: der Frauenlieder, der Dumken und der Tanzlieder, unter welchen die Kolomejken am wichtigsten sind. Das Tanzlied ist rein lyrisch, der Sänger führt sich stets in der Ich-Form ein; die Dumka meistens; doch fehlt es weder an episch-lyrischen, noch an solchen Frauenliedern, bei welchen die Einkleidung objektiv ist. Die Tonart der Dumka ist vorwiegend schwermüthig, jene der Kolomejka heiter und schalkhaft; doch gibt es für beides sehr viele Ausnahmen. Während das Tanzlied eine feste Kunstform hat, herrscht in den Dumken die bunteste Mannigfaltigkeit: es gibt strophische und unstrophische, gereimte und ungereimte Gesänge; gemeinsam ist ihnen nur, im Gegensatz zu dem Vers der meisten anderen slavischen Völker, das Gesetz der

betonten, nicht der gezählten Silben. Der Trochäus findet sich am häufigsten verwendet, selten der Daktylus, fast nie der Jambus. Ein Wechsel des Metrums innerhalb des Gedichts findet nicht statt, ebenso bleibt die Zahl der Versfüße in jeder Strophe dieselbe, so daß die Dumka, im Gegensatz zu den in freien Rhythmen dahinfließenden Dumen, sich in der Form von den Erzeugnissen der deutschen Volks- oder Kunstdichtung fast gar nicht unterscheidet.

Versuchen wir es nun, die wichtigsten Tonarten hervorzuheben. Mit Recht bemerkt Bodenstedt, daß in den meisten Dumken eine „seltsame ergreifende Wehmuth“ vorherrschend sei; sie ist, fügen wir hinzu, durch den Charakter wie durch die Geschicke des Volkes gleich begründet und begreiflich. Das ewige Sehnen und Schmachten, welches uns aus diesen Liedern entgegentönt, gilt vor allem der Heimat:

„Steht am Wasser die Platane,
Tief hernieder hängend;
Sorgen quälen den Kosaken,
Ihm das Herz bedrängend ....“

beginnt die vielleicht meist gesungene Dumke der Kleinrussen. Der Kosak ist so betrübt, weil er mit Lanze und Geschoß fern zum Russenlande (also nach Norden) reiten muß und die Ukraine nicht mehr wiedersehen wird:

„Sterbend sprach er: Mir ein großes
Grab wird man errichten ...

Sträuchlein trägt auf seinem Schooß es
Voll von süßen Früchten.
Werden Vöglein, Beeren pickend,
Her zum Grab sich schwingen;
Aus der Heimat, mich beglückend,
Frohe Kunde bringen."

Aehnlich bittet in einem anderen Liede der todte Kosak den „Bruder Adler," sich, nachdem er ihm die Augen ausgehackt, zur Heimat zu schwingen und ihr seinen letzten Gruß zu bringen. In einem dritten stirbt der verstoßene Sohn am Heimweh; als ihn die harte Mutter zurückruft, ist es zu spät. Nur in der Heimat ist Glück, selbst wenn es einem anderwärts wohl ergeht:

„Und doch Menschen giebt es, die mein
Schicksal mir beneiden;
Ist der Halm auch glücklich, dorrend
Einsam auf der Haiden?"

Sein Leben fließt, wie es in einem anderen Liede heißt, hin, gleich der bunten, verlorenen Vogelfeder, die der Strom fortreißt, gleich einem einsamen Blatt auf der Welle. In einem dritten Liede verwünscht der Kosak die Donau, daß „Schilf sie decke, daß sie fischlos und trübe sei", weil sie der Strom gewesen, „der ihn zur Fremde geführt".

Die Heimat wird nicht blos deshalb geliebt, weil sie die Heimat und eben so schön, sondern auch weil sie so unglücklich ist. Werden in der Duma einzelne Heldenthaten gefeiert, so gibt die Dumka der Klage

über den Niedergang des Volksthums Ausdruck. Da ächzt z. B. die Eule:

„Hat Gott vergessen der Kosaken Heer,
Zeigt sich nimmer ihr Muth, ihr Heldensinn mehr?!
Der Muth ist gewichen und mit ihm das Glück;
O nimmer kehrt die Zeit Chmelnicki's zurück!

Dann nimmt der Sänger das Wort:

„Aber nimmer vergessen wir die Herrlichkeit,
Das Glück und die Kämpfe der alten Zeit!"

Aehnlich ruft in einem anderen Liede der Adler den Hörigen, die im Schweiße ihres Angesichtes den Acker für den polnischen Herrn pflügen, höhnend zu: ob dies ihre Väter auch gethan? Sie bitten ihn zur Antwort, in zehn Jahren wiederzukommen; als er da erscheint, wird er um eine Frist von zwanzig Jahren gebeten, um wieder Zeuge ihrer Ermannung zu sein. Da er sie auch nun unter der Peitsche des Polen findet, bitten sie ihn um eine weitere Frist von dreißig Jahren; doch da sie auch nun noch das gleiche Loos tragen —

„Fortflog der Adler, schrill klang sein Schrei:
Ich komme nicht wieder, mit Euch ist's vorbei!"

In einem dritten Liede fragt der Sänger die Mutter Erde, wann Kleinrußland wieder erblühen werde. „Lege ein Häuflein Erde auf den Stein," ist die Antwort, „benetze ihn mit deinen Thränen, und an dem Tage, wo daraus Blumen hervorsprießen, wird auch die Ukraine wieder frei und mächtig sein."

Auch die Liebeslieder singen mehr das Leid als die Lust. Nächst dieser schwermüthigen Färbung ist die sittliche Reinheit besonders hervorzuheben. Wenn auch Bodenstedt's Wort: „Unter allen kleinrussischen Volksliedern ist keines, vor welchem die jungfräulichste Wange zu erröthen brauchte", nicht richtig ist, so finden sich doch hier Unzüchtigkeiten weitaus seltener, als in jeder anderen Volksdichtung. Während das Lied des Großrussen nicht blos von Cynismen wimmelt, sondern auch an dem Weibe kaum etwas Anderes zu rühmen weiß, als die Schönheit, rühmt dieses Lied vor allem ihre Tugenden: ihre Treue, ihre aufopfernde Liebe für die Kinder, ihren Mut im Ringen und Entsagen; sie ist die Gefährtin des Mannes, seine beste Freundin.

Die Treulosigkeit beider Theile verdammt das Volkslied gleich scharf. Zieht der Kosak ins Feld, so vertraut er die Geliebte seiner Mutter an:

„Nimm zu dir mein Mädchen, so tröst' ich mich,
Wir stehn in Gottes Hand;
Wer weiß, ob ich kehr' — vielleicht sterbe ich
Im fremden Land."

Die Mutter weigert sich nicht und ihre einzige Sorge ist:

„Doch wird sie mich auch lieben, sie,
Wie du mich liebst?"

Ist der Geliebte fern, so läßt das Mädchen das Haupt sinken:

„O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankst nicht nach oben zu?
O liebes junges Mädchen, warum
Fluchst deinem Schicksal du?
Kann die Hopfenranke nach oben ziehn,
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glühn,
Wenn ihr Kosak ihr fehlt?“

Da der Geliebte lange ausbleibt, so erklingt ihre Klage:

„Es könnte die starren Gefilde selbst rühren,
Wie mein Aug' und mein Herz nach dir suchen und spüren.
Bist unter Kaufleuten auf blauem Meer
Und fährst und spähst nach Schätzen umher?
Oder spielst bei lauschendem Mondenschein
Mit den Locken blühender Mägdelein?“

Aber eher als an eine Untreue mag sie an seinen Tod glauben, und daß ihn Gott in eine Blume oder in einen Vogel verwandelt:

„Blühest du als Mohnblume wild
Am Stromesufer, im Thalgefild?
Oder singst des Kuckucks Prophetenlied
Unter maienfrischer Hollunderblüt'?“

Bleibt er für immer aus, weil ihn der Tod in der Ferne ereilt, so bleibt auch ihr nur der Tod als Freund und Erlöser. Auch seine letzte Bitte in der Ferne ist, sein einsames Grab nicht zu vergessen, aber auch nicht zu viel zu weinen und zu klagen, „damit sie nicht ein Spott ihrer Feinde werde“. Gleich schlimm wie der Tod ist die Untreue:

„Ist dies die Quelle, die mich gelabt und getränkt?
Ist dies das Mädchen, dem ich mein Herz geschenkt?
Ist der Quell dies, wo badend die Taube saß,
Ist die Maid dies, die ich zum Weib erlas?
Ist der Quell überschüttet mit goldenem Sand,
Reicht das Mädchen einem andern Kosaken die Hand,
Mit Kraut ist bewachsen zur Quelle der Weg,
Ein andrer Kosak führt mein Mädchen hinweg.
O böses Geschick! Mein Mädchen, mein Glück
Einem Andern gehört!" *)

Gleich schwer straft es das Volkslied an dem Manne, wenn bei ihm „der Quell mit goldenem Sand überschüttet ist". Das Mädchen, welches dies Loos getroffen, wird getröstet:

„Ist dir untreu der Eine,
Wird ein Andrer der deine;
Wenn die Rauten, die grünen
Vor dir im Weg blühn,
Wird dich zu minnen,
Zu dir ein Kosak ziehn;
Doch der dich verstoßen,
Wird kein Weib je umschließen,
Bis dem Mühlstein, dem bloßen,
Grüne Rauten entsprießen."

Gegen das Verbrechen, auch wenn es aus Liebe begangen worden, ist das Volkslied überaus streng. Das Mädchen, welches den Bruder vergiftet, weil er

*) Die bisher mitgetheilten Proben sind mit Ausnahme einiger weniger von mir übersetzter Stellen sämmtlich Bodenstedt's „Poetischer Ukraine" entnommen. Dasselbe gilt auch von den weiteren, sofern nicht ausdrücklich anderes bemerkt ist.

ihre Heirath mit dem „geliebten Serben“ verhindert, trifft der Fluch Aller, auch des Geliebten, der sich von ihr lossagt. Als der Bauer sich in seine schöne Magd Nastja verliebt und die eifersüchtige Bäuerin die Magd in den Keller sperrt, wo sie zu Grunde geht, läßt das Volkslied sie hiefür zwar schwere Buße thun, aber es gibt ihr Recht, daß sie hindernd zwischen die beiden sündigen Liebenden getreten. Hingegen feiert es die Rachethat der beiden Schwestern, welche derselbe Kosak verführt und die ihn dafür vergiftet.

Eine Verherrlichung des Ehebruchs wird man in diesen Liedern vergeblich suchen. Die schöne Jula, das Weib des Prokop, welches den Wanjo liebt und ihn zum Morde des Gatten aufstachelt, wird dafür sammt dem Geliebten gepfählt. Der greise Wassil, den sein junges Weib aus Geldgier genommen und dann mit dem schönen Knecht Fedko hintergangen, wird gefeiert, weil er die Beiden erschlägt, und auch eine andere ähnliche Dumka, in welcher die Ehebrecherin dadurch entschuldigt wird, daß sie dem verhaßten Mann auf Befehl ihrer Eltern gefolgt, berichtet die Rachethat des Gatten ganz objektiv und schließt: „Fluche deinen beiden Eltern, aber fluche auch dir selbst!“ Noch mehr: als der ungetreue Gregor von seiner Braut vergiftet wird (Sonntag gräbt sie die Kräuter, Montag wäscht sie sie, Dienstag „wird das Unheil gestiftet“, Mittwoch vergiftet sie ihn, Donnerstag liegt er todt,

Freitag wird er begraben), nimmt das Volkslied für sie Partei, weil sie ihm lieber „Erde zu essen gegeben“, als seinen Besitz mit einer Anderen zu theilen. Und es gibt kaum eine Hütte, in welcher dies Lied nicht erklänge!

Wie durch diese tragischen, so bekundet das Volksgemüth auch durch eine Reihe spöttischer Dumken die gleiche Auffassung. Am verbreitesten ist das Lied vom „Hannchen hold und Hannchen sonnig“, welches dem Werber auf alle seine Liebesbetheuerungen erwidert:

„Zeit ist's, Mann, in dich zu gehn,
Laß nur fremde Frauen stehn!
Will das Herz die Ruh' dir stören,
Blick auf's Weib, dann wird's aufhören;
Kannst des Nachts nicht schlafen, Sünder?
Dann steh' auf und wieg' die Kinder!“ *)

Gleich hart straft das Lied den Unfrieden der Ehegatten, namentlich auch die schlechte Behandlung des Weibes durch den Mann. Prügeln darf er sie wohl, und zwar auch ohne rechten Grund, aber „ihr Herz darf er nicht kränken“, was ja bei der mäßigen körperlichen Züchtigung nach der sehr charakteristischen Auffassung des Liedes keineswegs der Fall ist. Das Weib, welches einem solchen Schicksal entflieht und zur Mutter zurückkehrt, hat alle Sympathieen des Volkslieds. Kann es keine andere Botschaft um Hilfe

*) Uebersetzt von Staufe.

aussenden, so schwingt sich der Falke auf und bringt die Kunde in ihrer Mutter Haus, oder die Blume, die sie gepflückt, schwimmt den Bach hinunter und erzählt im Vorüberfließen der Greisin, wie schlimm es ihrem fernen Kinde ergehe. Dann übernimmt der Bruder das Racheamt, zuweilen aber auch der Himmel selbst, indem er dem Frevler durch ein Gewitter die Saat zerschlägt.

Zu dieser hohen, streng sittlichen Auffassung des Volkslieds stimmt auch die Art, wie es der Gefallenen gedenkt. Es höhnt und verdammt sie nicht, weil es die Hauptschuld stets dem Manne beimißt, aber es nimmt auch den Fehltritt nicht leicht, und den „grünen Kranz aus dem Haar“ verloren zu haben, ist ein Unglück, das sich in der Folge nie ganz ausgleichen läßt. Selbst in seiner tiefsten Erniedrigung umwebt das Weib dieser Volksdichtung noch ein Schimmer der Poesie. Man lese z. B. das nachstehende, von Bodenstedt übersetzte Zwiegespräch:

„Sag', Mädchen, wo werden wir schlafen zur Nacht?“
— „Im Schatten dort unter'm Tannenbaum,
Der hoch her hinter der Wiese ragt.“ —
„Doch worauf, mein Mädchen, schlummern wir ein?“
— „Auf des Rasens schwellendem Flaum,
Das wird unser weiches Bette sein!“ —
„Sag', Mädchen, womit werden wir uns bedecken?“
— „Uns hüllt der Nacht schwarze Decke ein!“ —
„Und wer wird am frühen Morgen uns wecken?“
— „Das Gezwitscher der munteren Vögelein!“ —
„Und wachen wir auf beim Tageslicht,

Womit waschen wir Hände uns und Gesicht?"
— „Du wäschst mit dem frischen Morgenthau dich,
Ich mit meinen bittern Thränen mich!" —
„Doch was zum Frühstück essen wir,
Mein Mädchen! eh' wir uns trennen hier?
— „Du wirst dich von des Waldes Beeren
Ich mich von meiner Schande nähren!" —
Und hernach, mein Mädchen, wohin gehen wir?"
— „Geh' zum Teufel, geiler Verführer du!
Ich fliehe den dunklen Wäldern zu!" —

Ebenso charakteristisch ist die nachstehende Dumka von „Des Schmiedes Töchterlein", die so überaus verbreitet ist, daß ich sie in der Ukraine wochenlang fast täglich zu hören bekam. Ich teile sie gleichfalls in der Bodenstedt'schen Uebersetzung mit:

„Schmied, warum schmiedest du heute nicht?
Schon lange ist's Tag!
Warum weckst du deine Leute nicht?
Und bist selbst nicht wach?..
O, wir wissen, was dich plagt!
Deine Tochter ist entbunden
Von einem Knaben zur Nacht,
Ist aus dem Haus verschwunden,
Hat ihn zum Graben gebracht.
Dort im tiefen Wasser hat sie ertränkt das Kind,
Und sie sprach zum fliehenden Morgenwind:
„Höre auf zu wehen, du stiller Wind!
Wo bist du, grauser Orkan?
Komm' und jage die schwarzen Wolken heran,
Daß die Wege, die zu diesem Graben führen,
Sich im Wasser verlieren!

Daß die Menschen davon keine Spur mehr sehen
Und nicht mehr Wasser zu schöpfen zum Graben gehen,
Daß sie nicht mein liebes Kind aufwecken,
Daß sie nicht mein trübes Herz erschrecken!""

Derselben Auffassung huldigt auch das Spottlied. Das Mädchen, welches dem Kosaken, der „fern von Bender an die Donau zieht", leichtfertig folgt, endet in Not und Jammer; das Weib, das aus Rache an dem liederlichen Manne selbst liederlich geworden, vergeht in Schande.

Es gehört schließlich mit in denselben Empfindungskreis und bildet seinen Höhepunkt, daß das Volkslied den Mann, der eine Wittwe freit, mit einem Makel behaftet. So heißt es z. B. in einem von Staufe übersetzten Liede:

„Lieber sollst du Räuber werden,
Als daß du die Wittwe frei'st;
Geh' mein Sohn nur auf die Felder,
Findest dort du drei der Wege:
Blutig ist der Weg zur Wittwe,
Golden ist der Weg zur Mutter,
Honigsüß der Weg zum Mädchen!"

Werfen wir nun auf die Idylle und das Lied der glücklichen Liebe einen Blick. Auch hier wird eine einzige Probe mehr beweisen, als alles Lob vermöchte:

„Wie er schön ist, wie er grün ist,
Der Hollunder auf der Wiese:
Doch viel schöner noch und zarter

Ist Maria, die geliebte!
Wenn sie steht vor ihrer Pforte,
Glänzt sie wie die Morgenröthe,
Tritt sie ein zum Flur des Hauses,
Scheint sie gleich dem Abendsterne,
Hinter'm Wolkenflor verschwindend.
Kehrt sie heim in ihre Wohnung,
Die Kosaken alle stehend
Ziehen ab die Mützen; fragend:
„Bist du nicht des Czaren Tochter?
Bist du eines Königs Kind?" —
„Nein," sagt sie, „ich bin Maria,
Des Kosaken Iwan Tochter!" " —

Es ist ein seltenes, aber wahrlich nicht unverdientes Geschick, welches dieser schönen (von Bodenstedt übersetzten) Dumka gefallen: sie ist aus einem weltlichen Lied allmählig ein geistliches geworden und wird heute zur Weihnachtszeit als Loblied auf die heilige Jungfrau gesungen! Und wer will sich darüber wundern, wer das Volksgemüth darum schelten?! Gleich rein und zart, gleich naiv, aber auch gleich poetisch ist die nachstehende, gleichfalls von Bodenstedt übersetzte Dumka:

„Sprach zum Mond die Abendröthe:
„Du mein ewiger Gefährte!
Geh' nicht auf vor mir: vereine
Deinen Glanz mit meinem Glanze,
Erd und Himmel zu erleuchten,
Zu erfreu'n das Thier der Steppe
Und den Wanderer, den müden,
Der zur fernen Hütte kehret,
Auszuruhn am heim'schen Herde."

Sprach Mariechen zum Geliebten:
„O mein Iwan, mein Verlobter!
Mach' nicht vor mir Haus: zusammen
Wollen wir uns niederlassen,
Und mit Freude füll'n zwei Häuser,
Unsrer beiden Väter Häuser.““

Leichter entbehrt sich eine Hütte, als eine Geliebte; und: „wäre mir doch meine Liebe gereift, statt meines Haidekorns!“ klagt ein drolliges, viel gesungenes Lied. Nur der Wittwe, die sich nach einem neuen Eheherrn sehnt, gönnt es das Lied, wenn ihr Schmachten vergeblich bleibt; die Anderen tröstet es damit, daß schließlich „jedes Bächlein sein Flüßlein findet“, auch wenn es lange einsam dahinrinnen muß. Bevorzugt ist als Freier vor allem der Müller, weil das ein „lustiges, nahrhaftes Gewerbe“ sei; ferner der Bauer; vor dem Kosaken oder gar dem Soldaten wird launig gewarnt, wie hübsch er auch sei. Die Fährlichkeiten glücklicher Liebe, welche besungen werden, sind dieselben, wie in aller Herren Ländern: die Strenge des Vaters, die Klatschsucht der Verwandten, der Unterschied im Vermögen, wohl auch eine kleine Eifersucht. Helfer ist hier wie überall die trauliche Nacht, welche vereint, was der nüchterne Tag geschieden. „O du Mond, du liebes Mondchen,“ beginnen wohl zwei Dutzend mir bekannter Lieder, die alle dasselbe Thema behandeln, und es ist kaum zu sagen, welche Aufgaben dieser treueste Freund der Liebenden zu lösen hat. In dem

einen Liede wird ihm zugemuthet, bis zu dem Augenblicke, wo sich der Geliebte in die Kammer schleicht, verhüllt zu bleiben, damit ihn kein Späherauge eintreten sehe, dann aber recht hell zu scheinen, denn „in dunkler Kammer ist's gefährlich". Ein zweites trägt ihm auf, hell in des Mädchens Kammer zu scheinen, aber nicht in jene ihrer Mutter zu dringen, damit „die Junge wach bleibe, die Alte schlafe". Ein drittes verlangt von ihm sogar, sich drei Monate lang gar nicht sehen zu lassen, bis die Verlobung öffentlich sei; dann dürfe er zur Ausgleichung „ein volles liebes Jährchen sein volles liebes Gesichtchen" zeigen. In wie vielen Fällen man ihm Botschaften aufträgt, und was er alles auszurichten hat, wäre gar nicht aufzuzählen. Kommt dann der Tag, wo die Liebenden vor dem Altar zusammengegeben werden, so wird jubelnd das Hochzeitslied angestimmt. Es gibt unzählige solcher Dumken; zu den schönsten gehört jene von der Wachtel, welche „hoch zwischen Blumen und Wintergrün auf dem Gipfel des Berges blüht" und die Niemand zu fangen wagt, weil ihm der Berg zu steil ist, bis endlich der junge Wassil, Iwan, Marko oder Fedko (hier wird stets der Name des Bräutigams eingefügt) sein Roß spornt und die singende Wachtel fängt. „Die Wachtel dort oben ist die junge Maria" (oder Anna u. s. w.), und Wassil:

„. . . Wirft von sich sein blankes Geschoß
Und er spornt sein Roß, sein falbes Roß,

Kommt auf dem Gipfel des Berges an,
Bei der Hand nimmt er Maria dann,
Führt sie zu ihrem Vater hin
Und bittet um seinen Segen ihn."

Das Lied wird heute überall, auch im ostgalizischen Flachland und tief in die Karpathen hinein gesungen; daß es ursprünglich aus der Ukraine und aus jenen Tagen stammt, da der Kosak sich die Braut rauben mußte, ist unschwer zu erkennen.

Wie glücklich aber auch die Ehegatten miteinander leben mögen: „Wie die Mutter liebt dich Niemand auf der Erde". Auch die Eltern-, die Kindesliebe klingt uns aus diesem Volkslied voll und rührend entgegen. Unerschöpflich ist es namentlich in der Ausmalung der Trauer der Mutter um den Sohn. Als z. B. den „jungen Falken" ein spitzer Pfeil durchbohrt, fliegen drei Kuckucke herbei, um ihn zu trauern. Der erste setzt sich an seinen Kopf, das ist seine alte Mutter; der zweite an seine Füße, das ist seine liebe Schwester; der dritte an sein Herz, das ist sein süßes Liebchen. Wo die Mutter weint, wird ein blutiger Bach; wo die Schwester, ein Thränenquell; wo das Liebchen, ein öder Steg. Denn die Mutter weint alle Tage, die Schwester, wenn sie sich seiner erinnert, und das Liebchen bald gar nicht mehr, weil sie an einen Anderen denkt.

Wie überaus innig das Verhältniß dieses Liedes

zur Natur ist, werden schon die vorstehenden Proben erwiesen haben. „Die kleinrussische Volksdichtung", bemerkt Kostomarow mit Recht, „ist untrennbar mit der Natur verbunden. Sie belebt dieselbe, macht sie zur Theilnehmerin an Freude und Schmerz der Seele. Die Gräser und die Bäume, die Vögel und anderes Gethier, die Himmelslichter, der Morgen und der Abend, die Hitze und der Schnee: alles athmet, denkt, fühlt mit dem Menschen, alles ruft ihm zu mit der Zauberstimme bald der Theilnahme, bald der Hoffnung, bald der Mahnung. Ein charakteristischer Zug ist auch die symbolische Erwähnung eines Baumes oder eines Vogels in der Eingangszeile sehr vieler Dumken. Ist der Inhalt ein trauriger, so „steht am Wasser die Platane, tief herniederhängend"; soll der Ruhm siegreichen Heldenmuthes besungen werden, so „schwimmt auf dem Meere ein weißer Schwan"; sollen wir den Untergang des Helden erfahren, so „reißt der Wind im Eichenwald die Blätter ab"; wird Künftiges geweissagt, so „kommt der Kuckuck geflogen" (auch in diesem Volksglauben ein Zaubervogel); auf Fröhliches bereiten der Hollunder und die Rose, auf Geheimnißvolles die Raute, auf spöttischen Inhalt das trockene Heu, auf die Erzählung eines Verbrechens der Schierling oder die Tollkirsche vor. Auch das rumänische Volkslied beginnt regelmäßig mit einem solchen Symbol, während es — nur eben die Kleinrussen ausge-

nommen — in der Volksdichtung der slavischen Stämme sehr selten auftritt.

Betrachten wir nun jene Dumken, welche uns über die Lebensführung und die socialen Zustände informiren, so drängt sich das Trinklied schon durch seine Zahl in den Vordergrund. Harmlose, fröhliche Gesänge, an denen weiter nichts auffällig ist, finden sich vereinzelt auch hier; die überwiegende Mehrzahl aber feiert die Völlerei oder geißelt sie, und das ist gewiß in traurigem Sinne bezeichnend. Dazu stimmt auch, daß wir nur in den älteren Dumken von „rothem Wein" hören, in einigen anderen vom Meth, in den meisten vom Schnaps. Auch da, wo früher von anderen Getränken die Rede gewesen, wird nun regelmäßig das „Wässerchen" genannt, was leider Aquavit bedeutet. Aehnlich wie das Sprichwort zwischen den beiden Extremen schwankt: „Ohne Schnaps kein Leben" und „Als der Teufel die Menschen verderben wollte, schuf er den Schnaps", so warnt das eine Lied: „Gott bewahre dich vor der Schenke, wo der Teufel lauert", während das andere jauchzt: „Der Schnaps ist süß, der Schnaps ist gut", wie wir es am „Markttag von Barnow" (Band I. S. 14) haben singen hören, und was sonst noch über dies Thema zu sagen wäre, ist dort gleichfalls bereits bemerkt. — Genannt seien ferner die Acker- und Erntedumken, die auch manche Anspielungen auf den alten, heidnischen Volksglauben enthalten; dann

die Gesänge, in welchen die Klage über das Loos des Hörigen oder der Haß gegen den polnischen Herrn zum Ausdruck kommt.

Schließlich noch ein Wort über das verbreitetste Tanzlied, die Kolomejka. Der Name stammt nicht etwa, wie in nahezu allen Reisebeschreibungen über Galizien oder Südrußland zu lesen ist, von der Stadt Kolomea, sondern vom Worte Kolo, wie eben jener Tanz heißt, dessen Bewegungen durch Gesang begleitet und geleitet werden, da Musikanten nicht immer zur Stelle sind. Diesem Zwecke entsprechend hat sich auch die metrische Form der Kolomejka ganz scharf herausgebildet; sie ist ein Achtzeiler, der abwechselnd aus vier- und dreifüßigen Trochäen aufgebaut ist; die letzteren sind paarweise gereimt. Doch kommt es auch vor, daß statt des Trochäus am Schlusse eine Länge gesetzt wird. Von mir übersetzte Proben finden sich bereits auf S. 9 und 10 des ersten Bandes mitgetheilt. Was über den Inhalt der Dumka gesagt worden, paßt auch auf das Tanzlied, nur daß sein Inhalt, wie bereits bemerkt, im Allgemeinen heiterer ist.

Das Volkslied war und ist noch heute der beste poetische Schatz der Kleinrussen.





Taras Szewczenko.




aras Szewczenko ist nicht blos an sich eine Genie, in ihm ist auch gleichsam der poetische Genius der Kleinrussen verkörpert; seine Muse vereint alle charakteristischen Züge dieser Literatur; wer ihn charakterisirt, gibt gleichsam auch ein Gesammtbild der poetischen Strebungen seines Volkes. In diesem Sinne muß der vorliegende Aufsatz als eine Vervollständigung jenes über die Literatur der Kleinrussen gelten. Aber auch rücksichtlich seines Schicksals ist er eine typische Figur. Sein Lebenslauf ist mit größeren oder geringeren Variationen der aller kleinrussischen Dichter, nur daß der große Taras mehr gestrebt, mehr gelitten und mehr geschaffen als seine Liedgenossen.

Es ist eine Biographie, welche wie ein Roman klingt, aber er führt den Helden nicht aus Nacht zum Licht, sondern aus Nacht in Nacht und ist mit dem Herzblut eines guten, großen Menschen geschrieben.

Wir wollen Ehrfurcht haben vor solchem Schmerz und Schicksal und nur kurz die Thatsachen berichten.

Taras Szewczenko wurde am 25. Februar (a. St.) 1814 im Dorfe Morniza bei Kirilitwka (Gouvernement Kiew) geboren. Sein Vater, Gregor, war ein leibeigener Bauer und gehörte mit Kind und Kegel einem deutschen Grundherrn, Engelhardt. „Bis in mein achtes Jahr war ich im Paradiese“ hat später der berühmte Mann über seine Kindheit erzählt. Das hastige, träumerische, rastlos brütende Bübchen durfte thun, was ihm beliebte, und am meisten beliebte es ihm, ziellos durch die Steppe zu wandern. Einst kam er des Abends nicht heim; er war ausgezogen „um die Säulen des Himmels zu finden. Ich dachte, die Berge, welche den Horizont meiner Heimath begrenzten, müßten eiserne Säulen sein, welche das Himmelsgewölbe stützten, und ich nahm mir vor, dieselben in nächster Nähe zu beschauen. Ich machte mich wirklich auf den Weg, aber am Abend des ersten Tages standen die Säulen noch sehr fern. Am nächsten Morgen machte ich mich noch zeitiger auf, um endlich hinzugelangen; aber auch am Abend war ich noch nicht so weit und blieb nun ermüdet liegen.“ Mitleidige Czumaken (Salzfuhrleute) brachten das Kind den Eltern wieder. Das war in seinem fünften Jahre. Da starb die Mutter, und „das Paradies ward zur Hölle“. Eine böse Stiefmutter kam in's Haus; „sie ge-

rieth hauptsächlich um meinetwillen häufig in Streit mit meinem Vater, wobei es mir erging, wie dem Getreidekorn zwischen zwei Mühlsteinen". Mindestens seinen Lieblingssohn wollte der Vater vor dem bösen Weibe retten und übergab ihn einem Lehrer. Wichtiger als dieser Unterricht, der nicht über das Lesen hinausging, wurden die Eindrücke, welche ihm der häufige Besuch eines benachbarten Klosters machte. Dasselbe hatte bei einem Kosakenaufstand gegen die Polen (1768) den Rebellen als Stützpunkt gedient. Ein alter Mönch, welcher Augenzeuge jener blutigen Tage gewesen, erzählte ihm einzelne Scenen. Die Erzählung regte den Knaben ungemein auf, und „ich beschloß schon damals, sie möglichst vielen Leuten weiter zu erzählen". Er hat diesen Vorsatz ehrlich eingehalten; sein Epos „Die Haidamaken" ist wohl das meist gelesene Buch in kleinrussischer Sprache geworden.

In seinem elften Jahre traf den Knaben ein harter Schlag: sein Vater starb, er mußte sich selbst weiter helfen. „Die Leute meinten, ich sei zu Höherem geboren", und „ein Diak war das Höchste, was ein Leibeigener werden konnte". Zu einem solchen Diaken (Kirchensänger) trat er in die Lehre, aber der rohe Säufer mißhandelte ihn fürchterlich, und zwar desto schlimmer, je größere Fortschritte der Knabe machte, weil der Unmensch fürchtete, der begabte Schüler könnte ihn frühzeitig um's Brot bringen. „Das war der erste

Despot, welchem ich in meinem Leben begegnete, er impfte mir für's ganze Leben meinen Ekel ein gegen jeden Druck, welchen ein Mensch auf den anderen übt.“ Als ihm endlich der „handgreifliche Unterricht“ zu toll wurde, prügelte er einmal, kaum dreizehn Jahre alt, den Schwertrunkenen mit einer Ruthe so kräftig durch, daß er „sich selbst ganz zerschlagen fühlte“, entlief darauf bei Nacht und Nebel aus dem Dorf und begab sich zu dem Kirchensänger im benachbarten Flecken Lisjanka, weil dieser zugleich als Maler von Kirchenbildern in der Gegend Ruf hatte. „Um den Prügeln meines Lehrers zu entfliehen, war ich oft tagelang vom Hause weg und trieb mich irgendwo in der Steppe oder in den Gärten der Nachbarsleute herum. Am liebsten hielt ich mich in dem Garten meines Nachbars Zenych auf, weil ich dort am sichersten war, aber auch deshalb, weil dieser Garten die schönsten Bäume hatte. Während ich sie immer von Neuem anstaunte und bewunderte, befiel mich eine große Sehnsucht, ihre schönen Linien nachzuzeichnen, was ich zuerst mit einem Zweiglein im Sande, dann mit Bleistift auf dem Papier that.“

Der Kirchensänger und Maler von Lisjanka ließ sich bereit finden; er nahm den Knaben auf, richtete jedoch den Unterricht in etwas eigenthümlicher Weise ein. Derselbe dauerte sehr kurz: „Drei Tage hindurch schleppte ich geduldig vom Flüßchen Tekecza mit Eimern

das Wasser auf den Berg und rieb eine Kupferfarbe auf einem eisernen Steine; den vierten Tag verließ mich die Geduld, und ich entlief in das Dorf Tarisiwka, weil auch der dortige Kirchensänger Maler war." Wieder begann der Unterricht und diesmal mit größtem und raschestem Erfolg; der Schüler schien den Lehrer bald einholen zu wollen. Darauf erklärte der würdige Meister, wer so rasch klexe, habe nicht das geringste Talent zur Malerei, und jagte den Knaben wieder davon, um sich nicht, da Taras sich auch bei den Bauern sehr beliebt gemacht, selbst einen Konkurrenten in's Dorf zu setzen. Da er aber diese Theorie von den Kennzeichen malerischen Talents dem arglosen Knaben scheinbar aus vollster Ueberzeugung mitgetheilt und wohl begründet hatte, so glaubte ihm dieser. „Da gab ich meine hochfliegenden Pläne auf, kehrte gebrochenen Herzens in mein Dorf zurück und wurde Schweinehirt. Der Hunger pflegt nämlich recht wehe zu thun." Nicht lange sollte Taras der Eumäus von Kiriliwka sein. Nachdem sein alter Gutsherr gestorben, nahm der junge Engelhardt den fünfzehnjährigen Schweinehirten, der lesen und schreiben, zeichnen und singen konnte, als Zimmerkosaken in sein Haus. Dieses Amt bestand hauptsächlich im Stopfen von Pfeifen und Putzen von Stiefeln; Taras hatte viele Muße und benützte sie, indem er heimlich „mit Bleistiften, welche ich dem Rechnungsführer gestohlen hatte, auf Papier, das ebenfalls um

gestohlene Kopeken gekauft war", die Bilder des Vorzimmers kopirte. Es sei, entschuldigt sich der Aermste, aus einem unwiderstehlichen Drange geschehen, er habe geglaubt, sterben zu müssen, wenn er nicht hätte zeichnen können, und „bei Gott dem Allmächtigen, anders ging es nicht!". In Wilna überraschte ihn einmal sein Herr, als er in später Nacht bei Kerzenlicht die Bilder der dortigen Wohnung Engelhardt's kopirte. „Er gab mir ein paar mächtige Ohrfeigen, nicht für meine Kunst, nein, meine Kunst bemerkte er gar nicht, aber dafür, daß ich das Haus und die Stadt in Flammen hätte aufgehen lassen können. Am nächsten Tag befahl er dem Kutscher Sidorko, mich tüchtig durchzuprügeln, was dieser auch mit größtem Eifer und Erfolg gethan hat."

Trotzdem sollte ihm der Aufenthalt in Wilna noch segensreich werden. Eine polnische Näherin, in welche er sich dort verliebte, und der zu Gefallen er Polnisch lernte, bestärkte ihn in seinen ehrgeizigen Plänen, ein Dorfmaler zu werden, theils weil sie den Geliebten erhöht sehen, theils weil sie geheirathet sein wollte. Sie auch gab ihm den Plan ein, wie sein Herr dafür gewonnen werden könne; man müsse seine Habsucht nur durch die Vorstellung reizen, daß ein Leibeigener als Maler einen hohen Kopfzins bezahlen könne. Da zudem einige sachverständige Männer in Wilna Herrn Engelhardt versicherten, daß sein junger Zimmerdiener thatsächlich Talent habe, und gleichfalls dringend riethen,

ihn ausbilden zu lassen, so gab ihn dieser endlich 1832 auf vier Jahre zu dem Petersburger Maler Szerajew in die Lehre. Dieser „Meister verschiedener Malerarbeiten", wie er sich auf seinem Handwerksschilde nannte, war ein gewöhnlicher Handwerker; auch „trank und prügelte er so viel, wie alle meine früheren Diaks zusammen". Gleichwohl hielt es Szewczenko bei ihm aus, wußte sich daneben die Aufmerksamkeit und Förderung wirklicher Maler zuzuwenden, und war bald so weit, daß er für Herrn Engelhardt ein Bild der Maitresse desselben anfertigen konnte. Auch ein würdiger Priester, Namens Sosenko, gehörte zu diesen Gönnern, und dieser beschloß den talentvollen Leibeigenen freizukaufen. Leider waren jedoch Engelhardt und die porträtirte Dame mit der erwähnten Kunstleistung sehr zufrieden gewesen; „mit 2500 Rubel," erklärte der Herr, „sei eine so talentvolle Seele nur eben knapp nach ihrem Werthe bezahlt." Der Betrag wurde in origineller Weise aufgebracht. Der berühmte Dichter W. A. Shukowski erklärte sich bereit, sich zu Gunsten Szewczenko's porträtiren zu lassen, und einer der bekanntesten Maler Petersburgs, Brylow, das Porträt anzufertigen. Dann „leitete er eine Lotterie auf das Bild ein. Als um 2500 Rubel Loose abgesetzt waren, fand die Ziehung statt und mit diesem Preise wurde meine Freiheit gekauft, am 22. April 1838. Von diesem Tage ab begann

ich die Klassen der Akademie der Künste zu besuchen, und rasch war ich einer der liebsten Schüler Bry-low's. Im Jahre 1844 erlangte ich die Würde eines freien Künstlers."

Es ist unzweifelhaft, daß Szewczenko ein hübsches Malertalent besessen; unsterblich aber machten ihn seine nur zögernd unternommenen Versuche in einer anderen Kunst. Mitten im Rausche der Freiheit und des jungen Künstlerstrebens gedachte er seiner Kindheit und seines zertretenen Volkes. Er begann zu dichten, nicht blos in der verfehmten Sprache, sondern oben-drein kühne Freiheitslieder, erschütternde Schilderungen des Elends, mit welchem die fremden Herrn den ukrainischen Bauer belastet. Die Freunde riethen ab, aber Szewczenko fuhr fort, in klingende Reime zu bringen, was ihm das Herz erfüllte. „Die rauhe Muse Ukraina's hielt sich lange Zeit von dem im Vor-zimmer des Herrenhauses und im Gasthofe der Stadt verwahrlosten Herzen abgewendet; als aber der frische Hauch der Freiheit meinen Gefühlen die Reinheit der früheren Kinderjahre unter dem ärmlichen Strohdach meines Vaters zurückgab, schlang und preßte mich die Keusche in weiter Ferne an ihre Brust." Mit rührender Ausdauer suchte er zugleich, von dem bereits erwähnten Priester Sosenko und dem kleinrussischen Dichter Hrebenka unterstützt, die Lücken seiner Bildung aus-zufüllen, und zum guten Theil gelang ihm dies auch.

Bereits im Jahre 1840 erschien seine erste Liedersammlung „Kobsar“ („Der Sänger“). Es ist eine viel bestätigte Erfahrung, daß sich das Talent bereits im Erstlingswerke ganz gibt, während das Genie sich gleichsam immer neu gebiert. Szewczenko war ein Genie; in seiner ersten Sammlung ist der gewaltige Epiker kaum zu ahnen, er ist da lyrischer Tendenzdichter. Doch davon später; hier interessirt uns zunächst das Schicksal des Dichters. Auch diese erste Sammlung übte einen großen Einfluß auf dasselbe. Die großrussische Kritik empfing das Büchlein mit Hohn, die Landsleute mit Begeisterung, die Regierung aber begnügte sich vorläufig damit, den Dichter unter polizeiliche Aufsicht zu stellen und ihm alle Benefizien zu entziehen. Szewczenko wich keinen Augenblick aus der eingeschlagenen Bahn. Die Malerei beschäftigte ihn immer weniger, die Dichtkunst immer mehr, und da er in der Heimat neue Anregung zu finden hoffte, begab er sich nun dahin. Auch in der Ukraine hatte er bald die Verfolgung der Polizei zu erdulden; aber je widriger sich unter diesem Drucke seine Verhältnisse gestalteten, desto kühner und begeisterter klang sein Lied.

Auf heimischem Boden schuf er das Hauptwerk seines Lebens, das gewaltige Epos: „Die Haidamaken“. „Die moskowitischen Kritiker“, sagt er in der Widmung an seinen Freund Szczepkin, „werden auch dies Buch nur mit Hohn empfangen; sie werden mir sicher-

lich rathen, ich möchte aufhören, Dinge zu besingen, die nicht mehr sind, Thaten zu verherrlichen, an welche nur noch Grabhügel erinnern." Aber diesem Hohn verschließe er ebenso sein Ohr, wie dem Lockruf, er möge, da er doch nun einmal einige Begabung hätte, großrussisch fühlen und in diesem Sinne in der fremden Sprache dichten. „Mir aber wäre dann zu Muthe, wie einem Kind ohne Mutter, denn meine Mutter ist einzig nur meine schöne Ukraine, und sie wird es bleiben, es komme, was da wolle."

Und das Verderben kam. Im Jahre 1847 „ereignete sich", wie Pypin es zart ausdrückt, „mit Szewczenko ein großes Unglück"; es ereilte ihn die Knute. Kurz vorher war sein Freund, Graf Jakob Palmén seiner freien Gesinnungen wegen als Gemeiner in die kaukasische Armee gesteckt worden. Diese Gewaltthat erbitterte den Dichter; er schrieb seine später so berühmt gewordene Rhapsodie „Der Kaukasus", eine furchtbare Anklage gegen die russische Regierung. Die Vergeltung ließ nicht lange auf sich warten; Taras wurde, 33 Jahre alt und ein berühmter Mann, körperlich gezüchtigt, dann als Gemeiner nach Orenburg geschickt.

Aber auch nun schwieg er nicht; gerade hier, im buchstäblichen Sinne des Wortes unter der Knute, entstanden seine kühnsten, schärfsten Mahn- und Rachelieder. Sie flogen in Abschriften nach der Ukraine, von dort nach Galizien und wurden unter dem Schutz

des großen Freiheitsjahres gedruckt. Abermals wurde ihm von den russischen Schergen Tortur angethan, aber die Geißelhiebe zerfleischten nur den Körper und konnten den Geist nicht tödten. Da schickte man den Unglücklichen nach dem Fort Nowo Petrowsk am asiatischen Ufer des Kaspisees. Es war eine entsetzliche Existenz; die Garnison bestand aus dem Auswurf der Menschheit, der Dienst war furchtbar streng, außer der verworfenen Soldateska gab es keinen Verkehr und kein Buch, keine Zeitung. Dieses teuflische Mittel wirkte; der bejammernswerthe Dichter wurde siech und stumpf. Als im Jahre 1857 seine Petersburger Freunde, namentlich die Gräfin Tolstoi, nach vielen vergeblichen Versuchen seine Freilassung erwirkten, da konnte sie ruhig gewährt werden. „Der Mann ist unschädlich," hatte der Kommandant des Forts berichtet.

Der gebrochene Mann erhielt Petersburg zum Wohnsitz angewiesen; erst 1859 durfte er seine heißgeliebte Ukraine wiedersehen. Er trug sich mit dem Gedanken, sich für seine alten Tage am Dnjeper ein Haus zu bauen; auch wollte er sich mit einer Leibeigenen vermählen; es war eine Magd seines Schwagers, Charita. Die junge Magd wies die Werbung des berühmtesten Dichters der Nation zurück. Es war der letzte Schmerz, der ihn auf Erden traf. Noch einmal flammte sein Geist auf; er schrieb sein Gedicht „Bratnic Poslanie („Die brüderliche Sendung"), einen flammen-

den Protest gegen den heuchlerischen Panslavismus Rußlands, der andere befreien will und die eigenen Völker zertritt. Es war sein Schwanengesang; langsam siechte er dahin. Als sich die Kunde seiner schweren Krankheit in der Heimath verbreitete, ging ein tiefes Weh durch's ganze Land. Zu seinem Namenstage schickten ihm alle Städte und Flecken, soweit Kleinrussen wohnten, Geschenke, Telegramme, Deputationen. Es konnte sich ihrer nicht mehr freuen; am 16. Februar 1861 ist er, 47 Jahre alt, in Petersburg gestorben. Seine Freunde erwirkten die Erlaubniß, seinen Leichnam in heimathlicher Erde zu bestatten; er ruht zu Kaniow in der Ukraine.

In Taras Szewczenko ist nicht blos der größte Sänger seines Volkes, sondern auch ein Dichter von höchstem absoluten Werte langsam zu Tode gemartert worden. Seine Begabung hat sich nicht voll und schön ausleben können; aber schon das, was er schaffen konnte, sichert ihm die Unsterblichkeit. Nicht die Theilnahme an seinem Geschick, nicht die Sympathie für sein Volksthum diktirt mir dies Urtheil, sondern meine kritische Ueberzeugung. Man würde mir leicht glauben, könnte ich eine Reihe bezeichnender Proben vorführen; leider ist dies nicht möglich. An Versuchen fehlt es nicht, doch sind sie insgesammt so wenig gelungen, daß sie die Schönheit des Originals auch nicht entfernt ahnen lassen, geschweige denn wiedergeben. Das kann nicht

verwundern. Diese Dichtungen voll elementarer Kraft, aus welchen uns so oft schrill und erschütternd Naturlaute entgegenklingen, in einer Cultursprache nachzubilden, gehört zu den schwersten Aufgaben der Uebersetzungskunst, geschweige denn gar in unserer Sprache, deren Geist dem des Kleinrussischen, diesem reinsten und ursprünglichsten Sproß der slavischen Sprachenfamilie, so direkt entgegensteht, wie eben deutsche und slavische Denk- und Empfindungsweise überhaupt. Die Aufgabe ganz zu lösen, dürfte nach meiner Ueberzeugung unmöglich sein; annähernd könnte sie nur einem wahrhaft bedeutenden Dichter gelingen, welcher beide Sprachen voll beherrschte, und ein solcher hat sich bisher noch nicht dieser Aufgabe zugewendet. Ein talentvoller Tiroler Lyriker, J. G. Obrist, brachte zur Zeit, da er als Lehrer in Czernowitz wirkte, die wörtliche Interlinear-Uebersetzung, welche ihm einige Kleinrussen angefertigt, in das Metrum des Originals. Er hat sich unendliche Mühe damit gemacht, aber sein Streben nach wörtlicher Treue brachte ihn dazu, fast undeutsch zu werden; selbst eine Prosaübersetzung würde dem verständigen Leser mehr über Szewczenko sagen, als diese metrische. Es fällt mir nicht leicht, dies auszusprechen; der rührende Eifer des Uebersetzers hätte wahrlich einen besseren Erfolg verdient. In den entgegengesetzten Fehler verfiel ein junger, aus Ostgalizien stammender Schriftsteller, Leo Habermann, in jenen Versuchen, die er mir 1882 vor-

legte. Gutes Deutsch und gute Verse, aber von der Ursprünglichkeit Szewczenko's war nicht viel darin. Gleichwohl glaubte ich, Habermannn mit gutem Gewissen zur Ausdauer ermuntern zu dürfen, eben weil er beider Sprachen kundig war und auch unzweifelhaft Spuren dichterischer Begabung zeigte; leider ist der junge hoffnungsvolle Mann schon im Februar 1883 beim Untergang des Dampfers „Germania“ an der Elbemündung verunglückt. Wer sein Szewczenko-Manuscript besitzt, weiß ich nicht; mit strenger Auswahl wäre es der Veröffentlichung werth. Ein dritter Uebersetzer, dessen Bemühungen mir bekannt geworden sind, Dr. Victor Umlauff von Frankwell in Wien, starb, nachdem er Weniges und dieses Wenige mit geringem Glück übertragen. Daß mir Proben fehlen, bedaure ich sehr, nicht blos, weil der Dichter selbst am Besten für sich spräche, sondern auch, weil ohne sie die Aufgabe, ihn zu charakterisiren, fast bis zur Unmöglichkeit erschwert wird.

Denn Szewczenko ist durch und durch originell und durch und durch fremdartig, und wenn sich auch der eine oder andere Zug seiner dichterischen Physiognomie durch Parallelen mit Poeten anderer Völker beleuchten ließe, so läßt sich doch auf diesem Wege kein richtiges Gesammtbild zusammenfügen. Ueberblickt man den Inhalt der beiden stattlichen Bände, welcher die treffliche Lemberger Gesammtausgabe von

1866 füllt, so läßt er sich in vier Gruppen scheiden: politische Lyrik, dann tendenzlose, idyllische Wald-, Steppen- und Liebeslieder, soziale Genrebilder, endlich historische Balladen und Epen. Schon dies deutet auf Vielseitigkeit der Begabung; wägt man aber nun den poetischen Werth dieser Gruppen, so kommt man zu einem Resultat, welches in aller Literatur sehr selten ist: Die vier Gruppen sind gleichwerthig, und keine läßt sich über die andere setzen. Wir müssen den politischen Freiheitssänger ebenso bewundern, wie den Epiker, den Dichter der Liebe ebenso, wie den Mann, welcher seltsame soziale Verhältnisse in künstlerischen Rahmen zu fassen gewußt. Das spricht sich leicht aus, aber es ist damit mehr gesagt, als dem flüchtigen Blick scheinen mag. Denn jede dieser Dichtungsarten setzt nicht nur verschiedene Gaben voraus, sondern darunter auch solche, welche sich in einer und derselben poetischen Individualität kaum vereinigen können, eben weil sie einander entgegengesetzt sind, einander aufheben oder ausschließen. Was den trefflichen Lyriker macht, ist das Schwelgen in der Empfindung, ferner absolute Naivetät, endlich die Fähigkeit, all' dem, was anderen Menschen stumm und todt liegt, den geheimen Ton, die schlummernde Musik abzulauschen. Je schlichter, je unbewußter sich dieser Prozeß vollzieht, um so schöner das Lied. Hier darf nicht der Dichter über einen Stoff gerathen, sondern

der Stoff über ihn. Wie anders schon der politische Tendenzpoet! Hier wirken nothgedrungen der Verstand mit und die Ueberzeugung; hier ist des Dichters Seele nicht mehr die Harfe, auf welcher nur die Empfindung spielt; meist ist es nur noch der Verstand allein, welcher darauf spielt, und zwar so oft wie ihm beliebt, daher auch in diesem Genre so häufig die gereimte Phrase dominirt. Und wenn auch das Aeußerste vermieden wird, so bleibt Tendenz doch immer ein fremder bewußter Zug. Es ist kein Zufall, daß der beste politische Dichter der Deutschen, Georg Herwegh, ein einziges gutes unpolitisches Lied gedichtet, kein Zufall auch, daß unser größter Lyriker nur mühsam ein kaltes, allegorisches Spiel componirte, als er „ein politisch Lied" dichten mußte. Und nun denke man erst, wie die Gaben des Lyrikers und des Epikers gegen einander spielen: was dem Einen schöner Schmuck ist, wird dem Andern schädlicher Ballast, und dem Einen muß die höchste Subjectivität Gesetz sein, dem Andern die höchste Objectivität. Darum genügen auch die zehn Finger vollauf, um die Dichter aufzuzählen, welche im Liede und im Epos gleich groß gewesen. Und ebenso fordert das soziale Genrebild eine bestimmte, scharf ausgeprägte Begabung. Darum wird, wer diese beiden Bände liest und die Gesetze der Poetik im Sinne hat, schier ebensoviel Genußfreude als Staunen empfinden. Hier ist ein Dichter, der all' die Gegensätze vereint —

und wie völlig! Nur ein Beispiel! Szewczenko ist Lyriker durch und durch, aber liest man seine „Hajdamaken“, so findet man kein lyrisches Epos, sondern ein Gedicht voll Handlung und Bewegung, voll plastischer Gestaltenfülle, ruhig, aber ohne Stocken dahinfluthend, von keiner subjectiven Empfindung, von keiner Gefühlsschwelgerei unterbrochen. Und wie spielend leicht vereint er diese Gegensätze — „durch göttliche Gnade“ dürfte man sagen, denn was darf uns göttlicher scheinen als das Genie?! . . .

Szewczenko's Universalität der Begabung ist also das erste Resultat, welches wir aus unserer Betrachtung gewinnen. Für jene gelehrten Herren, welche die Schubfächer in die Literatur eingeführt, ist es vielleicht gut, daß der kleinrussische Poet noch nicht übersetzt ist; er ließe sich weder in das lyrische, noch in das epische, noch in das politische, noch in sonst irgend ein Schubfach bringen. Nicht alle seine Gedichte sind gleichwerthig — unter den Liedern seiner letzten Jahre, wo er an Körper und Geist gebrochen war, finden sich schwachathmige, unbedeutende Sächelchen, welche seine Herausgeber nur aus falscher Pietät auf den Markt gebracht — aber in jenen Dichtungsarten hat er Gleichwerthiges geschaffen. In denselben Dichtungsarten bewegt sich auch das Volkslied seiner Nation und Szewczenko ist also ebenso vielseitig, als dies Volkslied. Durch diesen Hinweis enthüllt sich uns

auch der Kernpunkt seiner Individualität. Seine Muse ist nicht mehr und nicht weniger als die Verkörperung, die Vereinigung aller poetischen Strebungen dieser Volksseele. Seit langen Jahrhunderten hat es in dieser Nation einzelne, unbekannt gebliebene Poeten gegeben, welche dem Liederschatze der Kleinrussen bald ein Liebeslied, bald eine „Duma", welche die Großthat eines Vorfahrs besang, hinzugefügt, bald wieder eine Schilderung aus dem Leben der Bauern, Popen oder Herren, oder endlich ein Trutzlied gegen den Unterdrücker. In Szewczenko ist den Kleinrussen ein Genius geschenkt, der all' das kann, was früher vereinzelt jene Anonymen gekonnt. Wie sie nur Dem Ausdruck gegeben, was in der Volksseele lag, wie sie kein anderes Streben gekannt, als diese stumme Seele reden zu machen, so auch Szewczenko, darin liegt seine Größe, darin das Geheimniß seiner Vielseitigkeit. Wohl ist seine Begabung unendlich tief und reich, aber schwerer wiegt seine unsägliche Naivetät und daß er so durch und durch national ist. Nur darum hat er gekonnt, was er gewollt, weil er instinktiv nichts gewollt, was er nicht gekonnt: er ist weder über Stoffkreis noch Tonweise des Volksliedes herausgetreten. Ein Dichter von gleicher unbewußter Naivetät wäre bei einem Volke des Westens heute nicht mehr möglich, unmöglich aber wäre er wohl auch bei einem anderen Volke des Ostens, welches minder sangbegabt und

sangesfreudig ist, als die Kleinrussen. Einer seiner Volksgenossen nennt Szewczenko den „unsterblichen Kobsaren“. Das ist zugleich seine beste Charakteristik: auch er ist in Stoff und Tonweise einer jener wandernden Sänger, welche singen, was sie von Andern gehört, vielleicht auch zum Theil selbst gedichtet. Aber er hat selbst so viel und so schön schaffen gekonnt, als sie alle zusammen, und darum ist er der Gerühmte, der Große, der „Unsterbliche“. Wenn die moskowitische und die polnische Kritik, von nationalen Vorurtheilen beeinflußt, über diesen „Bauerndichter“ die Achseln zuckt, wenn sie ihm vorwirft, daß seine Lieder wie Hirten- und Schenkenlieder klingen, so ahnt sie wohl kaum, wie hoch sie dadurch gegen ihren Willen diesen verketzerten Poeten stellt.

Szewczenko hat aus dem Volke für das Volk gedichtet, darum die Aehnlichkeit seiner Lieder mit denen des Volkes. Bei ihrer Entstehung vollzog sich eben in eines Mannes Brust derselbe Prozeß, wie er einst in Vieler Herz jene vielen Volkslieder geschaffen und noch schafft. Nur so erklärt sich die merkwürdige Thatsache, für welche ich kein Beispiel von gleicher Intensität weiß, daß ein gebildeter Mann, ein künstlerisch geschulter Poet echte, rechte Volkslieder gedichtet. Die Bedingungen der Entstehung waren dieselben — daran müssen wir festhalten, weil sich uns sonst leicht das richtige Bild verschiebt. An eine bewußte Nachahmung dürfen

wir nicht denken. Solcher Verdacht wäre nicht blos ungerecht, sondern auch thöricht. Denn Vieles läßt sich straflos heucheln, nur nicht Naivetät und Ursprünglichkeit . . .

Veredelte, vertiefte Volkspoesie — so habe ich oben die Dichtungen Szewczenko's zu charakterisiren versucht. Das muß wohl näher veranschaulicht werden, weil es sonst leicht mißverstanden würde. Man wird die Volkslieder, welche dieser Kobsar gedichtet, leicht von anderen unterscheiden. Erstlich durch die formale Ausbildung von Reim und Rhythmus. Szewczenko erlaubt sich, im Gegensatze zum Volksliede, nur da Freiheiten der Form, wo er einen bestimmten Effect erzielen will. Ferner dadurch, daß in der Sprache und Ausdrucksweise eine höher und edler veranlagte Natur zu Tage tritt. Nicht etwa ein gelehrter oder auch nur gebildeter Mann, im Gegentheil! Szewczenko wahrt die schlichte Kraft, die elementare Ursprünglichkeit der Volkssprache, aber ein tieferer Geist, ein edleres Herz drückt sich eben auch anders aus, als die Masse. Und weil er ein Genie ist, so ist ferner auch sein Empfindungskreis reicher und tiefer, seine Kenntniß des Menschenherzens gründlicher und er ist an Nuancen reicher. Und hiezu tritt endlich, ich erwähne es als das Letzte, nicht als das Geringste — die Kunst der Composition, namentlich im Epos und im sozialen Genrebilde.

Schon daraus ergibt sich wohl, daß Szewczenko im tendenzlosen, lyrischen Gedichte dem Volksliede am nächsten steht. Wo es sich um den Ausdruck schlichter, alltäglicher Empfindungen handelt, wo der Liebreiz der Schönen oder die Freude des Tanzes oder die Lust an Krieg und Ruhm besungen wird, da wird sich selbst ein genauer Kenner des Volksliedes täuschen lassen, so groß ist die Sangbarkeit des Ausdrucks, die völlige Volksthümlichkeit der Empfindung. Daneben werden freilich Töne angeschlagen, über welche nur ein ganz außergewöhnlicher „Kobsar" verfügen kann. So die Lieder, in welchen die einsame Schönheit der Steppe besungen wird. Wer so jemals über die Ebene dahingegangen, keinen Ton im Ohr als das Lispeln des Windes im Gesträuch, keine Bewegung um sich als die der Wolkenschatten, keine Grenze dem Blick als die Himmelsglocke, der hat im bebenden Herzen den Zauber empfunden, der hat gefühlt, daß es geheimnißvoll in seinem Herzen wühle — alles Leid des Lebens und dann wieder der stille, herbe Trost der Entsagung sind über ihn gekommen. Szewczenko hat für diese räthselhafte, tief innerlichste Empfindung so treffenden, elementaren Ausdruck gefunden, daß schon diese wenigen Strophen genügen würden, um ihm das Epitheton eines großen Lyrikers zuzuwenden. Oder die rührenden Lieder: „An mein Schicksal". Er klagt es nicht an, dieses ihm von vorn herein ganz im Sinne des sla-

vischen Volksgeistes zubestimmte Schicksal, wie entsetzlich hart es ihm auch geworden: „Du bist mir doch mein Freund, mein Bruder, meine Schwester; du hast mich als Knaben zu dem Trunkenbold geführt, der mir doch zum Lehrer wurde; deinem Rufe vertrauend, habe ich weiter gestrebt; der Lohn ist ausgeblieben. Was liegt daran, liebes Schicksal; daß du logst, war gut.“ Wahrlich, diesem Manne war viel Kraft gegeben! Er klagt zuweilen; wer hätte mehr Grund zur Klage gehabt, als dieser Unglückliche! — wir blicken in ein Meer von einsamem Leid; aber der Dichter bietet doch keine Thränen, sondern Perlen: von seinem eigenen Leid ab wendet er sich zunächst dem Schmerz der Kreaturen um ihn her zu, dann jenem der fernen Freunde. In einem seiner letzten Lieder aus der Verbannung bittet er den Gevatter in der Heimath, seiner nicht zu gedenken, wenn er an fröhlicher Festtafel sitze, damit ihm nicht das Bild des Unglücklichen die Freude trübe; aber für traurige Stunden bittet er um treues Angedenken, weil sein Loos wahrlich jedes andere hell und heiter erscheinen lasse. Man sieht, statt Mitgefühl zu fordern, bietet er Mitgefühl — und wie zart! In einem anderen Liede „Erwarte nichts“ legt er verzweiflungsvoll, sich gleichsam der eigenen Schwäche schämend und mit ihr ringend, das Geständniß ab, daß nun für immer die öde Nacht in seinem Herzen eingekehrt, und darum,

nur darum sei sie auch für immer auf seinen Wegen. Hier ist nur noch der Ausdruck volksthümlich, die Empfindung erhebt sich hoch über den nationalen Fatalismus.

Ein gleiches Verhältniß zum Volksliede läßt sich in seinen politischen Trutz- und Freiheitsliedern nachweisen. Neben derben Verwünschungen auf die Polen und Moskowiter, neben schlichten Klageliedern um die verlorene Größe, wie sie ähnlich seit Jahrhunderten gesungen werden, finden sich auch Gedichte, welche durch individuelle Kraft, durch die Höhe des Standpunktes über diesen Volksdumen stehen, ohne an elementarer Frische einzubüßen. So z. B. die an den Grafen Palmen gerichtete Ode „Der Kaukasus“. „Es ist in diesem Gebirge,“ beginnt sie, „seit des Prometheus Tagen immer dasselbe Bild: der Hochgemuthe ist an den Felsen geschmiedet, der Adler wühlt in seinen Weichen und trinkt sein Lebensblut. Wie viele der Unseren sind dort,“ fährt der Dichter fort, „aber nie kann unser Wille, nie unser Freiheitsdrang sterben: unsres Volkes Seele wird dem Russen so wenig zu Theil werden, als der Habgierige das freie Meer zum Ackerfeld gegewinnen kann. Freilich, wir dulden schwer und unsere Frage an Gott, warum er, der Hort des Rechtes, den alle Völker preisen, dessen Macht alle Völker bezeugen, uns also leiden lasse, bleibt ohne Antwort. Bis dahin strömt unser Blut; bis dahin darf noch der Mos-

kowiter die Kraft der Schwachen unterdrücken, sie zu Tode hetzen und erdrosseln. Es ist ein Meer von Blut und Thränen, so groß, wie es nie mehr auf Erden geflutet. Heil dir, du heiliges Rußland,". ruft der Dichter in verzweiflungsvoller Ironie, „Heil deinen Bluthunden, Heil deinen Treiberschaaren, Heil jenem, der sie lenkt, dem Väterchen Czar! Aber ... Prometheus lebt doch noch; er leidet nur um des Lichtes willen, nach dem er sich sehnt, und dies Licht wird ihm werden. Wann freilich? Heute herrscht der Russe und spricht liebevoll: „Dein schwarzes Brot, deine Hütte bleibt dir ja; oh wir sind Christen! Wollt ihr es so gut haben, wie wir, so müßt ihr freilich zu uns kommen. Und wir haben es gut; unsere Welt dehnt sich nach allen Seiten; das einzige Land Sibirien schon kann keines Menschen Fuß durchmessen, und wie viele Denkmäler unserer Größe haben wir da aufgerichtet: Kirchen und Kerker! Unsere Mönche rufen Gott den Herrn an, das ist der einzige Laut, der sich schickt. Die Völker von der Moldau bis nach Finnland schweigen in allen Sprachen unseren Ruhm. Und auch wir sind ein freies Volk, ein freies Land, frei wie Amerika, denn auch wir haben Sklaven; daß es freilich keine Neger, sondern Weiße sind, dafür können wir doch nichts."" In gleich furchtbarer Tonart wird Rußland sein ganzes Sündenregister vorgehalten. Das Gedicht schließt mit der Klage um den verlorenen

Freund, dem Schwur, sein Andenken im Volke wachzuhalten. — Aus gleicher Tonart geht die Ode an seinen älteren Freund, den Dichter Osnowianenko. „Wie seit je,“ beginnt sie, „rauschen die Wasser, wie seit je steigt des Mondes Leuchte auf; unsern Stolz und unsere Führer deckt das Grab. Nur noch das Schilfrohr frägt leise den Dnjeper, was aus den Kindern dieses Landes geworden. Es ist armes, beladenes Volk; wo sind jene, die es führen sollen? Sie sind gen Norden gezogen, und durch Lustgelage übertäuben sie das Heimweh. Was soll ihnen die öde Steppe, wo nur das Korn sich neigt, das Gras fluthet, das Pferd weidet? Aber ist's nicht dieselbe, wo einst Polen und Tartaren geblutet? Das wissen die Entarteten nicht mehr, und darum kehrt nie der Freiheit Tag zurück und nie mehr schmückt die Ukraine das Purpurgewand ihrer selbstständigen Hetmane.“ Aber deßhalb habe der Feind doch zu jubeln keinen Grund: „Alles könnet ihr uns rauben, unseren Ruhm nicht stehlen. Er verkündet laut, welchem Land wir entstammen, ob ihr im Rechte seid oder wir; unser Ruhm verdammt euch.“ Daran schließt sich eine Apostrophe an die Poeten, welchen in diesem Volke das Amt des Rächers, des Richters, des Erweckers zugefallen. Sollte er, Szewczenko, ermüdet dahinsinken, so möge Osnowianenko vollenden, was ihm unmöglich gewesen. — Zu dieser Gruppe gehören ferner die Bilder aus dem

Kaukasus: „Der Gefangene," „Der Traum," „Die kühle Thalschlucht," endlich das bereits oben erwähnte Gedicht „Die brüderliche Sendung". Auf die poetischen Schönheiten dieser Tendenzdichtungen näher eingehen, hieße nur mein Lob Szewczenko's wiederholen. Wie sich der Leser aus einzelnen Wendungen überzeugen kann, sind selbst abstrakte Gedanken, ja Parteiprogramme echt poetisch hingestellt, mit großer Kunst und Gewalt individualisirt. Szewczenko's Patriotismus ist sich stets gleichgeblieben, seine Wege freilich waren zu verschiedenen Zeiten verschieden. In seiner Jugend ersehnt er stürmisch den verlorenen Glanz zurück, ohne über die Möglichkeit nachzudenken; dann scheint ihm das materielle Elend seines Volkes als das schlimmste Uebel, in der Folge erst die geistige Nacht, die auf ihm lastet. Anfangs hofft er auf ein Erbarmen der Bedrücker, später auf die slavischen Brüder (so als er an Schafarik sein Gedicht „Johannes Huß" richtet), bis er zuletzt erkennt, daß die Kleinrussen keinen anderen Freund haben, als die eigene Zähigkeit und Thatkraft. Die letzten Jahre seines Lebens zeigen ihn auf der Höhe einer ebenso klaren als unerschütterlich feststehenden politischen Ueberzeugung. Noch denkt er der Hetmane, richtet jedoch gleichzeitig an seine Volksgenossen die energische Mahnung, ihre Geschichte ernstlich zu studiren, um zu erkennen, daß jene Kosakenkämpfe zugleich ein Unglück gewesen, weil

sie die Volkskraft geschwächt und einen Adel begründet, der dann zuerst abtrünnig geworden. Seine Ideale sind nun das friedliche Erstarken der Volkskraft durch Schule und Literatur. Was er für die Kleinrussen ersehnt, ist kein Führer im Befreiungskampf, sondern ein „Apostel der Wahrheit und Wissenschaft". Bis zum letzten Atemzuge aber wahrte er sich die Ueberzeugung, daß die Kleinrussen einmal die nationale Selbstständigkeit zurückerringen würden; und dieser Glaube gab ihm die Kraft, fast bis zu seinem Todestage fortzuschaffen, um die Schlummernden wachzurütteln, die Wachenden zu stählen.

Auch die sozialen Genrebilder verfolgen nebenbei dieselben Zwecke, was aber keineswegs in Worten ausgesprochen wird. Es sind realistische Schilderungen aus dem Leben der Bauern und ihrer Herren, kleine Dorfgeschichten in Versen. Es ist bereits erwähnt, daß der Dichter im Volksliede eine verwandte Form vorgefunden; aber wie hat er sie veredelt, wie durchgeistigt! Was dort nur die kunstlose Gestaltung faktischer Ereignisse gewesen, wird bei ihm die plastische Darstellung von Verhältnissen und Schicksalen, die neben dem novellistischen Reiz und trotz desselben stets das Typische betonen. Selbst Jeremias Gotthelf hat seine Schweizer Bauern nicht so gut gekannt wie Szewczenko seine Kleinrussen; hier erscheint die Volksseele in ihren lichtesten Höhen wie in ihren dunkelsten Abgründen mit

gleicher Schärfe beobachtet, mit gleicher Vorurtheilslosigkeit dargestellt; alles Detail ist dem Leben entnommen und in seiner Fülle mit virtuosem Geschick vertheilt und verwendet. Die Tendenz tritt nirgendwo aufdringlich hervor, verleugnet sich aber auch an keiner Stelle. Szewczenko will zweierlei: dem Volke einen Sitten- oder einen Unsittenspiegel vorhalten und ferner das Leid schildern, welches die Herren dem Volke anthun. „In Versen dieser Art," bemerkt ein feinfühliger Kritiker Szewczenko's, „läßt uns der Dichter in moralische Abgründe schauen, vor denen wir unwillkührlich zurückschaudern, alle sozialen Gebrechen deckt er vor unseren Blicken auf, ohne jedoch ästhetische Anforderungen zu verletzen. Köstlich sind sie, diese naturwahren Idyllen, feingearbeitete Genrebilder, auf welchen Lorrain'scher Duft ruht — und doch Alles wieder so einfach, so bescheiden, trotz der Tendenz, welche der Dichtung zu Grunde liegt. Harmlose, sentimentale Lieder scheinen sie zu sein und sind, näher betrachtet, gar trotzige, demokratische Musenkinder. Das arme, verlassene, unfreie Landvolk, dessen ganze Intelligenz nur in den Gefühlen seines Herzens liegt, muß selbst dieses letzte, heiligste, unantastbarste Besitzthum des Menschen den Launen seiner Tyrannen zum Opfer bringen." Dieser trefflichen Charakteristik ist nichts beizufügen als die Thatsache, daß der Dichter eben auch die Sünden seiner Landseute so wenig schont als die ihrer Herren. Für jede

dieser beiden Tendenzen seien hier Proben geboten, welche ich freilich nur in trockenen Inhaltangaben wiedergeben kann. Der Wind ruht in der Mondnacht in der Steppe — so beginnt das Bild „Utoplena" (Die Ertränkte) — nur zuweilen flüstert er im Schilf des Flusses und frägt das Schilf: „Wer sind die beiden schlanken Frauen rechts und links am Ufer? Allnächtlich schweben sie am Flusse, die Eine kämmt ihr Haar, die Andere wühlt verzweifelt in ihren Flechten. Wer sind sie?" Mutter und Tochter. Die Mutter war eine reiche, junge Herrin, die ihr stolzes Haus mitten im Dorf bewohnte, eine schöne, galante Wittwe. Die Schönheit und Sittenlosigkeit der Russin, der Hofstaat junger Herren, der sich um sie bildet, dies Alles ist in kurzen, drastischen Detailzügen gemalt. Die freche, vornehme Schöne kommt zu Fall und gibt das Kind, eine Tochter, armen kleinrussischen Bauersleuten in die Pflege. Die kleine Hanusia blüht in Noth und Niedrigkeit herrlich auf, die Dorfbursche schmachten nach ihr, besonders der arme, schöne Fischer am Flusse. Als die Mutter sie wieder in's Haus nimmt, da huldigen ihr auch die Herren, welche sich bisher um die Mutter bemüht. Das schlichte, bäuerlich erzogene Mädchen achtet ihrer nicht, aber die Mutter fühlt sich verdunkelt und empfindet wüthende Eifersucht gegen die eigene Tochter. Wie sich diese wüste Empfindung immer steigert, wie die alternde Frau schließlich ganz dem Dämon unter-

liegt, dies ist mit feinster psychologischer Detailmalerei dargestellt. Die Hanusia hat immer schlimmere Tage, sie weint viel, unter Thränen blüht sie auf, wie die Blume im Frühthau. Die entmenschte Mutter reicht ihr Gift, es wirkt nicht. Da vollzieht sich die Katastrophe: Mutter und Tochter gehen zum Bade. Die Entkleidungsszene und wie die Wuth der Mutter immer sinnloser wird, je mehr sich die Schönheit des jungen Leibes enthüllt, die süße Keuschheit des holden Kindes: diese merkwürdige Situation ist mit unvergleichlich plastischer Kraft hingestellt. Und wie das Mädchen „mit dem Schlingbaum plaudert und ihre holden Glieder wiegt und an der Sonne wärmt“ — da hält sich die Wüthende nicht mehr, stürzt sich auf die Tochter, krallt sich in die Flechten und reißt sie in den Strudel. Beide versinken. Aber ein Menschenauge hat die grausige Scene gesehen: jener junge Fischer, der die Hanusia liebt. Er stürzt sich in die Wellen, das Mädchen zu retten, aber er hebt nur die Leiche hervor. Er bettet sie auf den Strand, küßt zum ersten und letzten Male ihre bleichen Lippen und die Wellen schließen sich über Beiden. Die erschütternde soziale Tragödie erscheint im Rahmen eines phantastischen Nachtbildes. Wie im Eingang, so taucht zum Schlusse der Fluß im Mondlicht vor uns auf, an dem einen Ufer die Mutter, welche verzweiflungsvoll an ihren Flechten zerrt, an dem andern das schöne,

unschuldige Kind, welches wie im Traume sein nußbraunes Haar kämmt. Der Fischer taucht empor, legt ihr Wasserrosen zu Füßen und wendet die Augen ab, den nackten jungfräulichen Leib nicht zu sehen. Der Wind aber wühlt rastlos fragend im Schilf: „Wer sind sie, wer sind sie?“ . . . Auch hier schon tritt die Tendenz hervor, die Sittenlosigkeit des herrschenden Stammes zu geißeln, welcher das Mädchen zum Opfer fällt, das rein und unschuldsvoll im Hause der Unterdrückten aufgewachsen. Noch klarer gibt sich dies in dem Bilde „Die Lilie“. Auch hier ist der Rahmen, um die Entsetzlichkeit des Geschilderten zu mildern, ein phantastischer; der Dichter benutzt den volksthümlichen Glauben, wonach Menschen in Blumen oder Bäume verwandelt werden. Die Lilie gesteht der Rose, daß sie einst ein Mädchen gewesen. Sie wuchs im Herrenhause auf, das Gesinde behandelte sie sonderbar, halb furchtsam, halb verächtlich, die Mutter weinte, so oft sie das Kind ansah. Denn die Mutter war ein schönes, armes Dorfmädchen und weilte im Hause als die Geliebte des russischen Herrn. So weit ist es dieselbe Geschichte, wie sie Alexander Herzen in seinem trefflichen Sittenbilde „Wer ist schuld?“ von der Dunja und Ljubinka erzählt. Aber hier nimmt sie einen anderen, wenngleich nicht minder tragischen Verlauf. Die Mutter stirbt an ihrem Gram und ihrer Schande, die Tochter wächst im Prunkgemache

auf und fällt den Lüsten des eigenen Vaters zum Opfer. Sie selbst ahnt den Frevel nicht. Der Ruchlose reist ab, sein Gesinde mißhandelt die Unglückliche, theils aus Sittlichkeitsgefühl, theils um sich an dem Herrn zu rächen, schneidet ihr das Haar kurz ab und stößt sie in den Wintersturm hinaus. Sie erfriert hinter der Hecke ... Im Frühling aber läßt sie Gott als Lilie emporsprießen, weil ihr Herz rein geblieben ... Auch dies düstere Sittenbild ist mit packender, plastischer Kraft hingestellt. Ein anderes „Die Nacht des Taras", geißelt die Unempfänglichkeit der Kleinrussen für die Großthaten ihrer Ahnen. Der Kobsar sitzt am Kreuzweg, um ihn Bursche und Mädchen und er singt ihnen die alten Lieder von den Heldenzügen der Kosaken, besonders von dem großen Hetman der Zaporoger, Taras Triasylo. Die Zuhörer lauschen; Thränen treten ihnen in's Auge, aber wie der Sänger verstummt, ist auch ihr Weh verklungen. Lustig und gedankenlos beginnen sie zu tanzen und zu trinken. Da ruft ihnen der Kobsar in bitterer Ironie zu: „Legt euch hinter den Ofen, dort ist's sicher und warm! Ich will in die Schenke gehen und dort über Polen und Moskalen Witze machen. Wollt ihr mit? Das könnt ihr noch! Aber euch ermannen könnt ihr nicht mehr!"

Erscheint hier die historische „Duma" nur als Mittel zum Zweck eingefügt, so steht sie in zahlreicher

Gruppe als stelbstständige Kunstform da. Diese Romanzen haben Ton und Inhalt vielfach mit den historischen Volksliedern der Kleinrussen gemein, nur daß bei Szewczenko das lyrische Element vor dem epischen weit mehr zurücktritt als im Volksliede. Während ferner dieses in seiner Naivetät alle Großthaten auf seine Lieblingshelden zurückführt und zuweilen Personen und Ereignisse verschiedener Jahrhunderte bunt zusammenwirft, hat sich der Dichter streng an die Geschichte gehalten. Doch offenbart sich Szewczenko's Bedeutung als epischer Dichter am gewaltigsten in seinem größten Werke „Die Hajdamaken." Dieses Gedicht, welches an Farbenpracht und Kraft der Darstellung das Höchste leistet und mit Ausnahme der Epen des Mickiewicz keinen würdigen Rivalen in den slavischen Literaturen hat, schildert das letzte blut- und flammenrothe Aufflackern des kleinrussischen Volksgeistes gegen die Unterdrücker, den Kosakenaufstand unter Gonta 1770. Es ist bereits berichtet, wie die Polen Jahrhunderte lang die Ukraine mit Strömen von Blut und Thränen bedeckten; daß es in aller Geschichte nur wenige Beispiele so furchtbarer Tyrannei gibt, wie sie dieses sieche, verrottete Staatswesen an dem wehrlosen Volke von Ackerbauern übte und daß die Russinen stumm duldeten, bis sie eine Maßregel zur Verzweiflung trieb: die gewaltsame Katholisirung. Die orthodoxen Priester wurden verjagt, die orthodoxen Kirchen gesperrt und ihre Schlüssel von den Polen gegen hohen

Pachtzins an — Juden vermiethet. Wollten die Bauern in ihrer Kirche beten, so mußten sie dem Pächter den Schlüssel für einige Stunden abmiethen, ein Vergnügen, welches sich die Armen nur zu den höchsten Festtagen verschaffen konnten*). Dies ertrugen sie nicht und riefen ihre Stammesgenossen, die Zaporoger Kosaken, zu Hilfe. Unter Anführung eines Ukrainers, Namens Gonta, eines ebenso fürchterlichen als gewaltigen Menschen, fielen die Kosaken in's Land und richteten unter den Polen und Juden ein grauenhaftes Blutbad an, besonders bei der Einnahme von Human. Die polnische

---

*) Denselben Frevel erlaubten sich noch in den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die polnischen Herren in Ostgalizien gegen ihre Unterthanen griechischen Glaubens, bis die österreichische Regierung ihnen durch drastische Maßregeln das Handwerk legte. Im Gedächtniß der älteren Bauersleute, sowie in Liedern lebt noch die Erinnerung an diese schändlichen Geschäfte fort. So hört man in Ostgalizien noch zuweilen folgende Strophe singen, deren Sinn jetzt freilich nur Wenigen noch verständlich ist:

Heut' ist's heiliger Ostertag,
Heute endet uns're Plag',
Heute endlich kommt der Jud'
Mit dem Schlüssel auf dem Hut —
Kommt herbei in raschem Lauf
Macht die Kirchenthüre auf —
Und wir zahlen's — bittre Qual!
Weil der Ljache (Pole) es befahl —
Alle Juden, alle Polen
Soll doch gleich der Teufel holen!

Regierung zeigte sich wehrlos, der Heerbann des Adels, den sie aufrief, fand sich nicht ein, die Macht der Kosaken wuchs. Da legte sich die russische Regierung in's Mittel, weil sie ihre eigenen Grenzen bedroht sah. Marschall Romanzoff bot dem Gonta Bundesgenossenschaft gegen die Polen an, lockte ihn und seinen Unterhetman in einen Hinterhalt und lieferte sie den Polen aus. Aber selbst vor der führerlosen Horde zitterten die Polen noch, und so mußte auch diese durch die Russen gefangen werden. „Der ganze Haufe", erzählt ein völlig unparteiischer Augenzeuge, der Deutsche Hammard, „betrug über 8000 Mann, die heerdenweise an die polnischen Städte und Stände vertheilt und, so wie es jedem gefiel, hingerichtet wurden. Gonta und die vornehmsten Anführer wurden ohnweit Mohilew am Dniester gliederweise vertilget und die Anzahl derer, die nur auf den Gütern des Woiewoden Potocki allein ihr Urtheil empfingen, betrug einige Tausende, die zur Ersparniß des Holzes erdrosselt, an Bäumen gehängt und so ökonomisch wie möglich umgebracht wurden. Die Menschheit schaudert bei der Verschiedenheit der Martern, die Willkühr und Rache erfanden, sie schaudert aber auch über die aristokratische Indolenz in Polen, welche, anstatt mit einer Armee von 2—3000 Mann die Grenzen zu decken, lieber dieselben und die Reisenden der Selbstvertheidigung überließ."

Diesen blutigen Stoff behandeln die „Hajdamaken“ *), und was sich etwa gegen das Epos einwenden ließe, die Häufung des Gräßlichen, wurzelt in diesem Stoffe. Aber mit bewunderswürdiger Kunst hat der Dichter die Schilderung dieser Gräuel in den Grenzen des Aesthetischen zu halten gewußt. Sein Standpunkt ist bei aller Parteinahme für sein Volk ein allgemein menschlicher; ohne subjectiv hervorzutreten, läßt er doch durchblicken, wie wenig er die Gräuel Gonta's billigt: „Der Dichter soll gerecht sein, wie das Schicksal,“ diese Forderung hat Szewczenko verstanden und erfüllt. Mit ehernem Schritt wandelt das Geschick durch die Dichtung: wir sehen zu, wie die Unterdrückung den Haß gebärt, der Haß die Rache, wir sehen, wie das Gefühl der Rache die Unterdrückten selbst zu Unmenschen macht, und nun kommt wieder die Vergeltung, die noch maßloser ist als der Frevel. „Achtet die Menschenwürde! das größte Verbrechen ist, wenn ein Volk das andere knechtet!“ das ist die Lehre, welche diese gewaltige Dichtung predigt. Näher auf den Inhalt der „Hajdamaken“ einzugehen, muß ich mir versagen und

*) Die Bedeutung des Wortes hat, wie ich bereits an anderer Stelle (Aus Halb-Asien, 3. Aufl. Band I. S. 103) entwickelt, oft gewechselt. Anfangs bedeutet es einen kosakischen Kriegsmann, dann einen Ackerbauer, später und heute noch einen Auswürfling (Karpathen- oder Steppen-Räuber). Szewczenko braucht das Wort im ursprünglichen Sinne.

bemerke nur, daß der Aufstand blos den gewaltigen Hintergrund bildet, von dem sich das Geschick eines Liebespaares — Jarema und Oksana — wirkungsvoll abhebt ....

Soviel zur Charakteristik des größten Dichters der Kleinrussen. Ich schließe sie durch das Urtheil ab, welches Kostomarow, der bedeutendste nationale Literarhistoriker, über ihn gefällt: „Die Dichtung Szewczenko's," sagt er, „ist die Dichtung des ganzen Volkes; doch nicht nur jene, welche schon das ganze Volk selbst in seinen namenlosen Schöpfungen geschaffen hat, sondern jene Dichtung, die das Volk selbst würde schaffen müssen, wenn es mit origineller Dichterkraft ausgestattet wäre. Oder besser gesagt: es war die Dichtung, welche das Volk selbst schuf durch den Mund seines Auserwählten, seiner wahrhaft leitenden Persönlichkeit. Ein Dichter wie Szewczenko malt nicht nur das Volksleben, besingt nicht nur das Gefühl und die Thaten des Volkes, er ist ein Volksführer, ein Wecker zu neuem Leben, ein Prophet."





Shodika.



Thodika hieß er im Dorfe, Theodoru im Taufbuch und mit dem Familiennamen Kabsan. Das heißt im Rumänischen „Armenier“, aber Thodika war ein echter Rumäne, sein Vater Gregori auch, sein Großvater Joanu nicht minder. Höher reichte die Tradition nicht, auch des Großvaters erinnerte sich Thodika nur deßhalb, weil der Mann sehr alt geworden und sich einen ruhmvollen Beinamen erkämpft hatte: „Joanu das Weinfaß“. Er starb im Neunzigsten, sanft und still, an den Folgen eines Schnapsrausches. Mit edlem, schäumendem Traubenblut war er alt geworden, das gemeine Getränk entarteter Nachkommen ward ihm zum Verderben. Vielleicht hatte dieser feuchte, würdige Greis gewußt, wie sich der Name der Familie erkläre, der Enkel wußte es nicht mehr. Und obwohl

die Armenier in der Moldau sehr verhaßt sind, fast so verhaßt, wie die Juden, so machte ihm dies doch kein Kopfweh. „Kabsan hin! Kabsan her!“ pflegte er zu sagen, „ein Rumäne bin ich doch, ein echter — so wahr es einen Gott gibt und zehntausend Teufel!“

Es bleibt den Ueberzeugungen des verehrten Publikums überlassen, sich über die Stichhaltigkeit dieser Betheuerung ein Urtheil zu bilden. Was aber die Wahrheit der Behauptung an sich betrifft, so kann sie nur kräftigst bestätigt werden. Thobika Kabsan war im Guten, wie im Bösen ein echter, rechter Sohn seines Volkes und trotz seines mächtig nach aufwärts gekämmten Haarschopfes ragte er nicht einmal um dieses Schopfes Höhe über seine Brüder hinweg. Aber eben darum, weil sich dieser rumänische Bauer durch nichts hervorgethan, werden ihm hier große Ehren bereitet, und die Mitwelt erhält die schlicht der Wahrheit nachgeschriebene Geschichte seines Lebens.

Gründliche Gelehrte pflegen in solchen Fällen mit dem Ursprung der Familie zu beginnen, hierauf Macht, Art und Schicksal der Ahnen zu verfolgen, und schließlich, ehe sie die Geburt ihres Helden vermelden, Alles zu resumiren, und so gleichsam die Atmosphäre festzustellen, in welcher das Kind heranwuchs. Wo Thatsachen fehlen, finden sich Hypothesen eingefügt, und es thut dem Werthe und der Gelehrsamkeit solcher Lebensbeschreibungen keinerlei Abbruch, wenn die Hypothesen weitaus

zahlreicher sind, als die beglaubigten Thatsachen. Es ist nicht einzusehen, warum man in diesem Jahrhundert des Fortschritts dabei stehen bleiben und nicht auch einmal die Geschichte eines Geschlechts schreiben sollte, welche aus lauter Hypothesen besteht.

Es war demnach der Urahnherr unseres Thodika ein latinischer Soldat, ein verabschiedeter Held aus den Legionen des Trajan, welcher sich ein Mädchen aus dem unterjochten Stamme der Daker zum Ehegespons erwählte und still und friedlich als Colonist ein Stücklein jener Erde bebaute, welche er mit dem Schwerte seinem Cäsar erobern, dem großen Decebalus abringen geholfen. Vielleicht war der Mann aber gar nicht latinischen Blutes, überhaupt kein Italer, sondern ein Kelte, wie sein Kaiser, oder ein Hellene, Sarmate, Germane, Hispanier, Brittanier oder Semite, der aber als römischer Kriegsknecht der Staatssprache kundig war und diese, allerdings zu einem Kauderwelsch verschlechtert, den Kindern vererbte, welche er mit jener Eingeborenen erzeugt. Vielleicht war er jedoch überhaupt gar kein Krieger, sondern ein junger Colonist aus Thracien oder Mösien, aus Kleinasien, Gallien oder Rhätien, welchem man an den Ufern der Aluta eine Scholle Erde und ein dakisches Mädchen zugewiesen. Vielleicht war aber dieses Mädchen gar keine Dakerin, sondern eine Fremde, gleich ihrem Gatten, und das Paar kam auf Trajans Machtgebot aus

Dalmatien oder aus dem fernen Kleinasien herüber, und baute den verbrannten Hof auf, den die dakischen Eigenthümer auf des Kaisers Befehl hatten verlassen müssen, um sich in irgend einem fernen Gau, vielleicht jenseit des Bosporus, niederzulassen — mit anderen Worten: vielleicht wurde das eroberte Land, nachdem die dakischen Einwohner theils dem Schwerte erlegen, theils in entlegene Provinzen vertheilt worden, durchweg mit nationslosem, oberflächlich romanisirtem Völkerbruchgestein aus allen Ecken und Enden des Weltreichs colonisirt, wobei freilich nicht ausgeschlossen ist, daß einzelne dakische Elemente zurückblieben und mit den vielen Fremdlingen, die hier zusammenströmten, allmählig durch den Gehorsam gegen die römischen Beherrscher und durch die Annahme ihrer Sprache, theilweise auch ihrer Cultur, zu einem Mischvolk zusammenwuchsen, dessen einzelne Bestandtheile im Laufe der Zeiten die Merkmale, ja die Erinnerung eines gesonderten Ursprungs verloren.

Diese Hypothese, für welche auch Mommsen in dem fünften Bande seiner „Römischen Geschichte" eintritt, ist die plausibelste und wird vielleicht einmal die herrschende werden; verläufig ist sie es nicht, und daneben blühen, wuchern und gedeihen noch viele andere. So war z. B. fünftens jener Ahnherr des Thodika vielleicht ein mächtiger römischer Patrizier, und ebenso seine Gattin — aber ich denke, es ist genug, wenn

ich hier die vier Haupt-Hypothesen über die Entstehung des rumänischen Volkes erwähne und die achtzehn Neben-Hypothesen übergehe. Denn es gibt deren zusammen zweiundzwanzig — vielleicht noch mehr, aber so viele kenne ich und wünsche mir vorläufig nicht mehr — und über jede dieser zweiundzwanzig Hypothesen gibt es mehrere dicke Bücher, in welchen neben dem Beweis der höchsten Wahrscheinlichkeit der eigenen Ansicht so viele Grobheiten über die anderen einundzwanzig stehen, daß man sämmtliche Gerichtshöfe der Welt mit Injurien-Prozessen beschäftigen könnte. Besonders wird jene Ansicht, in deren Wiedergabe wir uns eben unterbrochen, von der Mehrzahl der rumänischen Gelehrten mit einer Menge von Schimpfwörtern vertheidigt, welche den Neid jedes Hausknechts erwecken muß. Demnach ist die gesammte dakische Ureinwohnerschaft von den Römern mit Stumpf und Stiel ausgerottet und das Land durchweg mit echten Latinern und Latinerinnen bevölkert worden, ja sogar mit den allerunverfälschtesten Römern und Römerinnen, die man überhaupt auftreiben konnte, eine Ansicht, welche angesichts der widersprechenden Thatsachen der Geschichte und des offenkundigen Mischlingstypus der Rumänen in der That sehr vieler Drohungen und Unhöflichkeiten bedarf, um geglaubt zu werden.

Gleichviel also, weß Stammes Ahnherr und Ahnfrau des Thodika gewesen — ihre Kinder, Enkel und

Urenkel waren römische Unterthanen, bebauten ihr Land in friedlicher Arbeit, sprachen die „lingua rustica“, eine Art verderbten Bauernlateins, gehorchten römischen Gesetzen und verehrten den Jupiter und das gesammte lustige Göttergesindel der Alten. Wohl verwüsteten die Grenzkriege unter Marc Aurel neuerdings diese Fluren, dann aber folgte einige Menschenalter hindurch leiblicher Friede. Ackerbau und Handel gediehen und römische Cultur blühte, so weit von einer solchen in den eroberten Grenzlanden die Rede sein kann. Mächtige Vesten, vor Allem aber der lebendige Grenzwall kampferprobter Kohorten schützten die Provinz Dacia, welche das heutige Siebenbürgen, die Moldau und Walachei, die südliche Bukowina, einen Theil Bessarabiens und das Anland des Schwarzen Meeres bis zur Mündung des Dniester umfaßte, im Norden und Osten gegen den Anprall der flachshaarigen Barbaren. Aber wie es diesem romanisirten Mischvolk erging, nachdem die Macht des Weltreichs sich in gänzliche Ohnmacht gewandelt und jener lebendige Wall unter dem Ansturm der Barbaren zerstoben war, das steht nicht fest, darüber gibt es wieder nur gelehrte, auf größere oder geringere Grobheit gestützte Hypothesen. Gewiß ist nur, daß Dacien um das Jahr 255 den Römern entrissen wurde; wie und von wem steht nicht fest.

Deutsche und englische Geschichtsforscher sind der

Ansicht, daß das Volk auch unter der Herrschaft der Gothen still auf seiner Scholle geblieben, daß die Athanariche und Ermanariche ihm milde Herren gewesen, welche nicht gewaltsam an seine Sprache getastet, auch nicht an seinen Glauben, so daß die neue Lehre des Christenthums nur im herrschenden, nicht im unterjochten Stamme Wurzel geschlagen. Auf diese Weise würde auch erklärlich, warum sich heute noch im rumänischen Volke einige, allerdigs nur geringe Spuren gothischer Sitte und Sage finden. Hingegen vertreten die rumänischen Gelehrten der Fürstenthümer mit einem bewundernswerthen Aufwand von Injurien die Ueberzeugung, daß sich die reinblütigen Rumänen vor dem Eindringen der Germanen mit Kind und Kegel in die Berge des Balkan geflüchtet und dort, rein von jeder fremden Berührung, ausgeharrt, bis die Springfluth dieser und anderer Stämme sich verlaufen. Denn auf die Gothen folgten die Hunnen, Avaren, Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Kumanen und Tataren. Nun lassen sich aber Spuren dieser Völker in Sprache, Sitte und Gesichtstypus der Rumänen vielfach und unwiderleglich nachweisen. Demnach können die Rumänen wohl nicht als veritable, unverfälschte Römer in den Bergen gesessen und nur so gleichsam aus der Vogelperspective zugesehen haben, welche Horden sich in ihren einstigen Stammsitzen umhertrieben und gegenseitig abschlachteten. Anderer-

seits waren aber Hunnen, Avaren und ihre Nachfolger bis auf die Tataren herab sicherlich nicht so milde Herren, wie die christlich-germanischen Gothen, und demnach wäre die immerhin leidlich gelungene Erhaltung rumänischen Wesens durch all' den wilden Völkersturm ein Räthsel. Die Wahrheit dürfte eben auch hier in der Mitte liegen; vielleicht ist es für das Geschick des ganzen Volkes typisch, wenn wir aus der Regierungszeit des Kaisers Aurelianus vernehmen, daß dieser jenen romanisirten Bewohnern des dem Reiche verloren gegangenen trajanischen Daciens, welche darum angesucht, Wohnsitze am moesischen Ufer, also im heutigen Bulgarien, angewiesen. So dürfte sich denn das fernere Geschick des Geschlechts etwa, wie folgt, gestaltet haben: der Ahnherr unseres Thodika blieb im Lande, unterwarf sich den wilden Hunnen, mußte wohl gar einen hunnischen Eidam in's Haus nehmen u. s. w. Sein Bruder hingegen floh in jene Berge, wo ihm stamm- und sprachverwandte Männer saßen: die romanisirten Macedonier. Dort gründete er sein eigenes Haus. Wurden die Zeiten ruhiger, so kehrte einer seiner Söhne in die Ebene zurück, das Erbe des Vaters anzutreten, und wußte dann wohl auch im Hause des Oheims dem Einfluß des unwillkommenen hunnischen Eindringlings zu begegnen. Mit anderen Worten: ein Theil des Volkes blieb in seinen Stammsitzen und vermischte sich mit dem Feinde, ein

anderer flüchtete in die Berge, blieb aber im Verkehr mit den Rückgebliebenen und wirkte so der Ausrottung der ursprünglichen Sprache und Sitte entgegen. In diesem Sinne lassen sich auch am leichtesten die zahlreichen rumänischen Wandersagen deuten.

Das ging so bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts fort, der Rumäne war der Helot wilder Horden; die Kraft seiner Arme, die Frucht seines Ackers gehörte fremden, unsteten Kriegerstämmen. Er war der Ambos des Unterdrückers. Aber, sagt ein Sprichwort dieses Volkes, „die Ameise beißt, wenn sie getreten wird" — und ein anderes meint: „Wer gefallen in den Fluß, fürchtet keinen Regenguß," die Unglücklichen hatten nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen, und so sammelte sich um 1350 in den Karpathen ein Häuflein von Kriegern, wählte einen Häuptling, Namens Dragosch, und gründete im Quellengebiet des Seret und der Suczawa einen unabhängigen, rumänischen Staat, der bald kräftig emporwuchs und unter Stefan IV. dem „Großen," beiläufig das gesammte Gebiet des heutigen Rumänien — einige Theile der Walachei abgerechnet — umfaßte. Unser alter Thodika, sonst just kein Freund historischer Reminiscenzen, schwärmte für „Stefan cel mare", und wußte schöne Lieder auf diesen Fürsten zu singen und — der alte Thodika hat Recht gehabt. Das halbe Jahrhundert der Regierung dieses ebenso tapferen, als weisen Mannes war das goldene

Zeitalter dieses unglücklichen Volkes, und auch der Vorvater des Thodika hat es unter diesem Fürsten gut gehabt, gleichviel, was er gewesen. War er ein Bauer, der Unterthan eines Bojars oder Klosters, so schützte ihn der Fürst durch humane Gesetze gegen seinen Herrn, und wehrte den äußeren Feind ab wie den inneren: den Räuber. War er aber ein Kriegsknecht, so gab es vollends lustige Zeit für ihn; bald ging's gegen die Polen, bald gegen die Tataren, bald gegen die Ungarn, und überall gab es Triumph und Beute. Als Stefan die müden Augen schloß, hinterließ er ein gefürchtetes, starkgefügtes Reich. Sechsundzwanzig Jahre später lag dieses Reich zertrümmert unter der Faust der Türken. Die Moldau und Walachei würden türkische Provinzen und im Namen des Sultans von Hospodaren, meist aus griechischen Familien, regiert. Der Hospodar konnte sich nur dann in seiner Stellung erhalten, wenn er möglichst großen Tribut entrichtete, und sein einziges Bestreben war, diesen Tribut aufzubringen und daneben noch die eigene Tasche zu füllen. Kein Menschenwort ist stark genug, das Elend zu schildern, welches auf dem unglücklichen Lande lag. Aber ich schreibe ja hier nur die Geschichte des Geschlechts der Kabsan, und so soll hier bloß berichtet werden, wie es damals den armen Bauern erging. Schlimm, sehr schlimm! Der rumänische Landmann war rechtlos und besitzlos, die kärgliche Frucht seiner Arbeit mußte er mit dem

Herrn und dem Popen theilen, eine Theilung, bei der, wie noch heute das Sprichwort geht, „in dem einen Jahre der Herr Alles bekam, und der Bauer Nichts, in dem nächsten aber der Bauer Nichts und der Herr Alles“. Aber das war noch ein gesegnet Jahr, wo er bloß mäßig hungerte, etwa nur jeden zweiten Tag. Kam Kriegssturm in's Land — und wie oft geschah dies! — so ward der Bauer gänzlich zum Bettler. War's da ein Wunder, daß er in seiner Verzweiflung zum nächstbesten Knüttel griff und als Räuber an die Landstraße ging?! War's ein Wunder, daß er dann auch in friedlicheren Zeitläuften nur ungern zum Pflug zurückkehrte, seinen Boden träg bebaute und starken Hang zu roher Gewaltsamkeit behielt? Wir wissen nicht, ob es den Ureltern des Thodika etwa besonders schlecht erging, oder ob sich unter ihnen sehr viele, oder viele, oder nur einige Räuber fanden, jedenfalls haben auch sie ihren Söhnen einen materiellen Besitz hinterlassen, der sehr gering war, hingegen ein sehr beträchtliches und sehr trauriges moralisches, richtiger unmoralisches Erbe: Trägheit und Rohheit. Und — leider ist's nun einmal so, auch in der moralischen Welt — man rollt pfeilschnell den Berg hinab, aber man keucht ihn nur sehr mühsam empor. Auch an unserem Thodika werden wir deutlich gewahren, daß durch dritthalb Jahrhunderte die Hospodaren-Wirthschaft über Rumänien gelegen, als drückender Alp und

zugleich als saugender Vampyr. Aber man erträgt den Alp leichter, als den Vampyr, und so ist noch heute der Türkenhaß in Rumänien nicht so groß, als der gegen die unersättlichen Griechen, von denen auch jetzt noch der Volksmund sagt:

Leit Dich Gott mit seinem Licht,
Traue nur dem Griechen nicht,
Daß er Dir den Hals nicht bricht!
Wild und giftig ist der Grieche,
Eine unheilbare Krankheit,
Die bis in die Knochen bringt!

„Eine unheilbare Krankheit“! — Wir werden ihre Spuren verfolgen können! . . .

Nächst dem Griechen war ein anderer fremder, durch List und Zähigkeit ausgezeichneter Stamm eine Geißel des Landes. Es ist da nicht der Jude gemeint, welcher weit später in's Land kam, sondern der „Kabsan“, der Armenier. Er kam meist mit geringen Mitteln von Konstantinopel her, pachtete einem Bojaren oder einem Kloster ein Gut ab und wußte sich allmählig durch Sparsamkeit und maßlose Ausbeutung der Bauern zum Eigenthümer desselben zu machen. Wahrscheinlich rührt der Familienname unseres Thobika davon her, daß sein Urgroßvater der Unterthan eines „Kabsan“ gewesen. Der Urgroßvater — denn von den Familiennamen der rumänischen Bauern sind nur wenige uralt, die meisten kämen wohl erst in den

nächsten Jahren in die Lage, die Säkularfeier ihrer Geburt zu begehen. Als 1775 ein Theil der Moldau, die Bukowina, an Oesterreich kam, da mußte die kaiserliche Commission, welche die Uebernahme des Landes durchführte und Besitzverzeichnisse anlegte, unter anderem auch ihre Phantasie in der Erfindung von Namen bewähren, welche sie den rumänischen Bauern ertheilte. Wohl noch später ist jener Urgroßvater zu seinem Namen gekommen. Denn er wurde kein österreichischer Unterthan — das Geschlecht der „Kabsan" blühte im Dorfe Foltesti und das blieb bei der Moldau. Hier soll ein Fürst Ghika diese Neuerung angestrebt und größtenteils durchgeführt haben.

Derlei geschieht niemals zufällig, niemals aus persönlicher philanthropischer Laune. Die Bauern der Moldau erhielten Familiennamen, weil sie aufgehört hatten, nur eben eine willen- und rechtlose Masse zu sein. Das Verhältniß zu dem Herrn ward leidlich geregelt, das Joch der Türken wurde gelinder und damit die Willkürherrschaft der Hospodaren. Freilich geschah dies nicht jählings, sondern allmählig, zögernd, durch halbe Maßregeln; noch heute ist vollauf Raum für Bestrebungen, das Loos der rumänischen Bauern zu einem menschenwürdigen zu gestalten. Aber immerhin hatte Joanu Kabsan ein besseres Leben, als seine Ahnen.

Mit diesem Namen treten wir aus dem schwanken-

den Rachen der Hypothese, in welchem wir das Meer dieser Familiengeschichte durchschifft, auf den festen Boden der Geschichte. Es steht fest, daß Joanu Kabsan ein — nach rumänischen Begriffen! — leidlich wohlhabender Bauer gewesen, im Dorfe Foltesti in der Moldau, nahe dem Trifinium, wo Rumänien, Siebenbürgen und die Bukowina zusammengrenzen. Es steht fest, daß er einen Sohn Gregori gezeugt, diesem jedoch nicht allzuviel von seinem Besitz hinterlassen. Denn Joanu führte, wie erwähnt, mit vielem Recht den ehrenden Beinamen „das Weinfaß“, trank auch stets, wenn irgend möglich, weißen Meneścher oder rothen Kontnaer, also gute Sorten, und mußte daher viele Schafe und auch manches Grundstück verkaufen, um seinen Namen würdig behaupten zu können. Und wie sogar sein Tod eine Reklame für den Wein gewesen und ein Protest gegen den Schnaps, auch dies ist bereits berichtet. Denn seit etwa 30 Jahren dominirt in Rumänien der Branntwein und richtet unter diesen Naturmenschen fast ebensoviel Unheil an, als einst der Grieche. Gregori Kabsan, der Sohn, lebte in der Uebergangszeit, wo der Schnaps mit dem Wein rang, und trank bald diesen, bald jenen. Hingegen stand unser Thodika in dieser Beziehung schon völlig auf dem Boden der Gegenwart.

Er war der einzige Sohn des Gregori, und kam wahrscheinlich nur darum zur Welt, weil seine Eltern

eine Preisconcurrenz unter den Heiligen des Kalenders eingeleitet. Seine Mutter, Xenia, blieb nämlich in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe kinderlos und empfand dies auf das Schmerzlichste. Sie hatte sich sonst nicht über ihr Schicksal zu beklagen; Gregori Kabsan war ein gutmüthiger Mensch, nicht träger, als die andern, auch nicht feuchter; er betrank sich an zwei Tagen der Woche und an selbigen Tagen prügelte er auch sein Weib, aber das war immerhin mäßig; es gab und gibt viele Hausväter in Rumänien, welche das an sieben Tagen der Woche thun. Auch mußte sie rastlos im Haus und Feld schaffen, doch das ist nun einmal des Weibes Loos, und wenn es auch hier und da im Haushalt fehlte, so tröstete sie sich doch mit dem Bewußtsein, ihr Möglichstes zu thun, und mit dem weisen Sprichwort ihres Volkes: „Aus einem Katzenschwanze kann man kein seidenes Sieb machen". Auch aus ihrem Gregori konnte sie kein „seidenes Sieb" machen: er sah zu, wenn sie arbeitete, und legte höchst ungern selbst Hand an, aber auch daran wird ein rumänisches Bauernweib gewöhnt . . .

„Lief, was sie nur laufen konnte,
Um zum Essen Korn zu holen;
Trocknete es dann auf Kohlen.

Ihre Wangen glühn beim Säuern;
Wie sie's knetet jetzt und zieht,
Singt sie noch ein fröhlich Lied" –

sang der gute Gregori zum Dank — sie aber war froh, wenn sie nicht singen mußte:

Au, wenn er doch mit dem Brette
Nicht so hart geschlagen hä—hätte
Ueberall, am ganzen Leib!

Au mein Hals! ich kann's nicht sagen,
Wie der Schlimme mich geschla—schlagen,
Ueberall, am ganzen Leib!

Au, wie meine Hände bluten,
Wie er mich geklopft mit Ru—Ruten,
Ueberall, am ganzen Leib!

Au, wie traf er meine Zehen
Mit dem Beil, ich kann nicht ge—gehen!
Au, wie schmerzt mein ganzer Leib.*)

„Der Himmel gießt Regen herunter, der Mann Prügel“ — mit diesem Sprichwort konnte sie sich trösten. Ein anderes Sprichwort aber mußte sie oft in bitterer Klage wiederholen, und so oft sie's aussprach, that ihr das Herz weh:

Ein Weib, das keine Kinder hat,
Ist eine Mühle ohne Rad,
Ist eine Kirche ohne Altar,
Ein Winterpelzwerk ohne Haar. . . .

Denn Kindersegen ist dem Rumänen das höchste Glück; je mehr Kinder, desto größer die Freude, und wenn auch damit die Sorge wächst —

*) Viel verbreitete Volkslieder, beide von W. Rudow übersetzt.

Kindersegen brach
Noch keines Hauses Dach —

tröstet er sich mit seinem sinnigen Sprichwort. Das ist ein lichter Zug in diesem, sonst nicht allzuzarten Volksgemüthe, und rührender ist vielleicht der Schmerz und die Sehnsucht der Kinderlosen nie geschildert worden, als in dem schönen rumänischen Volksliede:*)

Wär's des lieben Gottes Willen,
Meines Herzens Wunsch zu stillen:
Einen Knaben, hold und fein,
Mütterchens lieb Kindelein!

Mehr geliebt, beglückt auf Erden
Könnte nie ein Knabe werden,
Und so klein und herzig wär'
Nirgendwo ein Kind, wie er.

Wie der Schnee zart sein Gesichtlein —
Seines Gleichen könnte nicht sein —
Süße Aeugelein, wie er,
Hätt' auf Erden Niemand mehr!

Und die Augen und das Mündchen
Möcht' ich Mutter meinem Kindchen
Immer küssen, spät und früh,
Küssen sie, besingen sie.

Durch Gebet und Zaubereien
Ließe ich's zum Helden weihen,
Glanzumstrahlt, wie in der Welt
Niemals war, noch wird ein Held.

---

*) Uebersetzt von J. K. Schuller.

„Durch Gebet und Zaubereien“ suchte auch unsere Xenia eifrig und sehnsüchtig sich solches Glück zuzuwenden. Aber vergeblich opferte sie dem Popen von Foltesti schier jede Woche ein Huhn oder einige Eier, oder einen Metzen Gerste, vergeblich schenkte sie dem Schutzpatron der Dorfkirche, dem heiligen Theodor, Wachskerzen, Weihrauch und schließlich sogar eine neue Altardecke, vergeblich unternahm sie kostspielige Wallfahrten zum heiligen Johannes in Suczawa, zum Knöchelchen des Heilands in Putna, zur Feder aus dem Flügel des heiligen Gabriel in Kandreni. Auch nützte es ihr nichts, daß sie alle Rathschläge der Aniula, der alten, braunen Zigeunerin, befolgte, obwohl dies Weib sonst im Rufe allmächtiger Zauberkunst stand. Selbst das Hauptmittel der Aniula schlug fehl. Da grub nämlich Xenia über ihren Rath, drei Tage nach Eintritt des dritten Neumondes seit der Sonnenwende, drei Stunden seit Einbruch der Dämmerung drei Silbermünzen in die Erde ein, und zwar drei Schuh tief, drei Schritte vom Kirchenportal weg, und sprach hiezu gewissenhaft drei Mal drei Vaterunser. Wer dies thut und obendrein drei Monate lang täglich drei Mal drei Becherchen Weizen in's Feuer schüttet, und drei Mal dazu spricht: „Jelele (Geister), helfet mir!“ darf bestimmt auf Kindersegen hoffen. Aber die schlimmen Geister ließen sich die Gabe gefallen, ohne die erbetene Gunst zu gewähren.

Nun wollte die erzürnte Xenia mindestens ihre Silberstücke wieder ausgraben, aber davon hielt die Zigeunerin sie ab, das Geld hätten die Geister längst an sich genommen und würden den nutzlosen Versuch, es ihnen wieder zu nehmen, an dem Beleidiger grimmig rächen. So machte denn die Xenia resignirt drei Kreuze über ihre drei Silberstücke und verfiel auf ein neues, originelles Mittel, welches sich denn auch bewährte. Sie legte mit ihrem Gatten das feierliche Gelübde ab, sie wollten dem Heiligen, an dessen Tage ihnen ein Knäblein geboren würde, ein Altarbild weihen, dem Priester seiner Kirche aber ein Ferkel, ein Kalb und eine Gans. Diese Preisausschreibung scheint unter den heiligen Vätern droben mächtige Bewegung hervorgerufen zu haben, und derjenige, den die Sache zunächst anging, that nun endlich, um was er früher vergeblich angefleht worden. An seinem Tage kam binnen Jahresfrist ein Knäblein zur Welt, welches nun natürlich den Namen Thodika erhielt.

Auch die Xenia war sicherlich der bestimmten Hoffnung, ihr Knäblein werde einst ein Mann werden — „glanzumstrahlt, wie in der Welt niemals war, noch wird ein Held" — auch sie wußte sicherlich Wunderdinge zu erzählen, wie lieb und klug der Thodika sei. Denn sie war eine Mutter, und welche Mutter thäte das nicht? Aber all' diese Wunder pflegen in der Regel sehr alltäglich zu sein, und auch bezüglich unseres

Helden ist es schwerlich ein Verlust, daß sie nicht auf die Nachwelt gekommen. Er wuchs heran, unter denselben Verhältnissen, wie jedes Bauernkind in Rumänien. Die Mutter hegt und pflegt es mit unendlicher Zärtlichkeit, der Vater kümmert sich nicht allzuviel darum. Das ist so Brauch, es steckt gar keine besondere Hartherzigkeit dahinter. Die Bäuerin aber läßt ihr Kind buchstäblich nicht aus den Augen. Schafft sie im Hause, so kehrt sie schier jede Minute zur Wiege zurück, geht sie in die Schänke, so trägt sie ihr Kind in den Armen, oder, wenn es älter ist, in einem Leinwandsack auf dem Rücken. Und ebenso, wenn sie auf's Feld geht. Denn der Rumäne überläßt, wenn möglich, auch diese Arbeit seinem Weibe. Oder er pflügt zwar das Feld, aber das Pflugthier ist — sein Weib! Hier und da sieht man auch einen Ochsen und ein Weib, ihr Kind auf dem Rücken neben einander eingespannt, die Pflugschaar über den Acker ziehen, während beider Herr und Gebieter, die Pfeife rauchend und die Peitsche schwingend, behaglich hinter ihnen her geht. . . .

Indeß handeln nur sehr arme oder sehr boshafte Bauern so, und Gregori war keins von Beiden. Von besonderem Luxus aber waren die Knabentage unseres Thodika sicherlich auch nicht verschönt. Als er laufen konnte, tummelte er sich im väterlichen Hofe umher, oder mit anderen Kindern im Staub der Dorfstraße. Was seine Kleidung betrifft, so bestand sie aus zwei

Amuleten, welche er um den Hals trug; das eine hatte die Mutter vom Popen weihen lassen, das andere war ein „Zauber“, den sie von der Zigeunerin erhandelt. Das Amulet des Popen bestand aus einem Heiligenbildchen, oder einem Kreuzchen, oder auch aus einem Leinwandsäckchen mit geweihten Knoblauchknollen; was die „Zauberin“ betrifft, so hatte sie ihre Gabe auch sorgsam in ein Säckchen eingenäht, wahrscheinlich war es ein runder, glatter Kieselstein. Daß er an Wochentagen außer diesen Amuleten auch ein Hemde trug, ist möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich — der rumänische Bauer läßt seine Kinder oft im ganzen ersten Jahrzehnt ihres Lebens so herumlaufen, wie der liebe Gott sie geschaffen. Am Sonntag aber bekam Thodika sicherlich ein Hemd, ein Beinkleid und ein Pelzmützchen, auch ward er in der Frühe des Festtags für die ganze Woche gewaschen. So geschmückt ging er mit der Mutter Vormittags zur Kirche, Nachmittags zur Schänke. An diesen beiden Vergnügungsorten des rumänischen Landmannes schaute er anfangs blos zu, und als er dann zu beten anfing, fing er auch zu trinken an. Es geschah gleichzeitig, wahrscheinlich so um sein zehntes Jahr. Vielleicht schauert es manche Mutter des Westens, wenn sie diese schlichte Thatsache hier verzeichnet liest — die Xenia fand trotz ihrer Zärtlichkeit nichts Schlimmes daran — ländlich, sittlich! oder — in

einem Reim steckt oft viel Verstand — ländlich, schändlich!

Trinken und Beten — es sind die einzigen Dinge, die dem Thodika gelehrt worden. Lesen und Schreiben ist ihm unbekannt geblieben. Wer hätte es ihn auch lehren sollen? Der Schulmeister? Es gab damals keine Dorfschulen in Rumänien. Jetzt gibt es in jedem Dorfe eine, wenn man die Rechenschaftsberichte des Cultusministeriums liest, aber in jedem fünften Dorfe kaum eine, wenn man sich die Sache in der Nähe besieht. Die Dorfschule ist decretirt, das ist genug, weiter kümmert sich Niemand darum, man sorgt nur noch für die Blüthe der Universität. Auch in Rumänien würde man Jeden für einen Wahnsinnigen halten, welcher auf ein Erdgeschoß von wurmstichigem Holze ein Stockwerk von kostbarer Terracotta setzen wollte, aber in allen staatlichen Angelegenheiten handelt man dort nach diesem weisen Bauplan. In allen! — auch der Lebenslauf des Thodika wird es uns beweisen!

Neben dem Schulmeister ist im Dorfe des Westens der Pfarrer der Träger der Bildung. Einen Pfarrer gibt es in jedem rumänischen Dorfe, aber um seine Bildung ist es recht sonderbar bestellt. Der Pope Eusebius in Foltesti war ein guter, dicker Mann, und auch recht würdevoll, wenn er nüchtern war; aber erstens war er selten nüchtern, zweitens konnte er auch

dann keine Cultur verbreiten, weil nur ein Schurke mehr gibt, als er hat. W. v. Kotzebue, der dem rumänischen Volksthum wärmste, bedingungsloseste Sympathie entgegenträgt, macht einmal die Bemerkung, daß sich der Pope „nur durch die Tracht von den Bauern unterscheide“. Man muß dies unterschreiben, und als einziges, weiteres Unterscheidungszeichen höchstens noch den größeren Durst hervorheben. Unter den österreichischen Rumänen ist es anders und besser, die k. k. Regierung hat für eine bessere Bildung des Landclerus gesorgt. Aber Foltesti liegt in der Moldau. Unser Eusebius war Pope geworden, erstens weil er eines Popen Sohn war, zweitens weil er von diesem einige Jahre hindurch den Kirchengesang und das Lesen der cyrillischen Schrift erlernt. Dann hatte er eine reiche Bauerstochter geheirathet und eine Pfründe bekommen. Zu verbauern brauchte er nicht erst, er war schon vom Haus aus ein Bauer im Talar! Um seinen Sohn steht es nicht anders. Und wie die Bildung seines Enkels sein wird, des Popen der Zukunft?! Das kann nur der liebe Gott wissen, denn der liebe Gott ist es auch, den man einzig dafür sorgen läßt! . . .

So war denn die natürliche Erzieherin des Kindes, die Mutter, auch die einzige. Die Xenia lehrte den Thodika, wie erwähnt, was sie ihn lehren konnte: Trinken und Beten. Beides kostete keine große Mühe, es machte sich von selbst. In jedem rumänischen

Dorfe weht eine schnapsduftige Atmosphäre — „Wasser thut nicht einmal in den Stiefeln gut" — ist eines der verbreitetsten Sprichwörter dieses Volkes. Das Kind steht müßig in der Schenke herum, sieht zu, wie Alle trinken, nippt selbst, bekommt Freude daran und gewöhnt sich schließlich, wenn es zum Jüngling geworden, an einen schweren, soliden Sonntagsrausch. Das heißt, wenn er selbst solid bleibt! — wo nicht, so hat er den Rausch alle Tage. Wie klingt doch das weitverbreitete Lied?

Vor der Schenke der Stankuza,
Wo am Weg die Kreuze stehn,
Greis und Jüngling, Weib und Mädchen
Sich im tollen Reigen drehn.
Süßen Wein aus großen Krügen
Trinkt man, den Stankuza schenkt,
Ob auch schon die Nacht hereinbricht,
Keiner an den Heimweg denkt.
Alle, die des Weges kommen,
Drehn sich mit im Tanz herum
Und vertrinken ihre Habe;
Scheren sich den Teufel drum. —
Wer vier Ochsen hatte, freut sich,
Wenn er zwei davon behielt;
Wer des Weges kam geritten,
Selber nun das Rößlein spielt.
Aber wer zu Fuß gekommen,
Rock und Hemd vertrinkt er heiter,
Froh, daß ihm die Last genommen,
Zieht er nackt des Weges weiter.

Da bleibt dann natürlich auch der Katzenjammer nicht aus:

„Auf dem Pfluge sitzt der Kukuk
Und die Amsel auf dem Karren,
Beide singen sie, als hielten
Sie mich gar für einen Narren:

„Geh nicht mehr ins Wirthshaus, Bursche,
Bleib zu Haus und spar' dein Geld,
Denn dein Wagen ist zerbrochen
Und dein Land noch nicht bestellt."

Kukuk, Teufelsvieh, was schert's dich,
Was ich thun und lassen will!
Amsel, Amsel, grauer Vogel,
Schweige du auch lieber still!

Daß ich nicht im Zorne thue,
Was mich später möchte reu'n,
Eure Schnäbelchen zerbrechen,
Eure Nesterchen zerstreu'n!" *)

Was aber das Zweite betrifft, welches Thodika von seiner Mutter erlernte, das Beten, so weht in jedem rumänischen Dorfe eine sehr frömmige Atmosphäre — freilich, was man so „Frömmigkeit" nennt. Die Xenia hatte einen sehr complicirten Glauben; man könnte ihn in fünf Gruppen eintheilen. Erstens war sie eine rechtgläubige Christin, verehrte also die heilige Dreifaltigkeit, die Mutter Gottes und alle Heiligen; zweitens war sie neben der Rechtgläubigkeit auch abergläubisch, und verehrte darum die Mumie des heil. Johannes in Suczawa, das Knöchelchen des Heilands

*) Beide Lieder übersetzt von W. Rudow.

in Putna, die Feder aus dem Flügel des heiligen Gabriel in Kandreni. Aber nicht umsonst haben tausend Jahre hindurch heidnische Nomaden auf diesem Boden gewaltet, und darum verehrte die Xenia auch die Sonne, den Mond und die Gestirne. Viertens glaubte sie, daß es auch Wesen zwischen Himmel und Erde gebe, die zum Theil dem Teufel unterthan seien, zum Theil aber weder um Gott noch um den Teufel sich viel kümmerten — mächtige Wesen, mit denen der Mensch sich gut vertragen müsse — die „Jelele“, die Dämonen, und darum verehrte sie auch diese und alle alten Zigeunerinnen, die Priesterinnen dieser launigen Geister. Und fünftens endlich verehrte sie den heiligen Jupiter, den heiligen Merkur und die heilige Venus, insbesondere aber den heiligen Pan. Das klingt seltsam, aber es ist so. Allüberall sind die Götter Roms gestorben und begraben, nur in Rumänien spuken sie noch, denn wo es dunkle Nacht ist, tiefdunkelste Nacht, und der Tag fern, da erscheinen Gespenster gerne. Und an alle diese fünf Gruppen lernte auch Thodika glauben, aber er sonderte sie nicht, wie es auch die Mutter nicht gethan; in wüstem Gewirr und in — lebhaftester Concurrenz spukten sie ihm sein Leben lang durch Kopf und Gehirn. . . .

Was Alles der Gregori und die Xenia, dann unser Thodika und sein Weib und heute die Kinder des Thodika unter ihrer Hirnschale an sonderbarem Glauben

und Aberglauben bargen und noch bergen, kann hier nicht insgesammt berichtet werden, aber Einiges wollen wir doch erwähnen, indem wir im Fluge ein Jahr mit ihnen verleben.*)

Beginnen wir mit Neujahr, so ist dies für Mann und Frau nur der Tag, der insofern wichtig ist, als sich nach dem Volksglauben das ganze Jahr wiederholt, was man an diesem Tag erlebt: da man nun am Neujahrstage doch nothgedrungen die Schänke besuchen muß, so ist es nur eben ein Verhängniß, wenn sich dann bis Sylvester die Räusche so oft folgen. Für Mädchen aber ist dies ein dreimal bedeutsamer Tag: da vermögen sie den künftigen Freier mit einiger Sicherheit zu erkunden. Die sehnsüchtige Jungfrau besteigt, einen Bissen des Weihnachtskuchens im Munde, einen Misthaufen und horcht, woher das erste Hundegebell kommt, von derselben Seite wird der Freier erscheinen. Scheut sie die Kälte nicht, so kann sie ihn sogar sehen, wenn sie im Morgengrauen splitternackt an den Brunnen tritt: auf dem Spiegel schwebt sein Bild. Hat sie mehrere Anbeter, sagen wir zehn,

---

*) Vieles von dem nachstehend Mitgetheilten ist dem trefflichen Büchlein: „Das Jahr und seine Tage in Sitte und Brauch der Rumänen Siebenbürgens" von Wilhelm Schmidt (Kronstadt 1866) entnommen; Einiges aus rumänischen Quellen; reichlich habe ich auch eigene Beobachtungen (aus der Bukowina) benützt.

so benennt sie ihre Finger nach denselben; der Finger, der am lautesten knackt, enthüllt den verläßlichsten Werber; was ein armes Kind thut, welches mehr als zehn Freunde hat, weiß ich nicht zu sagen. Am Dreikönigstage wird vom Popen das Wasser geweiht; einige Flaschen bewahrt man als treffliches Mittel für alle Krankheiten von Mensch und Vieh auf; das Essen gekochter Pflaumen ist an diesem Tage obligatorisch, der Rausch nicht, doch pflegt er selten zu fehlen. Am Dreikönigstage zu sterben ist besonders angenehm, da die Himmelsthüre vom Morgen bis zum Abend offen steht und die Seele daher ohne Fegefeuer direkt in den Himmel kommt. Am Abend ziehen die Sternsinger herum — ein Haufe Sänger, die eine Papierlaterne tragen; treffen sich concurrirende Sänger, so geht eine fröhliche Prügelei vor sich, die oft ein trauriges Ende nimmt; mancher Bursche dankt diesem Abend seine Verkrüppelung für Lebenszeit. Am Theodorstag darf kein Mädchen das Haus verlassen, weil da die Centauren des heiligen Theodor umherspuken: Fabelwesen, halb Mensch, halb Roß, die Jungfrauen rauben. Hier ist eine sichtliche Spur aus Römertagen; wie aber gerade der heilige Theodor zu solchen Jüngern kommt, ist unklar. Im Fasching wird nicht viel mehr getanzt, als das ganze Jahr über; auch die Sitte, den Fasching in Gestalt eines Strohmanns am Aschermittwoch zu verbrennen, findet sich nur vereinzelt. Am Charmittwoch

wird das Osterbrot gebacken; wer in der Folge ein Krümmchen wegwirft, erleidet schwere Himmelsstrafe. Ein Bad am Charfreitag erhält das ganze Jahr gesund; ob dies probat ist, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls ist der Glaube löblich, denn Mancher kommt so mindestens einmal jährlich zu einem Bade. Wer in der Osternacht die Kirche besucht, bleibt das ganze Jahr nüchtern; hier lehrt die Erfahrung die Nutzlosigkeit des Mittels. In dieser Nacht sind alle Dämonen losgelassen; auch Schätze kann man da am leichtesten heben. Wer den Farblöffel, mit dem die Ostereier bestrichen worden, in den Gürtel steckt und auf einen Baum steigt, kann alle Hexen, die sich unsichtbar machen, sehen; die älteste und schlimmste pflegt als Leibroß den Gemeindestier zu benutzen; wer gar am Ostermontag den ganzen Tag auf einer Brücke steht, hat die Hexen ganz in der Gewalt. Gut gegen die Hexen ist es, am Georgstage grüne Büsche vor die Thüre zu legen; auch muß man in der Nacht die Kühe bewachen, da ihnen die Dämonen sonst für ein Jahr die Milch entziehen; das junge Volk pflegt sich durch wirksame Mittel wach zu erhalten; die Georgsnacht steht in schlimmem Ruf. Wer in dieser Nacht eine weiße Schlange fängt, ihr mit einer Silbermünze den Kopf abschlägt, diesen Kopf mit Erde bedeckt, Knoblauch darauf pflanzt und am nächsten Georgstage von dem Knoblauch ißt, kann alle Schätze im Erd-

innern sehen, ja sogar das Gras wachsen hören. Es gibt wenige rumänische Bauern, die das Gras wachsen hören, die Bedingungen sind ja aber auch sehr complicirt. Wer nur einen Schatz heben will, kann dies auch dadurch erreichen, wenn er von einem Georgstag zum andern nur verschimmeltes Brot ißt; das ist leichter, als das Mittel mit der Schlange, angenehmer ist es nicht.

Georgi leitet den Frühling ein; das eigentliche Lenzfest ist Christi Himmelfahrt: jeder Bursche setzt seinem Mädchen einen Baum. Pfingsten wird durch einen Tanz gefeiert, der frappant an die „collini Salii“ erinnert; der Vortänzer heißt noch heute „Vataf“ („Vates“); er macht die abenteuerlichsten Sprünge; daß man nur durch des Teufels Hülfe die für die Würde eines „Vataf“ nöthige Geschicklichkeit erlangen könne, ist ein ganz allgemeiner Glaube. Johannis gilt als Unglückstag, ebenso der St. Eliastag; dieser Heilige regiert den Blitz und macht den Donner; auch einige andere Züge des Jupiterglaubens sind auf ihn übergegangen. Ihn fleht man an, das Gewitter fernzuhalten; hingegen wird Regen zumeist mit Hülfe des Zigeuners erbeten; er ist es auch, der vor Vampyren schützen kann. Die Ernte wird unter Gebräuchen eingebracht, die sichtlich eine Mischung slavischer und römischer Ueberlieferungen sind. Sommer und Herbst sind an bedeutungsvollen Tagen arm. Nähern wir

uns wieder der Jahreswende, so ist der Nikolaustag sehr gefährlich, weil da der Teufel umgeht, Kinder zu stehlen. Der Weihnachtsabend wird durch Absingung von „Kalinden“, Weihnachtsliedern, gefeiert, uralten, oft ganz unverständlichen Gesängen, die wenig mit dem Christenthum gemein haben. Der Sylvestertag ist zur Erkenntniß der Zukunft besonders geeignet: legt man ein Blatt Immergrün auf einen Teller, so weiß man ganz genau, was Einem im nächsten Jahre begegnet: wird es schwarz, so wird man sterben; Flecken deuten auf Krankheit; bleibt das Blatt grün, so wird man gesund bleiben. Am Sylvesterabend ist ein Rausch die Regel; wie sich dann ans fröhliche Ende der fröhliche Anfang schließt, ist bereits gesagt.

Auch die Wochentage sind sehr bedeutungsvoll. Der Dienstag (Marti), der Tag des Mars, ist besonders zu fürchten; wer da eine Arbeit beginnen oder auch nur fortsetzen wollte, wäre ein Verwegener, der das Schicksal herausforbert; der rumänische Bauer beugt sich dem Schicksal und thut auch am Dienstag nichts, wie am Sonntag. Ebenso dürfen am Mittwoch und Freitag (Miercuri und Vinire), dem Tage des Mercur und der Venus, zum Mindesten einige Arbeiten niemals verrichtet werden. So bleiben nur „Luni“ (Montag, Tag der Luna), „Joi“ (Donnerstag, Tag des Jupiter) und Sombata (aus dem Slavischen „Sobota“, an den „Saturnus dies“ der Römer anklingend) als Arbeits-

tage übrig. Man sieht, zu vieler Arbeit ist unser guter Thodika nicht erzogen worden.

Was er etwa sonst noch konnte, hat er selbst erlernt, vom Zusehen, vom Zuhören. Da war also vor Allem das Viehwarten, die erste Thätigkeit, durch die er sich im väterlichen Haushalt nützlich machte. Das ist keine Hexerei, man treibt die Pferde, Schafe und Ochsen in's Feld, läßt sie grasen, wo sie wollen, und sorgt nur dafür, daß der Nachbar das Vieh, welches ihm Weide oder Acker schädigt, nicht pfändet, oder daß es der Zigeuner nicht stiehlt, was freilich oft genug geschieht, denn —

So lang' der Zigeuner nicht stiehlt,
Er nie als Mensch sich fühlt,

sagt das Sprichwort. Es ist ein lustig Leben, das die jungen Hirten draußen führen, und das Volkslied hat dafür schöne und naive Worte gefunden. So z. B. in folgendem:

Kukuk, Kukuk, Kukuklein,
Warum singst du dort am Rain?
Komm' und sing' im Hof bei mir,
Ganz besonders lohn' ich's dir,
Weißes Brod bekommst du fein,
Dazu rothen Meneschwein. —

„Dank für deine Gaben schön,
Will nicht zu dir singen gehn!
Sing' im Feld, im Feld behagt's,

Wo des Rinds Geblöck zum Ohre dringt,
Wo des Hirten Flöte um mich her erklingt!“ *)

Damit ist auch schon die zweite Fertigkeit erwähnt, die unser Thodika vom Zusehen, vom Zuhören erlernt: das Blasen der Hirten-Flöte. Kein Rumäne hat's von einem Lehrer, aber Jeder kann's vortrefflich. Und wahrlich — der Kukuk hat Recht, wenn er es gerne hört! Das Instrument ist kunstlos, ein Stück Schilfrohr, in welches, scheinbar regellos, einige Oeffnungen eingeschnitten sind, gering ist auch die Kunstfertigkeit des Hirten, und doch! wie schön, wie herzbeweglich ist der Ton der rumänischen Schalmei, wenn er sanft in der Ebene verzittert, oder von der Bergspitze halbverweht in's Thal hinabklingt. Bald ist's ein Tanz, bald die Melodie eines Liedes, oder ein wildes, sehnsüchtiges Wogen der Töne, einförmig und endlos, wie sich die Wasser im Flusse drängen — und doch so ergreifend! Wer hat die rohen Hirten solche Töne gelehrt? Und wer solche Lieder? Draußen auf der Haide lernt der Knabe nicht bloß die Schalmei blasen, sondern auch singen. Wer weiß, wer diese Lieder gedichtet, vielleicht ein Hirte gleich ihm, vielleicht er selbst! Noch lebt das Volkslied als eine lebendige Blume unter den Rumänen — tausende welken unbeachtet, tausende blühen auf. Dem Rumänen wird jedes Ge-

*) Uebersetzt von J. K. Schuller. Ebenso die drei folgenden.

fühl, jede Beobachtung zum Liede. Da sieht unser Thodika ein unscheinbares, duftiges Kräutlein zu seinen Füßen keimen und singt:

Reife nicht, Basilienkraut,
Keine Seele auf dich schaut!

Aber da fällt ihm auch alsbald ein, wozu solch' ein unscheinbar Ding doch gut sei, und er gibt sich die Antwort, als hätte das Kräutlein sie ihm gegeben:

Warum soll ich reifen nicht,
Da zum Tanz mich's Mädchen bricht?

Oder da liegt der Hirte am hellen Maitag neben der Quelle behaglich ausgestreckt, blickt in den lichten Frühlingshimmel hinein, und malt sich aus, wie es wohl droben aussehen möge. Und dann richtet er sich auf und singt:

An der Quelle bei Gropan
Weiden Rosse des Joan,
Sattle mir zwei Rosse gleich,
Reit' hinauf in's Himmelreich.
Dornenriegel, sperret mir
Ganz und gar die Himmelsthür,
Lege Hand an, brech' ihn ein,
Reit' in' Himmel d'rauf hinein! —
Lang' konnt' ich nicht drinnen sein,
Standen zu viel Blumen da,
Lasen zu viel Popen da,
Sangen zu viel Küster da,
Zischten zu viel Schlangen da.

Es sieht also im Himmel beiläufig so aus, wie in der Dorfkirche, nur zischt dort auch die Schlange, das „Zauberthier“ der Dämonen.

Zuweilen besingt auch der Hirte Bilder aus seiner nächsten Umgebung, Dinge, die recht alltäglich, recht prosaisch sind. Aber auf seinem Liede liegt denn doch ein Duft echter Poesie:

Herr, send' uns herab den Regen,
Daß die Pflüge sich bewegen,
Daß ich höre bald,
Wie des Pflügers Flöte schallt
Und wie seine Peitsche knallt!
Wie die Schelle an den Ochsen läutet,
Und des Pflügers Ruf sie treibet,
Daß ich seh', wie Mädchen schön
Mit der Kost vorübergehn.
Ist der Pflüger Junggesell,
Spannt die Ochsen aus er schnell,
Rühret hurtig sich und rege,
Daß er rein die Pflugschaar fege,
Läßt beim Freund die Ochsen dort,
Geht zur Schönen in das Dorf,
Geht darauf wie ein Voinik (stattlicher Bursche)
Flink, woher er kam, zurück,
Trifft die Ochsen weidend dann
Und den Freund im Schlafe an.
„Wache auf, Kam'rad, erwache,
Daß der Schlaf nicht krank Dich mache,
Schau', das Morgenroth erglüht,
Daß es uns am Pfluge sieht!“
Flötend bricht er auf sodann,
Treibet laut die Ochsen an.

Nach dem Dorf blickt er im Gehn.
Um sein Liebchen zu erspähn,
Wie es mit dem Essen geht
Und im Wind die Schürze weht.

Es ist eines der verbreitetsten Lieder und obendrein ein Lieblingslied unseres Thodika, der es oft noch mit grauem Haar in der Schenke gebrummt. Warum es solche Verbreitung gewonnen? Wahrscheinlich deßhalb, weil sich der Mensch gerne zuweilen in die Sphären des Idealen emporschwingt! Denn ein Pflüger, der gern zur Arbeit geht und schon im Morgenroth auf dem Felde ist — das ist in Rumänien ein Ideal, auf Erden sieht man es nicht verkörpert. Man darf getrost und ohne Uebertreibung sagen, daß die Sonne vielleicht hier und da ein gleich träges, aber nirgendwo ein trägeres Volk bescheint. Es ist bereits erwähnt, wie weit sich dieser schlimme Zug des Volkscharakters aus den Geschicken der Rumänen erklären läßt. Doch trägt sicherlich auch die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens viel dazu bei, man erntet mit leichter Mühe das Nöthige, wozu sich um das Ueberflüssige anstrengen?! Hiezu kommt, daß jegliche Erziehung zur Arbeit fehlt, jegliches ermunternde oder beschämende Vorbild. In jenen rumänischen Dörfern der Bukowina, welche an deutsche Colonien grenzen, wird dreimal so viel gearbeitet, als in den Donaufürstenthümern.

Thodika Kabsan machte da keine Ausnahme. Als

er zum Jüngling herangereift war, erlernte er wohl neben dem Viehwarten, Flötenblasen und Liedersingen als Viertes auch die Bestellung des Ackers, aber er widmete sich dieser letzteren Thätigkeit sicherlich minder eifrig, als den andern. Er that, was er thun mußte, langsam und verdrossen und pflügte, säete und erntete genau nach derselben Art, wie es die Väter gethan. Die geschnittene Frucht wird im Freien aufgestellt, bis sie gedroschen wird. Verdirbt sie unterdeß der Regen, so hat es eben der Teufel so gewollt. Und derselben unheimlichen Ursache wird es auch zugeschrieben, wenn ein Feld allmählich weniger Frucht trägt, dann ist es eben „verhext" und man bebaut es nicht mehr. Den Teufel durch kräftigen Dünger auszutreiben, fällt keinem Bauer ein.

So viel von der landwirthschaftlichen Thätigkeit des Thodika. Was er jedoch als Fünftes und Sechstes erlernte, gleichfalls nur vom Zusehen, vom Zuhören, das betrieb er eifrigst, mit größtem Fleiß und Zeitaufwand: das Tanzen und die Liebe. Beides erlernte er gleichzeitig und an demselben Orte; in dem Punkte ähnelt der rumänische Bauernbursche dem deutschen Gymnasiasten, welcher während der Tanzstunde die erste, verschämte, süßschmerzliche Herzensglut zu erleben pflegt. Aber die Aehnlichkeit ist wahrlich nur eine äußerliche, sowohl der Tanz, als die Liebe der Beiden sind grundverschiedener Art.

Vergegenwärtigen wir uns den Moment, wo Thodika zum ersten Male sein Herz entdeckt und sich im Reigen geschwungen. Er ist sechzehn Jahre alt, sein Herz ist fröhlich und um ihn her tobt Alles in ausgelassener Freude. Ein Sonntag Nachmittag im Spätherbst; die Frucht ist bereits eingebracht, vielleicht auch schon auf dem Halm verhandelt; jeder Bauer hat Geld im Beutel, oder doch wenigstens neuen Credit. Darum ist die Schänke bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, und Avrumko, der Wirth, und sein Weib Sarka haben alle Hände voll zu thun, den Schnaps heimlich zu wässern und einzuschenken, hier das Geld einzustreichen, dort mit doppelter Kreide die Zechschuld aufzuschreiben. In der großen Schenkstube — das Gebäude enthält außer diesem Raum gewöhnlich nur noch eine Stallung und die Wohnkammer des Pächters — herrscht ungemeines Gedränge, nebenbei auch eine schauderhafte Atmosphäre. Die Tische sind an die Wände gerückt, da sitzen die älteren Männer und Weiber, trinken, singen und trinken wieder. In der Mitte hat eine Zigeunerbande Posto gefaßt und verübt einen erschrecklichen Lärm, obwohl sie nur aus vier Köpfen besteht: zwei Geigern, einem Cymbalschläger und einem doppelten Virtuosen, der gleichzeitig Trommel und Tschinellen schlägt. Und rings um die Musik drehen sich die Bursche und Mädchen, stampfen auf den Boden, daß das Haus dröhnt, und

jauchzen, daß das zartere Trommelfell eines Städters davon zerspringen könnte. Getrunken haben sie vorher schon Alle, und auch jetzt fahren sie fort, sich ein wenig die Kehle anzufeuchten, Bursche wie Mädchen. Auch Thodika hat bereits Einiges zur Belebung seines Muthes gethan; aber so oft er um sich geblickt, eine Tänzerin zu erspähen, wird sie just von einem Andern in den Reigen gezogen. Denn hier wird nicht durch Verbeugung oder gar durch zarte Frage engagirt, man legt kurzweg den Arm um die Hüfte des Mädchens und zerrt sie fort. Unser Thodika steht zaudernd da und tastet sich verlegen um das Kinn, wo bereits die ersten Bartkeime hervorstechen. Sehnend schweift sein Blick umher — aber das Gute steht ihm so nah, dicht hinter ihm! Das ist das hübsche, runde, vierzehnjährige Töchterchen des Dorfrichters, des „Dvornik" — Olga Bomiul. Im warmen Licht des Südens reift die Mädchenknospe früh; man sieht der Gestalt und vor Allem den glühenden Schwarzaugen der Olga nicht an, daß sie erst vierzehn Sommer gesehen. Des Dvorniks Hof steht neben jenem des Gregori. Thodika hat die Olga oft genug stundenlang gesehen, aber nun er sie festlich geschmückt erblickt und ihn der Strahl dieser schwarzen Augen streift, da ist es ihm, als hätte er sie in dieser Sekunde zum ersten Male recht angeschaut. Flugs legt er den Arm um sie, das Mädchen erröthet tief, aber es

sträubt sich nicht und schmiegt sich fest an den Tänzer. Dies schreibt freilich auch der Tanz vor, den die Musikanten eben aufspielen — der „Russische". Bursche und Mädchen umschlingen sich, und drehen sich langsam auf derselben Stelle, dann fassen sie sich bei den Händen und drehen sich, lassen einander ganz und drehen sich einzeln — Alles langsam, feierlich aber ohne Aufhör, ohne sich vom Platz zu rühren — das bloße Zusehen kann schwindlich machen. Thodika wird blaß, Olga wird roth — kommt das vom ungewohnten Tanze? Aber sie harren muthig aus, bis die Musik schweigt, und bleiben dann still neben einander stehen. Nun ist Thodika roth und Olga blaß. „Hm—m", macht er verlegen. „Hm"! wiederholt sie still und verschämt. Damit ist das Eis gebrochen, der Tänzer unterhält seine Tänzerin, wenn auch in langen Pausen. „Es ist heiß hier", sagt er zaghaft. Sie schweigt lange und erwiedert endlich leise: „Ja, recht heiß". Dann wieder nach fünf Minuten er: „Du hast ein schönes Band um den Hals". Worauf sie: „Und Du um den Hut"! Da faßt er sich ein Herz und erwiedert schnell: „O! wenn Dir nur das Gesicht darunter gefällt"! Aber im nächsten Augenblick ist er über diese ungemeine Kühnheit starr vor Schrecken, und spricht keine Silbe mehr. Die Olga natürlich auch nicht. Aber um so lauter lärmen die Andern und am lautesten der Vater des Mädchens, der alte,

lustige Dvornik. „He, ihr Bursche“! ruft er, „wir haben selbst im Winter im Freien getanzt, und Ihr pfercht Euch schon im Herbste in die Stube? Hinaus mit Euch, und tanzet draußen eine Hora, oder einen Arkan, wie's wackeren Rumänen ziemt“! Das geschieht. Unser junges Paar schleicht zuletzt hinaus, aber schließlich kommt es doch noch zurecht, um unter der entlaubten Linde die Hora mitzutanzen. Das ist ein charakteristischer, nationaler Tanz, aber an sich einförmig, es kommt nur auf den Vortänzer an, was er daraus macht. Die Paare fassen sich an den Händen, bilden einen Kreis und bewegen sich von links nach rechts. Dann lösen sich die Hände, der Vortänzer tritt mit seiner Schönen in den Kreis, und sie führen nun kunstvolle Sprünge und Wendungen aus, welche die anderen Paare nachmachen, so gut sie können. Heute ist der schwarze Doxaki Vortänzer, ein wilder, wüster Bursche, aber in dieser Kunst sucht er seines Gleichen. Dem Thodika und seiner Braunen wird es heiß und immer heißer, nicht blos deßhalb, weil sie zum ersten Male tanzen, sondern — es kommen da oft auch sehr eigenthümliche Figuren vor... Endlich, nach einer Stunde, schließt sich der Kreis wieder und bewegt sich langsam hin und her. Das geschieht zu Gunsten der Musik, denn nun machen sich die Zigeuner auf, wandeln im Kreise von Paar zu Paar und besingen es in einigen schmeichelhaften Versen so

lange, bis sie vom Tänzer eine Gabe erhalten, welche durch einen Tusch dankbar quittirt wird. Die Verse müssen irgendwie auf das Paar passen, werden also größtentheils im Augenblick improvisirt. Es geschieht dies freilich in hergebrachten Formen, doch gehört gleichwohl viel Geschick dazu. Was die Gabe betrifft, so regelt sie sich natürlich nach Willen und Vermögen des Tänzers und variirt von einem viertel bis zu drei Leu*). Krampfhaft faßt Thodika das Zweileustück, welches er zum Namenstage von der Mutter erhalten; es ist zwar sein einziges Besitzthum, aber er opfert es gern, um der Olga zu imponiren. Nun sind auch die Musiker herangekommen; lächelnd besieht sich der grauhaarige Geiger das Pärchen und ist rasch orientiert. Er singt:

Zartes Blatt der rothen Rose!
Scheu und still ist jung Gekose,
Schwer brennt Strauchwerk, grün und feucht,
Aber — grüne Herzen leicht!

Lautes Gelächter. Blitzschnell lösen sich die verschlungenen Hände, purpurroth fahren die jungen Leute auseinander, Thodika hat nur eben so viel Geistesgegenwart, dem Zigeuner das Geldstück in die Hand zu drücken, der Olga aber ist's, als drehe sich Himmel und Erde kichernd um sie. Mit glühenden

*) Leu = 1 Franc = 80 Pf. R.-W.

Wangen, mit gesenkten Augen harrt sie aus, bis der Kreis gelöst ist, dann aber stürzt sie fort, heim. Thodika möchte ihr gerne folgen, wenn er nur den Muth dazu aufbrächte; so bleibt er denn in der Schänke, steht verlegen in allen Ecken herum, trinkt sich Muth und geht erst spät heim. Der Mondschein liegt über der Dorfstraße, und das macht ihn vollends so sehnsüchtig, daß er hin- und her schwankt. Oder ist doch das Getränk des Avrumko daran schuldig? ...

So hat der Thodika zum ersten Male das Tanzen und die Liebe probirt. Und in den folgenden Jahren hat er sich in den beiden Künsten oft versucht, sehr oft, jeden Sonntag, bis er es endlich in beiden zur Meisterschaft gebracht. Wir wollen ihm nicht auf diesen Pfaden folgen, welche mit Rosen bestreut, aber auch zuweilen — man muß immer die Wahrheit sagen — schnapsduftig waren. Genug, als er zwanzig Jahre zählte, war er einer der gesuchtesten Vortänzer bei der Hora, und wenn er Sonntags im Festschmuck über die Dorfstraße ging, blickte ihm manches blaue oder schwarze Augenpaar zärtlich nach. Er war ein wackerer Bursche, der nicht gern etwas schuldig blieb, und so gab er auch jeden solchen Blick ehrlich, ja mit Zinsen zurück. Aber die Olga war ihm doch die Liebste, obwohl er es ihr nie offen heraussagte, auch nicht einmal allzu deutlich merken ließ, „damit sie nicht stolz wird“, meinte er, in Wahrheit aber, weil er sich nicht

recht an sie heran traute. Denn erstens war sie des Dvorniks Tochter, und zweitens liebte er sie wirklich. Echte Liebe aber macht auch einen rumänischen Bauernsohn zaghaft und bescheiden. Und so wären sie wohl noch, wer weiß wie lange, im Unklaren geblieben, hätten ihnen nicht die beiden mächtigen Genossen und Verbündeten jeder ehrlichen Liebe helfend beigestanden: der Frühling und die Poesie.

Was den Frühling betrifft, so ließ er die Erde grünen und duften, die Veilchen blühen und die Menschenherzen fröhlich schlagen. Der Thodika pflügte gerade auf seines Vaters Felde, und die Olga jätete auf dem des Richters. Der Bursche blickte hin und das Mädchen her, aber trotz des Frühlings wollte ihnen kein Wort über die Lippen treten. Aber da hat ja die Poesie aus dem Herzen dieser armen, rohen Menschen duftige Lieder sprießen lassen, und ein solches Volkslied kam dem Thodika in den Sinn, und er sang es der Geliebten zu:

Grünes Blatt vom Haferkorn:
Schönste Blum' in Busch und Dorn!
Bin verliebt in deinen Gang,
Denn du wiegst dich leicht und schlank,
Hast mein Herz verzehrt schon lang!
Lieb' Blaublümelein, entsprungen
Mir im Wege, sei besungen!
Ragst so schlank zum Himmelsblau,
Passest zu mir ganz genau!

Wandrer werden dich nicht sehen,
Dann muß ich vor Leid vergehen!
Blümelein, Blaublümelein,
Komm geschwind an's Herze mein,
Komm bei mir in schöne Blüthe,
Daß vor Bösen ich dich hüte!
Komm wie Thau auf mein Gemüthe!*)

Das Mädchen ließ erschauernd, tief erröthend, das Haupt sinken, aber es regte sich nicht. „Versteht sie mich nicht?“ — dachte er bang und begann ein zweites:

Blumenlippe, süßes Mädchen!
Samstag komm' ich vor dein Haus,
Knüpf dir an die Hand ein Fädchen,
Häng's zum Fensterlein heraus!

Komm' ich zu dir, dich zu wecken,
Zieh' ich sacht dran, ganz sacht;
Dann kommst du heraus, und beide
Haben wir die schönste Nacht.

Er sang's, so schön er konnte, unter nicht geringem Herzklopfen, und dachte sich: versteht sie's nicht — nun, dann ist es eben nur so ein Gesang gewesen. Aber sie verstand es und hub an und sang:

Thodo, du bist mir lieb,
Lieber als die andern Knaben;
Lebst du, sollst du mir nur leben,
Stirbst du, will ich dich begraben.

---

*) Uebersetzt von Mite Kremnitz; die beiden folgenden von W. Rudow.

Dich begraben mir zu Häupten,
Daß ich träume stets von dir,
Und Gott bitten, daß ein Ende
Er bald machen mög' mit mir.

Hier endet das kurze Liedchen; aber hätte es auch noch viele Reime, die Olga hätte sie an jenem Frühlingsmorgen nicht mehr gesungen. Denn urplötzlich legten sich ein Paar durstiger Lippen auf die ihrigen, ein Paar kräftiger Arme um ihren blühenden Leib, und — am nächsten Sonntag gingen zwei Gespielen des Thodika als Freier in das Haus des Richters und wurden hinausgeworfen, aber ganz freundschaftlich und nur deßhalb, weil es der Brauch in der nördlichen Moldau so gebietet, und am zweitnächsten Sonntag gingen Gregori und Xenia in dies Haus, und am Abend wurde unter Musik, Flintenknall und allgemeiner Illumination der Köpfe die Verlobung des jungen Paares gefeiert.

Die Hochzeit konnte nicht rasch folgen, Thodika mußte vorher zum Assentplatz gehen, und trotz der ungemeinen Protektion, welche er als künftiger Schwiegersohn des Richters genoß, wurde er abgestellt und in die Armee des Hospodars eingereiht. Mutter und Braut weinten blutige Thränen, auch Thodika hätte gern geweint, wenn er sich nicht geschämt hätte. Beim Abschied behielt er leidlich seine Fassung, aber auf dem Transport brach sein Schmerz laut aus. Auch

seine Kameraden zeigten geringen Gleichmuth. Aber dazu lag wahrlich kein Grund vor. Zur Zeit, da Thodika jung war, gab es eigentlich von Rechtswegen gar kein selbstständiges, moldau'sches Heer; der Hospodar des Fürstenthums war Vasall der Pforte und zahlte einen Tribut dafür, um im Kriegsfall von seinem Lehensherrn beschützt zu werden. Auch stand damals noch eine türkische Besatzung im Lande. Wenn der Hospodar gleichwohl alljährlich eine Aushebung anordnete, so geschah es hauptsächlich, um dem wiedererwachten Nationalgefühl zu schmeicheln. So ein junges Nationalgefühl einer kleinen Nation gibt sich auch mit Kleinigkeiten zufrieden, und waren die Moldauer vor dem Pariser Frieden in der That stolz auf ihre Armee, so war dies ein Beweis rührender Genügsamkeit. Denn wie stand es um jenes Heer? Man trieb die Rekruten zusammen und ließ sie von Abenteurern aus aller Herren Länder einexerziren, so gut es ging. Eine feste Instruktion hiefür gab es nicht; der Offizier richtete seine Leute verschieden ab, je nachdem er ein ehemaliger österreichischer Feldwebel war, oder ein ehemaliger Sergeant aus Algier. Ebenso verschieden war die Bewaffnung, die Gewehre boten eine Musterkarte verschiedener Systeme, und nicht jeder Soldat erhielt ein Gewehr, mancher nur eine Pike, mancher einen Säbel. Und was gar die Uniformen betrifft, so sah man da, friedfertig neben einander französische, englische, rus-

sische, österreichische Waffenröcke — der Hospodar kaufte eben, was er billig bekam. Die Hälfte aber bekam gar keine Uniform und trug das mitgebrachte bäuerliche Gewand, bis es in Lumpen zerfiel. Seit Rumänien ein selbstständiger Staat geworden, steht dies anders und besser, Uniformirung und Bewaffnung sind einheitlich organisirt, und daß ein guter Geist in diesem Heere herrscht, hat der Tag von Plewna erwiesen.

Was aber nun wieder unsern Thodika betrifft, so erging es ihm nicht schlechter, denn damals allen Anderen. Er lungerte zwei Jahre in Roman herum, exerzirte hier und da, aber nicht zu häufig, erhielt hier und da seinen Sold, aber nicht zu häufig. Die Olga wandelte inzwischen betrübt umher, dachte sehnsuchtsvoll ihres fernen Liebsten und sang wohl die schönen Lieder der Verlassenen, wie sie der Volksmund in so großer Zahl hegt. So die Bitte an den treuen „Freund der Einsamen“:

Sprächest, Mond, du auch so gerne,
Wie du wandelst nah und ferne,
Fragt' ich, Mond, dich: Hast im Gehen
Nicht den Liebsten du gesehen?
„Wenn ich ihn auch sah im Land,
Hab' ich ihn doch nicht erkannt!“
Gar so leicht ist er zu kennen
An der Gürtelkette Klang
Und an seiner Füße Gang!*)

---

*) Uebersetzt von F. K. Schuller.

Das waren für den Mond nicht Erkennungszeichen genug; aber die Olga brauchte nicht einmal diese. Denn als sie einmal in der Dämmerung eines Sommertags sehnsüchtig und betrübt vor ihres Vaters Hause saß, da kam langsam, müden, schwankenden Schrittes ein Mann die Dorfstraße empor, dem Bart und Haar verwildert um's Gesicht hingen, und der seine Lumpen mühsam durch einen Gürtelstrick zusammenhielt. Aber sie erkannte ihn doch und hing ihm jubelnd am Halse. Als sie in des Gregori Haus traten, da wankte die Xenia vor Freude und ward wie berauscht, obwohl sie keinen Tropfen getrunken; der Gregori aber, der schwer bezecht war, wurde vor Freude nüchtern. Und zwei Wochen darauf wurde eine Hochzeit gefeiert, wie sie das Dorf Foltesti selten gesehen.

So ward unser Thodika ein Ehemann und gleichzeitig, da ihm sein Vater das Anwesen abtrat, ein selbstständiger Grundwirth, und lebte vierzig Jahre auf seiner Scholle, still und friedlich, bis er im vorigen Jahre am Säuferwahnsinn in Gott entschlief. Keine gewaltigen Schicksale haben sich über seinem Haupte entladen, und jene mächtige Hand, welche bald grausam, bald gütig über uns Allen waltet, hat ihn weder stolz erhoben, noch tief hinabgebeugt. Er nahm ein Weib, zeugte Kinder, trank Schnaps, Meth und Wein und starb. Das ist Alles. Er war in allen Stücken

genau so, wie die Andern um ihn her. Aber eben darum soll berichtet werden, wie er sich in seinen verschiedenen Würden und Verhältnissen benahm: als Gatte, als Familienvater, als Christ, als Landwirth, als Staatsbürger und endlich als Politiker. Denn es ist bereits erwähnt, daß diese Biographie des Thodika eigentlich nicht um des Thodika willen geschrieben wird.

Die Olga war des Thodika Weib geworden, weil er sie liebte, weil sie ihm ein reiches Heirathsgut zubrachte. Und Thodika war ein gutmüthiger Mensch. Darum behandelte er sein Weib nach rumänischen Begriffen außerordentlich gut. Er prügelte sie höchstens einmal wöchentlich und dies auch nur, um nicht gegen die geheiligte Landessitte zu verstoßen. Hätte er sie gar nicht geprügelt, die Olga hätte blutige Thränen darüber vergossen, daß ihr Gatte sie „vernachlässige". Auch war er in allen Dingen, im Größten, wie im Kleinsten, der unumschränkte Gebieter; sein Wille geschah. Aber nur der Befehl ging von ihm aus, die Ausführung lag dem Weibe ob und unter ihrer Aufsicht den Knechten. Kurz — die Olga war nicht die gleichberechtigte Gefährtin, sie war die Sklavin ihres Gatten. Ihm dünkte das selbstverständlich, ihr nicht minder. Thodika behandelte sie gut; Andere mißhandeln ihr Weib, oft genug in empörendster Weise. Hiezu kommt noch ein eigenthümlicher Umstand. In der Regel ist die Mutter des Gatten im Hause; in

der Regel liebt der rumänische Sohn seine Mutter mit blinder Zärtlichkeit. Dem gegenüber hat die „Fremde“ schweren Stand, die „böse Schwieger“ spielt in unzähligen Volksliedern die Hauptrolle, eine weitaus größere, als im Liede eines jeden andern Volkes; auch darin ist das Volkslied ein treuer Spiegel der Volksseele und der gesellschaftlichen Zustände der ländlichen Bevölkerung. Von diesen charakteristischen Klagen, welche oft genug mit einer derben Verwünschung enden, stehe hier folgende Probe:

Grünes Gänsedistelblatt!
Jung man mich vermählet hat.
Böse Schwieger ich bekam.
Setzt sie auf den Herd sich,
Bellt sie immer an mich,
Schreit, ich sei nicht hurtig.
Schnell bin ich wie Feuersgluth,
Doch das Glück war mir nicht gut.
Grünes Blatt am Teiche!
Bei der Mutter einst als Mädchen
Hatt' ich Roggenbrot, nichts weiter,
War gesiebt im lockern Reuter,
Doch im Freien aß ich's heiter.
Aber seit ich bin vermählet,
Ist mein Brot das Allerfeinste,
Ist gesiebt auf's Allerreinste;
Doch am Tische ess' ich's weinend.

Daß das rumänische Weib trotz all' der Lasten heiter, gutmüthig, sangesfreudig bleibt, ist sicherlich ein Beweis für die gesunde Elastizität ihres Wesens.

Und ein fernerer voller und schöner Beweis für den guten Kern ihrer Natur ist wohl der Umstand, daß das Eheleben der Rumänen im Ganzen und Großen ein makelloses ist. Man nehme dies nicht als etwas Selbstverständliches hin, es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung; denn im Allgemeinen ist das Band der Ehe um so fester und heiliger, je würdiger die Stellung des Weibes ist. Aber der schönste Zug des Rumänenweibes ist unbedingt die heiße, hingebungsvolle Liebe für ihre Kinder. Trefflichere Mütter, als im rumänischen Dorfe, wird man selten finden.

Und es ist gut so. Denn was würde sonst aus den armen Würmern werden? Thodika als Familienvater, das ist ein trauriges und — kurzes Kapitel. Jegliche Sorge für die Kinder bleibt der Mutter überlassen, der Hausvater ist fast nur der „Wauwau", mit dem den Unartigen gedroht wird. Eine sehr wirksame Drohung! Denn der Vater sorgt mindestens einmal wöchentlich dafür, daß auch an den übrigen Tagen der Woche in Erinnerung bleibe, wie schwer sein Arm, wie schneidig seine Ruthe ist. So sorgt er denn ausschließlich nur für die „häusliche Zucht", für alles Uebrige mag die Mutter und der liebe Gott sorgen. Wie läßt sich solche Handlungsweise erklären? Liebt etwa der rumänische Bauer seine Kinder nicht? Sicherlich liebt er sie; es ist nicht anzunehmen, daß gerade in seinem Herzen die Stimme der Natur schweigen

sollte. Aber die Sitte will es so und die Sitte ist oft sehr unsittlich.

Thodika als Landwirth — auch dies Kapitel ist gerade nicht lustig und es läßt sich nicht viel mehr darüber sagen, als bereits erwähnt ist. Der Ackerbau wird lässig betrieben, der fruchtbare Boden lohnt auch geringe Mühe. Von rationeller Landwirthschaft, vom Gebrauch kunstvoller Geräthe und Maschinen ist vollends nicht die Rede. Man pflügt im Frühling und erntet im Herbste — die Arbeit dauert höchstens zwei Monate des Jahres. Noch geringere Zeit und Mühe wendet der Bauer auf die Viehzucht. An eine Veredlung der Race, an eine rationelle Zucht wird nirgendwo gedacht. Man läßt das Vieh auf die Weide treiben und verkauft einige Stücke, wenn man sie für überflüssig hält oder Geld braucht. Wie sehr sich diese Nachlässigkeit am Volkswohlstand gerächt, ist kaum zu sagen. Der podolische Mastochse hat den rumänischen geschlagen und von den großen Fleischmärkten fast verdrängt. In gleicher Weise ist die Pferdezucht herabgekommen. Das moldauische Pferd war einst weitberühmt, wie unter Anderem auch das türkische Sprichwort beweist: Agam dilberi Bogdan bargiri mechurdir — „Nichts ist so schön, wie ein Perserjüngling und ein moldauisches Pferd". Das Sprichwort lebt noch, vielleicht sind auch noch die persischen Jünglinge schön, die rumänischen Pferde jedoch wahrlich nicht mehr. Die

Race ist verkommen und damit der lohnendste Exportzweig des Landes. Es ist sicherlich nur die Trägheit des Rumänen, welche dies herbeigeführt — an Zeit fehlt es ihm wahrlich nicht!

Sehen wir zu, wie unser Thodika die langen vierzig Jahre von seiner Vermählung bis zu seinem Hintritt todtgeschlagen. Auch auf ihn paßt wörtlich, was ein polnischer Satyriker von dem mazurischen Bauer sagt: „Die Hälfte hat er verschlafen, ein Viertheil verkneipt, ein Achtel nützlich angewendet, ein Achtel dazu benutzt, mit Gott und dem Teufel erträglich auszukommen“. Das Schlafen und Kneipen bedarf keiner weiteren Erläuterung, auch der nützlichen Arbeit ist bereits gedacht, und es bleibt höchstens übrig, dem Zweifel Ausdruck zu geben, ob sie in der That ein volles Achtel dieses Lebens ausgefüllt. Und was schließlich das letzte Achtel betrifft, so genügt wohl die wiederholte Bemerkung, daß Thodika denselben Glauben hatte, wie seine Mutter: auch er verehrte jene fünf Gruppen.

Thodika als Staatsbürger und Politiker ist in obiger Zeiteintheilung nicht berücksichtigt worden. Aber dies ist verzeihlich — er hat wahrhaftig geringe Zeit darauf gewendet. Der rumänische Bauer weiß, welchem Volke er angehört, er nennt sich oft mit Stolz einen „Römer“; darin unterscheidet er sich auf das Schärfste von dem polnischen Bauer, welcher — Dank der Härte und bodenlosen Verlotterung des polnischen Adels —

nichts von seiner Nationalität wissen will, ja das Wort „Pole“ als den größten Schimpf zurückweist, den man ihm anthun kann. Aber während der polnische Bauer, mindestens in Galizien, treu dem Kaiser anhängt, für den Kaiser schwärmt und Geld und Blutsteuer zwar seufzend, aber keineswegs widerwillig entrichtet, — „der Kaiser muß auch essen und hat viele Feinde“ — hat der Rumäne keinen Funken von Staatsbewußtsein, der König ist ihm so grenzenlos gleichgültig, wie der Papst oder der chinesische Kaiser, und der Staat ist ihm nichts, als eine mächtige Riesenhand, welche unbarmherzig in sein enges Leben hineingreift und sich da sein Geld und seine Söhne holt. Er weiß, daß kein gewaltsamer Widerstand dagegen hilft — er gehorcht zähneknirschend, aber er hält jegliche List, jeglichen Betrug für erlaubt, sich vom Militärdienst zu befreien oder dem Einnehmer die Steuer zu entziehen.

So viel von Thodika dem Staatsbürger. Und damit ist auch gesagt, was er als Politiker war. Es kümmerte ihn blutwenig, ob Cusa regierte oder ein Regierungsausschuß oder der Hohenzoller. Es kümmerte ihn blutwenig, ob in Bukarest die Rothen regieren oder die Conservativen. Daß Rumänien eine Constitution erhalten, ein souveraines Königreich geworden, davon spürte er nichts. Er wußte nur, daß das Dorf jedes dritte Jahr einen Wahlmann stellen mußte, der dann in der Stadt für die Anderen die Stimmen ab-

gebe und zwar für jenen Kandidaten, welcher den meisten Schnaps gezahlt. Der Constitutionalismus in Rumänien ist die inhaltsloseste Farce, welche bisher im Namen dieses Prinzips auf Erden in Szene gesetzt worden. Thodika wählte einen Deputirten, aber er konnte nicht lesen, noch schreiben und war ein armer, roher Mensch, der über Welt und Menschen die curiosesten Begriffe hatte. Ach ja! der erste Stock aus Terracotta und das Erdgeschoß aus mürbem, vermodernden Holze!

Nun schläft Thodika Kabsan für immer.

Armer Thodika! — Du warst wohl nicht Schuld daran. Und es ist auch nicht deiner Söhne Schuld, wenn von ihnen wenig Anderes zu berichten ist, als von dir!

Darunter leider auch Schlimmeres. Dem Thodika ging es noch erträglich; sein Sohn greift, von der Noth getrieben und von den armseligen Kopeken, welche für ihn von dem „Rubel auf Reisen“ abfallen, bestochen, zur Sense und macht „agrarische Tumulte“. Weiß der Himmel, auch dies ist kein Fortschritt — weder die wachsende Noth, noch die Leichtgläubigkeit, mit der sich der rumänische Bauernstand zum Werkzeug des Moskowitismus macht.

Wann kommt die Cultur unter diese Menschen, wann ihr erster Bote, die Schule? Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

Rumänische Sprichwörter.





Selten ist in andren Landen
So viel Ruhm wie hier erstanden.
Selten findet sich ein Boden auf dem weiten Erdenkreise,
Der in segens-reich'rer Weise
Lohnen kann dem Menschenschweiße.
Selten wird ein Volk, ein zweites, so viel brave Menschen zählen,
Aus-gestattet mit so guten Herzen und so reinen Seelen;
Selten, wo Natur die Schätze häufte, wie in diesem Lande,
Berge voll der reichsten Erze, Flüsse voll von gold'nem Sande;
Waldesflächen, Schatten spendend,
Quellen, kühlen Hauch entsendend,
Grüne Matten, zaubrisch winkend,
Felder, Thäler, reizend blinkend!
All dies wird dein Herz bezwingen,
Daß es freudiglich möcht' springen,
Und du wirst mit Recht bekennen:
„Glücklich ist dies Land zu nennen".

So besingt ein hervorragender rumänischer Poet, Constantin Morariu, sein Vater-land. In der Schilderung des Landes so begeistert, wie es dem Patrioten überhaupt, in jener des Volkes so überschwänglich, wie es dem Patrioten Halb-Asiens zusteht, erlaubt er sich in den

ersten Versen eine Licenz, wie sich sicherlich noch nie auf Erden ein Dichter eine größere herausgenommen. Es ist wenig, sehr wenig „Ruhm in Rumänien erstanden", und wenn es ein anderer Poet, mit Morariu wetteifernd, als das Land bezeichnet, „das die Völker preisend nennen", so ist darauf der Wahrheit gemäß zu bemerken, daß wenige Länder Europa's in der öffentlichen Meinung so dringend der Rehabilitirung bedürfen, wie das Königreich im Süden der Karpathen. „Es war einmal, was niemals war," beginnen die Märchen dieses Volkes; auch der „Ruhm" Rumäniens ist ein solches Märchen. So oft das Land bis 1877 im europäischen Völkerkonzert seine Stimme erhob, geschah dies in einem Tone, welcher den Culturmenschen peinlich berühren mußte. Dem friedlichsten Zeitungsleser ballte sich die Faust, wenn er von den empörenden Glaubenshetzen las, welche in diesem Lande zum Amüsement arrangirt wurden, wie anderwärts Wettrennen und Fuchsjagden; den Harmlosesten überlief ein Schauer, wenn er Probestückchen einer feilen Rechtspflege, einer verderbten Verwaltung vernahm, wie sie sonst nur von Reisenden aus Timbuktu erzählt werden. Und was etwa sonst noch aus dem unglücklichen Lande verlautete, vermochte gleichfalls nicht zur Sympathie zu entflammen. In der inneren Politik wahnsinniges Toben zweier Parteien, welche das demokratische oder das conservative Princip als spanische Wand benützten,

hinter der sich gemüthlich die eigene Tasche füllen ließ, in der äußeren Politik Ohnmacht mit Anmaßung gepaart. Das Jahr 1877 brachte zum ersten Male zur Kenntniß Europa's eine Aeußerung der rumänischen Volkskraft, welcher man die Achtung nicht versagen konnte: die Tapferkeit der Armee. Die Tage von Plewna waren Ehrentage dieses Volkes — und je weniger man ihm dies zugemuthet, um so freudiger wurde es anerkannt. Auch die Undankbarkeit, mit welcher die Russen den treuen und nützlichen Waffengenossen lohnten, wandte den Rumänen Sympathien zu, nicht minder ihre Losreißung aus den Banden moskowitischer Politik, endlich die guten Nachrichten, welche über den inneren Ausbau des jungen Königreichs verlauteten. Aber seit 1883 wurde man wieder stutzig und nun von Jahr zu Jahr mehr — das wüste Gezänk der Parteien erhob sich lauter als je, die Corruption wuchs und ergriff alle Kreise, die für das Staatsleben von irgend welcher Bedeutung waren; die Früchte ernsthafter Culturarbeit äußerten sich spärlicher, jene eines, mit wahrhaft groteskem Pathos betriebenen Culturschwindels immer deutlicher. Seit den Bauernunruhen, den Corruptions-Prozessen, dem Wiedereinlenken in's Fahrwasser moskowitischer Politik hat Rumänien wieder ebenso wenige Freunde in Europa, als bis 1877. Und die Söhne der Nation, welche sich im Ausland blicken lassen, vermögen dies Urtheil wahrlich auch nicht günstiger

zu machen. Der „Bojar auf Reisen“ ist ein trauriger Typus, und die rumänische Jugend, welche Studirens halber nach Deutschland und Frankreich geschickt wird, ist überall eher zu finden, als in den Hörsälen.

Das sind Thatsachen, welche weder durch die Leitartikel der rumänischen Journale weggeschimpft, noch durch die Lieder patriotischer Poeten weggesungen werden können. Und weil die Thatsachen feststehen, darum sind wir Europäer im Recht, wenn wir dies Stück Halb-Asien um seiner Zustände willen beklagen. Aber hiebei pflegt auch ein Unrecht verübt zu werden, ein großes, schweres Unrecht. Man macht nämlich für jene Zustände den rumänischen Volkscharakter verantwortlich. Und der ist unschuldig daran, so unschuldig, wie etwa der deutsche Volkscharakter an der Soldaten- und Maitressenwirthschaft des achtzehnten Jahrhunderts.

Omne simile claudicat — dies gilt sicher in mancher Beziehung auch hier. Aber in zwei Hauptpunkten stimmt der Vergleich. Die große Masse in Deutschland hatte keinen Theil an jener Schandwirthschaft, es war blos die Verderbtheit kleiner, aber mächtiger Kreise, welche jene traurigen Zustände schuf. So ist auch heute in Rumänien der Bauer, der Pope und — so weit von diesem Stande die Rede sein kann — der Bürger von Herrschaft und Einfluß völlig ausgeschlossen, und es regiert in Wahrheit, trotz alles constitutionellen Firlefanz, nur eine kleine Clique von

Bojaren, Advokaten und Journalisten. Und ferner: die große Masse in Deutschland blieb deutsch; blos die herrschenden Kreise suchten sich aus Leibeskräften zu entnationalisiren und geriethen so in maßlose Verderbtheit, weil sie dem Ausland nur Aeußerlichkeiten und Laster abgeguckt, Ton und Tracht, die „Hirschparks“ und die Uniform der Garden. Ebenso ist es jetzt am Fuße der Karpathen! Bauer, Pope und Bürger im Königreich Rumänien sind auch heute noch durch und durch national, völlig unberührt von fremdem Einfluß. Die herrschende Clique aber strebt so viel wie möglich nach Gallisirung, nur daß sie ihren Lehrmeistern an der Seine nichts abgeguckt hat, als einen gewissen Bildungsfirniß und alle Laster der Civilisation. Es ist der „Intelligenz“ in Rumänien nicht viel besser ergangen, als den Rothhäuten der Savannen, welche von den Bleichgesichtern wenig Anderes profitirt, als das Feuerwasser . . .

Es ist dies nicht blos in Rumänien so, sondern allüberall in Halb-Asien: Hier — um einen russischen Ausdruck zu gebrauchen, der „tscharnoi narod“, das „schwarze Volk“, die große Masse, welche von allen bösen, aber leider auch von allen guten Einflüssen einer verfeinerten Cultur frei geblieben ist; dort die „obersten Zehntausend“, eine Welt für sich, eine sonderbare, kranke Welt. Die Volkssage des Ostens erzählt von einer Blume, welche dem guten Menschen, der

sie pflückt, Heil bringt, dem bösen Menschen Verderben. Wer sich westlicher Cultur zuwendet, um seine Sitten zu veredlen, seinen Geist zu vertiefen, dem bringt sie Segen; wer sie aufsucht, um raffinirten Sinnengenuß zu schlürfen, um seinen rohen Trieben ein Deckmäntelchen umhängen zu können, den macht sie zum — rumänischen Bojaren, wie er — ich spreche von der Regel, nicht von den Ausnahmen — heute ist, einer Spottgeburt von Herzensrohheit und äußerer Glätte!

Nur die Herrschenden reden und geben den Ton an; das „schwarze Volk" ist stumm. Nur von den Herrschenden weiß man in Europa, die große Masse ist minder gekannt, als mancher afrikanische Stamm. Das russische Volk hat das Glück gehabt, aus seiner Mitte geniale Erzähler erstehen zu sehen, welche dem Westen den Einblick in sein innerstes Leben eröffnet. Gogol, Tolstoi, Turgenjeff, Dostojewski haben im Namen der Stummen gesprochen. Das rumänische Volk ist bisher nicht so glücklich gewesen. Und so hat wohl der Gedanke seine Berechtigung, es einmal für sich selbst sprechen zu lassen: mit seiner eigenen Stimme. Der Rumäne mag selbst berichten, wie sein Volkscharakter ist. Und wo spiegelte sich dieser, mindestens was seine guten Seiten betrifft, klarer, als im Sprichwort?

So sei denn der Versuch gewagt, aus hundert Splitterchen ein Bild zusammenzufügen. Wer es un-

befangen betrachtet, wird bekennen, daß die Rolle, welche Rumänien als Staatswesen spielt, wenig gemein hat mit dem Charakter seiner Bewohner. Der Rumäne ist kein religiöser Fanatiker, überhaupt keine aggressive Natur, sondern duldsam, zäh und träge. Er ist nicht boshaft, nicht zur Intrigue geneigt, im Gegentheil gutmüthig, derb, offen. Wohl liebt er alles Trinkbare, mit Ausnahme des Wassers, ungebührlich, wohl weiß er nichts von feiner Sitte, wohl huldigt er in Allem, auch im Denken, dem weisen „Festina lente!“ Aber er empfindet richtig und gut, seine natürlichen Anlagen sind trefflich, und der Schatz seiner Volksweisheit darf sich mit dem anderer Völker getrost messen.

Hievon zuerst, bunt zusammengewürfelt, einige ernste und einige schalkhafte Proben: „Geld bringt Gunst, aber nicht Kunst.“ — „Wer zwei Hasen nachrennt, der fängt nicht einmal einen,“ oder: „Auf zwei Kähnen zugleich kann man nicht mit dem Hintern sitzen“, oder auch: „Zwei Melonen kann man nicht in einer Hand tragen.“ — „Das schlaueste von allen Thieren ist der Fuchs; aber fängt er sich in der Falle, so geräth er mit allen Vieren hinein.“ — „Ein einziger Narr rollt leicht einen Fels in den Fluß, aber tausend Weise können ihn nicht heraus rollen.“ — „Wer einen Narren weise machen will, ist ein halber Narr.“ — „Wer einer Schlange auf den Schwanz tritt, den beißt sie.“ — „Wer ungeschickt ist, ertrinkt auf trocknem

Boden." — „Der Narr bleibt in des Sultans Harem ein Junggeselle." — „In einen bedeckten Topf fällt kein Mist." — „Wen die Schlange gebissen hat, der läuft auch vor der Eidechse davon." — „Ein Haupt von Sorgen rein hat nur der Kürbis allein." — „Bist du Ambos, dulde du, bist du Hammer, schlage zu." — „Besser heute ein Ei, als über's Jahr einen Ochsen." — „Wer heute ein Ei stiehlt, stiehlt morgen einen Ochsen." — „Wer keine Feinde hat, ist des Anspeiens nicht werth." — „Ein Sack voll Mehl, ein Beutel voll Geld, das sind die besten Vettern der Welt." — „Der Mensch macht das Geld, das Geld aber nicht den Menschen." — „So lange du das Pferd nicht angespannt, ist dir seine Unart nicht bekannt." — „Leere Fässer machen den größten Lärm." — „Wer zuerst zählen will, wie viel Teigblättchen in dem Kuchen sind, dem wird der Kuchen schimmelig." — „Vor dem Walde laufen die Hunde nie, vor dem einzelnen Stecken laufen sie." — „Im Sommer schafft man sich den Schlitten an, im Winter den Wagen." — „Wer einen Esel spannt an den Wagen, muß auch des Esels Unart ertragen." — „Einmal ist niemal, doch noch Einmal ist Zweimal." — „Wer keine Schulden hat, ist ein reicher Mann." — „Wer ein altes Weib nimmt, darf sich über den welken Busen nicht beklagen." — „Des Nachbars Henne ist immer fetter, als die eigene." — „Zwischen Katz und Hund

ist das Beißen gesund; siehst du, wie sie kosen und lachen, sollst du dich schnell auf die Beine machen.“ — „Wohin die alte Ziege gesprungen, dahin klettern auch die jungen.“ — „Der Ochs pflügt die Gerste, aber zum Futter kriegt sie das Pferd.“ — „Wo viele Hebammen sind, da wird dem Kind der Nabel nicht abgeschnitten.“ — „Ein Schwein lernt nie aus einem Glase Wasser trinken.“ — „Eine schöne Zigeunerin ist auch des Zigeuners Tochter.“ — „Dem, welcher Knoblauch ißt, gelingt es nimmermehr, daß er nicht stinkt.“ — „In einem Dorf ohne Hunde kann man ohne Stock gehen.“ — „Oft bringt das Jahr nicht so viel, wie die Stunde.“ — „Alles Grüne an seinen Ort: den Rebstock in den Weinberg, den Huflattich an die Straße“ (Behandle Jeden, wie er verdient). — „Thue Gutes, willst du Böses über dich hören.“ — „Wie der Vater, so der Sohn“, aber: „Die Ziege überspringt den Tisch, das Zicklein überspringt das Haus.“

Wie schon aus diesen Proben ersichtlich, hat das rumänische Sprichwort verschiedene Form; theils ist es eine Gleichnißrede, theils ein Erfahrungssatz, theils ist es gereimt, theils in Prosa. Aber wahrlich niemals ist es — ungereimt, mag es nun originelle Wahrheiten aussprechen oder Erfahrungen, welche sich auch im Volksmund anderer Völker condensirt, nur in origineller Form aussprechen. Sehr beliebt ist auch das

anekdotische Gewand der Sentenz: „„Man muß zuerst an die Verwandten denken“, sagte der Zigeuner, als er Sultan wurde, und ließ seine Brüder aufhängen.“ — „„Die Zigeuner stehlen immer frecher“, sagte der Bojar und ließ alles Vieh der Bauern in seine Ställe treiben.“ — „„Ach, wie es regnet, das thut den Feldern gut!“ sagte der Unverschämte, als ihm Alle in's Gesicht spieen.“ — „„Wer auf Erden büßet, deß wird das Himmelreich“, sagte der Pope und prügelte sein Weib.“ — „„Ich habe zu geben, nicht zu empfangen“, sagte der Schuldner stolz, als er im leeren Hause den Gläubiger erwartete.“ — „„Ich und meine Schwester nähen zusammen ein Hemd“, sagte die Faule und fädelte die Nadeln ein.“ — „„Gottes Wunder sind groß“, sagte fromm der Greis, als sein junges Weib jährlich ein Kind bekam.“ — „„Ich bin zu mitleidig“, sagte der Soldat, als er aus der Schlacht davonlief.“ — „„Meinetwegen ist die Sonne untergegangen“, sagte die Wanze, als sie am Abend hervorkroch.“ — „„Was geht das mich an?“ sagte der Hintere, als der Schädel eingeschlagen wurde.“ — „„Es muß Alles in der Familie bleiben“, sagte der Onkel, da entehrte er seine Nichte.“ — „„Mir ist nicht wohl, wenn ich weinen sehe“, sagte der Bojar und ließ den Leibeigenen todtkitzeln.“ — „„Schön ist die Aussicht“, sagte der Zigeuner, als er am höchsten Galgen hing“, und „„Mein Bruder war noch im Tode

der Höchste im Land", prahlte der Zigeuner, als sein Bruder gehängt wurde."

So viel zur Orientirung im Allgemeinen und zum Beweise, daß das rumänische Sprichwort an sich Beachtung und Würdigung verdient. Wenn wir nun dazu übergehen, Gruppen von Sprichwörtern unter gewissen Gesichtspunkten zu sammeln und daraus Charakterzüge der Volksseele abzuleiten, so müssen wir uns freilich von vornherein vor jedem allzugroßen Optimismus bewahren. Denn: „Das Gute läßt sich tausendmal leichter reden als thun." — „Gutes Wort und böse That sind Zwillingsbrüder." — „Wem Gott im Munde wohnt, dem wohnt oft der Teufel im Herzen." — Auch unter den Rumänen gibt es selbstverständlich kein Sprichwort, welches zum Laster räth, sondern alle predigen Weisheit und Tugend. Aber — Laster und Tugend sind ja relative Begriffe und Rumänien liegt in Halb-Asien, unser Maßstab aber ist der des Europäers. Vielleicht lehrt uns dies Sprichwort, sofern wir es recht auffassen, auch die Schattenseiten dieses Volkscharakters erfassen, wie es uns, mit der nöthigen Vorsicht angewendet, die Lichtseiten desselben darlegt. Als Correctiv mag uns hiebei die Erfahrung, die Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse zur Seite stehen.

. . . Die Wahrheitsliebe ist nicht blos an sich eine moralische Eigenschaft, sie ist auch die nützlichste

aller Tugenden. Im rumänischen Staatswesen wird sie leider wenig befolgt; der Hang zur Intrigue ist das Hauptunglück Rumäniens, das Hauptlaster seiner „civilisirten" Söhne. Hören wir, wie der barbarische Rumäne, der Bauer, darüber denkt. Er kennt die Allgewalt der Zunge und meint: „Die Zunge macht süß, die Zunge macht bitter", und „Knochen hat die Zunge nicht, aber Knochen sie zerbricht"; ferner: „Ochsen bindet an den Hörnern man, Menschen an der Zunge an." Aber eben darum lautet sein Spruch entschiedener, als bei anderen Völkern: „Lüge ist wie Vatermord"; ferner: „Die Lüge ist ein Knochen, du schiebst ihn einem Anderen in die Kehle und erstickst selbst daran." — „Die Lüge sprengt Haus und Stein." — „Man kommt nicht weit mit einer Flasche voll Lügen, es geht, so lang' es geht, doch endlich bleibt man liegen." — „Lüge und Lüsternheit werden offenbar, wenn auch erst nach neun Monaten." Er geht so weit, zu behaupten: „Nur was in der Hand ist, ist keine Lüge" und bezeichnet als „Schwestern der Lüge" die Worte: „Mir scheint's" — „Es könnte wohl sein" — „Wir wollen sehen" u. s. w. Aber obwohl er weiß, daß „Eine Lüge, gut gedreht, mehr im Werth als Wahrheit steht," so befiehlt sein Sprichwort doch: „Sitze krumm, aber rede gerade", und im Anschluß daran, wobei dasselbe Wort freilich in verschiedener Bedeutung gebraucht wird: „Rede gerade, selbst wenn du dann

krumm sitzen mußt" (krumm-geschlossen). Vielleicht könnte ein Pessimist gerade aus dem Reichthum an einschlägigen Geboten und Warnungen auf große Verbreitung der Lügenhaftigkeit schließen, jedoch mit Unrecht: in diesen Sprüchen äußert sich wirkliche und echte Volksmoral. Der Rumäne aus dem Volke ist kein Lügner, aber leider lügt auch das Sprichwort nicht, wenn es sagt: „Je höher der Thurm, desto stärker der Wind, je vornehmer der Mann, um so mehr Lüge um ihn." Doch ist dies bereits angedeutet, und nur zu weiterer Bekräftigung sei noch das Wort angeführt: „Stark, wie eine Bojarenlüge" und „Das Ungewohnte schadet dem Menschen, darum starb der Bojar, als er die Wahrheit gesprochen." Endlich heißt es auch: „Eine Bojarenlüge steigt über die deutsche Grenze leicht." Da die deutsche, d. h. österreichische Grenze einst durch einen Cordon sehr wohl verwahrt war, so will das Sprichwort sagen, daß eine solche Lüge sehr listig zu sein pflegt.

Dies führt uns zu einer anderen Gruppe von Sprichwörtern, welche gegen List, Heimtücke, Verleumdung zu Felde ziehen: „Lästerwort rollt wie die Kugel fort", warnt das Sprichwort und lehrt darum: „Willst du im Leben ruhig sein, so sieh nichts, hör' nichts, schweige fein." Freilich „Vor der Schlange List und der Bösen Verleumdung war auch Christus nicht sicher"; aber der Gerechte mag sich trösten: „Wenn eine Krähe

in das Meer speit, so wird es davon nicht unrein." Auch ist oft Neid daran Schuld: „Nach einem Baum ohne Obst wirft Niemand einen Stein." Trotzdem wird der Vernünftige stets auf der Hut sein, denn „Der Zaun hat Augen, die Mauer hat Ohren", und darum „Zügel an den Mund, Schloß an das Herz." Ueberhaupt ist, meint das Sprichwort: „Viel Reden des Menschen Armuth" und „Wie viel Worte du sprichst, so viel Worte verkaufst du." Denn „Das Wort ist wie der Wind, man holt es weder mit Hengsten, noch mit Windhunden ein." Aber wenn man auch hervorheben muß, daß Tücke und Verleumdung dem rumänischen Volkscharakter in der That fremd sind, so muß man doch, was die letzten Sprüche betrifft, der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß sich selten so harmlose, aber auch selten so unermüdliche Plaudertaschen finden, wie in den Dörfern Rumäniens. Und weil der Mensch, wenn er viel redet, auch viel Gesprächsstoff verbraucht, darum werden auch folgende weise Sprüche wenig beherzigt: „Der Hund wird vom unnützen Laufen alt, der Narr von fremden Sorgen." — „Nur der Müller darf sich in Jedermanns Korn hineinmengen." — „Schnuppere nicht, wenn beim Nachbar das Essen anbrennt" und „Wo dein Topf nicht siedet, stecke fein deinen Löffel nicht hinein."

Das darf uns nicht wundern, „kein Mensch ist eine Kirchenthür", es hat Jeder seine Fehler. Eines

der traurigsten Laster des Rumänen ist sein Hang zum Trunk, und der verderblichste Dämon des Landes ist der Dämon Schnaps. Haltlos ist das Volk ihm hingegeben und darüm findet auch das Sprichwort keine ernste Mahnung dagegen. Im Gegentheil! Es meint: „Wasser thut nicht einmal in den Stiefeln gut!“ und „Ohne Kirche und Schänke kann's kein Dorf geben.“ Und während das deutsche Sprichwort nur den „keinen braven Mann“ sein läßt, der „niemals einen Rausch gehabt“, meint der Rumäne viel radicaler: „Wer nicht am Sonntag trug einen Rausch nach Haus, dem Hundsfott weich' am Montag aus!“ Ueberhaupt nimmt das Sprichwort die Sache von der jovialen Seite und stellt den Trunkenen höchstens dem Thörichten gleich. „Wenn Trunk'ne über die Brücke gehn, schließen sie die Augen, um nicht das Wasser zu sehn.“ „Kein Mensch ist aus Silber, wenn er betrunken ist, zeigt er sein Kupfer“ — und, das Wort in anderer Bedeutung genommen: „Der Trunkene läßt jedem sein Kupfer (Geld) sehen“; endlich „Was die Unerfahrenheit für die Jungen, ist der Schnaps für die Alten.“ Kurz — das sonst so schneidige Sprichwort hat für dieses Laster nur sehr harmlosen Spott, z. B.: „Sieht man, daß Einer in die Schänke geht, so meint man nicht, er gehe zum Gebet!“ und „Gegessen hast du nicht, getrunken nicht, das mag wohl sein! doch spricht die Welt, du seist berauscht, so gehe fein nach Haus

und lege dich in's Bett hinein!" So trägt der Bauer sein Geld zur Schänke, und wenn er kein's hat und borgen muß, so treibt er's noch toller, denn: „Wer auf Borg nimmt oder umsonst trinkt, zweimal so viel als ein And'rer verschlingt." Und allmählig heißt es: „Wo das Tausend hingegangen, mag das Hundert auch gelangen" — und das Ende ist häufig genug der Bettelstab oder das Delirium tremens!

Dieses Unheil greift von Jahr zu Jahr mehr um sich, „neben dem faulen Apfel verdirbt auch der gute". Sparsamkeit ist leider überhaupt kein Zug des Volkscharakters; aber darum ist der Rumäne auch gastfrei und opferfreudig, und nichts ist ihm verhaßter, als schmutziger Geiz. Unzählige Sprichwörter geißeln dieses Laster. Hier nur einige: „Ein reicher Bauer ist wie ein Zottelhund, er hält sich selbst nur warm mit seinem Geld". — „Der Geizhals und der Betrüger vertragen sich gut." — „Selbst ißt der Geizhals nichts, doch es verdrießt ihn, wenn ein And'rer was genießt." — „Der Geizhals hat nur die linke Hand, die Rechte ist ihm verbrannt" (die Hand zum Geben). — „Wenn der Geizhals Rosinen einkauft, so läßt er sich vom Krämer als Zuwage noch etwas Pfeffer darauf schütten." Und endlich: „Um Geld heirathet der Geizhals des Teufels Tochter". Im Gegensatze hiezu ist es sicherlich eine eigenthümliche Erscheinung, daß sich im rumänischen Volksmunde keine Sentenz findet — mindestens mir

ist keine bekannt geworden, — welche die Freigebigkeit als Tugend preist. Vielleicht weil dies als selbstverständlich betrachtet wird. Hingegen mahnen sehr viele Sprüche zu weiser Sparsamkeit; ihre Zahl ist fast so groß, als die jener, welche den Geiz geißeln. Ich stelle hier einige zusammen: „Kommt dir ein Heller in die Hand, so bind' ihn zu mit siebenknötigem Band", denn „Leicht gibt man aus, schwer nimmt man ein" und „Wer mehr als er verdient gibt aus, bleibt ohne Mamaliga im Haus"; ferner: „Sammle weißes Geld für die schwarzen Tage" und darum: „Bind' zu den Sack, so lang er voll noch ist, nicht wenn du auf dem Boden bist", denn „Wer in den Pelz gehüllt im Sommer geht, mit nacktem A— am Feuer im Winter steht". Und ein anderes Sprichwort meint: „Wer den Pfennig nicht verschont, den armen, hat auch mit dem Dukaten kein Erbarmen", und schließlich: „Erwerben kann der Mann viel Geld, doch niemals er's zusammenhält!"

Dieses letzte Sprichwort ist auch völlig aus den Verhältnissen dieses Volkes herausgesprochen. Sparen fällt dem rumänischen Bauer in der That schwerer, als Erwerben. Denn der Boden ist ungemein fruchtbar und wer seine Scholle fleißig bebaut, kann nicht blos bequem leben, sondern auch ein ansehnliches Theil zurücklegen. Aber dazu gehört Fleiß und der Rumäne ist die incarnirte Trägheit. Es ist wahrlich kein Wort stark genug, hievon dem Leser des Westens die rechte

Anschauung zu geben. Und gegen dieses Hauptlaster bringt das sonst so volltönende Sprichwort, eben weil das Laster so verbreitet ist und leider zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ dieses Volkes zählt, nur sehr wenige Mahnungen auf. „Auch in des Fleißigen Thüre schaut der Hunger“, meint es sehr zahm, „aber er traut sich nicht hinein“ und „Gesundheit schaffet dir Geld, Geld die Gesundheit erhält.“ Dann die weise Regel: „Steh' früh auf und kommt der Abend wieder, so leg' dich etwas später nieder“, wovon leider gemeiniglich nur die zweite Hälfte befolgt wird, da man den Abend hindurch gewöhnlich in der Schänke zecht. Derb und kräftig ist aus den einschlägigen Sprichwörtern, so viel mir bekannt, ein einziges: „Wer sich, so lang' er jung ist, nicht will plagen, wird von der Krätze gequält in alten Tagen.“ Ebenso mahnt, so viel ich weiß, nur folgendes Wort zu vorsorglicher Wirthschaft: „Kaufst du die Gerste von den Gänsen ein, so wird das Elend dir nicht ferne sein.“ Hingegen mahnen einige, im Geschäftsverkehr vorsichtig zu sein, eine Warnung, die bei dem leichtgläubigen Rumänen sehr am Platze ist. Man soll sich nicht mit leeren Worten abspeisen lassen, denn „Mit Wiegen schläfert man nur Kinder ein“ und darum: „Bruder hin! Bruder her! zahl' den Käse, den ich dir gegeben!“ und „Besser einmal: »da hast du«, als zehnmal: »du sollst haben!«“ denn: „Der Kluge

verspricht, der Narr hofft darauf.“ Leider ist ja auch: „„Nimm Herr“ ein seltenes Wort — „Gib Herr!“ das hört man fort und fort!“ Darum warnt das Sprichwort vor thörichten Hoffnungen: „Mit Hoffnung gelebt, mit Sehnsucht gestorben“ und „Wer hofft, so lang' er lebt, stirbt arm.“

Daß es in einem so trägen Volke unzählige Arme gibt, ist selbstverständlich, und das rumänische Sprichwort beschäftigt sich darum auch sehr viel mit der Armuth. Es geschieht dies größtentheils im Sinne des Mitleids; so in der Mahnung: „Bedenke, auch des Armen Augen sehen und begehren!“, in dem Gleichniß: „Ein Mensch ohne Geld ist wie ein Vogel ohne Flügel, wenn er sich erhebt, fällt er auf den Boden und stirbt,“ und in der Klage: „Bis des Reichen Laune kommt geschlichen, ist der Arme Todes längst verblichen.“ Daneben macht sich gutmüthiger Spott geltend: „»Fleisch ist doch zu ungesund!« sagte der arme Mann und kochte sich einen Maisbrei“, und „»Seide zieht den Blitz an«, sagte die Bettlerin, als sie ihre Lumpen anzog“, ferner: „Der Arme fastet gern zu Gottes Ehren, so oft er nichts hat zu verzehren!“ und „Des Armen Ostertag ist, wenn er ein frisches Hemd anzieht!“ Die fatalistische Anschauung des Ostens spiegelt sich in folgenden Aussprüchen: „Vor der Armuth und dem Wind kann man nicht davonlaufen.“ — „Die Armuth klebt am Menschen

fest, so wie den Hund niemals der Staub verläßt." — „Gegen den Tod, die Liebe und die Armuth ist kein Kraut gewachsen." — Hingegen verhöhnt das Sprichwort verschämte Armuth: „Auf der Gasse mit Prunk — Zu Hause kein Kukurutzstrunk!" — „Nur verschämte Bettler sind unverschämt." — „Wer sich der Armuth schämt, hat sie verschuldet." Im Gegensatz hiezu kennt das Sprichwort für das offene Bekenntniß der Armuth einige humoristische Wendungen: „Zwei Töpfe kannst du immer bei mir sieden sehn, den einen siehst du leer, den andern trocken stehn," und: „„Komm nur", lud der Bettler den Gast, „wo Drei hungern, kann es auch ein Vierter."" — Der natürliche Antagonismus zwischen Reich und Arm kommt im Sprichwort meist scharf, ja feindselig zum Ausdruck. Nur ein Wort meint versöhnlich: „Reich und Arm sind wie Feuer und Wasser, beide sind nothwendig"; hingegen klagt ein anderes bitter: „Was ist härter als ein Schleifstein? Des Reichen Herz!" und ein drittes: „Sei auf der Hut! — Reich und gut — Sich selten vereinen thut." Bitter wird auch folgende, an sich weder tiefsinnige, noch aggressive Wahrheit gebraucht: „Der Reiche speist, so oft er Hunger hat; wenn er was findet, wird der Arme satt."

Derselbe Gegensatz tritt auch im Volkslied zu Tage, wie denn überhaupt alle Züge dieser Volksseele,

deren Spiegelung wir bisher im Sprichwort verfolgt oder ferner verfolgen werden, sich natürlich auch im Liede wiederfinden. Obwohl hiedurch der Rahmen dieser Skizze durchbrochen wird, so sei es doch gestattet, hier ein solches Volkslied „vom armen Mann" auszugsweise wiederzugeben,*) weil es für die Charakteristik dieser Volksseele sehr bezeichnende Züge bietet. Der Arme und der Reiche sitzen in der Schänke beisammen. Der Reiche schafft höhnisch um einen Pfennig Wein für den Armen an, worauf der Arme trotzig um einen Gulden Wein für den Reichen bestellt. Dieser verhöhnt ihn, er habe ja „nicht einmal ein Hemde" (was freilich in mancher Gegend Rumäniens thatsächlich nicht jeder Bauer hat), sogar keinen Korb Mais. Aber d'rauf der Arme:

„Heda Mann mit Gut und Geld!
Bist du gar so wohl bestellt,
Laß vom Stolz mich unbehellt,
Wissen sollst du: Geld und Gut
Ist wie einer Quelle Fluth.
Heute strömt und überschwemmt sie,
Morgen fällt und stockt gehemmt sie.
Hast ein ganzes Heer von Schafen du,
Hast du auch ein Sorgenheer dazu;
Denn wo sanfte Schafe gehn,
Da auch Wölfe hungrig stehn".

Nun kurz und höhnisch der Reiche:

*) Uebersetzt von J. K. Schuller.

„Armer Bettler, sicherlich
Weinte um dein Elend ich,
Wäre nur von Neid und Groll
Dein Gemüth nicht gar so voll.“

Aber der Arme bleibt die Antwort nicht schuldig:

„Heda Reicher, zürne nicht
Ueber das, was mein Mund spricht.
Bist kein Freund, kein Feind auch mir,
Tauschte auch nicht gern mit dir.
Wagen hast du und acht Ochsen dran,
Einen magern Gaul ich armer Mann.
Du Dukaten — mich beglückt
Ein Selaf mit Gold gestickt,
Im Selaf ein Ertogan,*)
Der den Feinden wehren kann.
Du hast Haus und Tisch — doch schau,
Mein ist dort die schöne Au.“

Daß das Lied sichtlich für den Armen Partei nimmt, darf uns nicht wundern. Es ist zwar ein Volkslied, aber schließlich hat es doch irgend ein einzelner Poet zum ersten Mal gesungen, und „Sänger sind arme Schlucker“, heißt es auch in Rumänien.

Gehen wir zu anderen Charakterzügen über, guten und bösen. Nächst dem Verbrauch an Seife ist sicherlich die Stellung des Weibes der zuverlässigste Culturmesser. Mag man nun den ersten oder den zweiten dieser Prüfsteine brauchen, das rumänische Volk kommt

*) Selaf mit Ertogan — Gürtel mit Waffe.

nicht besser dabei weg, als jedes andere Volk Halb-Asiens. Es wäscht sich nicht und das Weib ist die Dienerin, nicht die Gefährtin des Gatten; ihr Körper gilt mehr als ihre Seele. Auch das Sprichwort kann uns dies lehren. Freilich werden wir uns hüten müssen, jedes absprechende Urtheil, welches das Volk im Munde führt, als einen Beweis für unsere Behauptung auszugeben. Man weiß, daß keine Stimme auf Erden so wenig galant ist, als volksthümliche Spruchweisheit. Die Frau im Sprichwort ist ein derbes, scurrilles Capitel, um welches sich unsere Herrinnen, zur Vermeidung unnützen Aergers, so wenig als möglich kümmern sollten. Doch werden wir neben solchen allgemeinen Unhöflichkeiten im rumänischen Volksmunde noch speciellen begegnen, welche in der That nur durch die unwürdige Stellung des Weibes in diesem Lande erklärlich werden. Aus beiden Kategorien vermögen wir hier nur einzelne Beispiele zu geben. Von allgemeinen Unhöflichkeiten seien erwähnt: „Lange Röcke, kurzer Verstand!“ — „Eher gewöhnst du der Gans das Schnattern ab, als dem Weibe das Schwatzen.“ — „Wer dem Weibe ein Geheimniß anvertraut, erspart den Ausrufer.“ — „Es ist leichter, einen Busch voll Hasen zu hüten, als eine Frau.“ — „Fürchte dich vor dem Teufel, aber noch mehr vor seiner Großmutter, denn sie ist ein Weib!“ — „Als Gott das Weib schuf, nahm er die Gestalt von einem Engel,

das Herz von einer Schlange und den Verstand von einem Esel." — „Trag' deine Frau dein ganzes Leben auf dem Rücken, thut nichts, wenn du sie einmal niedersetzest, so ruft sie gleich: Ich bin müde." — „Zwei süße Gifte hat des Menschen Leib: Einen guten Wein, ein schönes Weib!" — „Felsen kochen nnd Weiber weise machen, ist gleiche Vernunft." — „Mit Böllerschall und Lautenschlag (bei der Hochzeit) führt man den Teufel unter sein Dach!" — „Ein feines Gesicht kostet dich viel!" — „Bis das Weib sich anschuht, geht die Sonne auf; bis es fertig ist, vollendet sie den Lauf." — „Wenn im Land der Tartar haust, was thut das Weib? Es zecht und schmaust!" — „Vater und Mutter findest du nicht, Weiber so viel, wie dir gebricht!" — „»Ich habe Recht!«" schrie das Weib, als es am jüngsten Tag erwachte." — „»Beides Geflügel«, sagte das Weib, nachdem es einen Sperling für einen Adler gehalten." — „Wer mit Weibern streitet, den der Teufel reitet." — „Wer auf Weibertreu vertraut, hat auf Wind gebaut." — „»Heiden muß man bekehren,« sagte das Weib und ging zum Türken in's Zelt." Aus all' dem wollen wir, wie gesagt, keine besonderen Schlüsse ziehen, auch das deutsche Sprichwort schont die Frauen nicht. Aber schon die beiden folgenden Sprichwörter sind unglaublich roh und darum bezeichnend: „Kühe und Weiber müssen wohlgenährt sein, wenn man Freude an ihnen haben soll," und

„Alte Jungfern und junge Hunde soll man ertränken." Noch mehr gilt dies von nachstehenden Sentenzen: „Das Weib ist wie ein Wildpret, je mehr Schläge, desto besser wird es." — „Wer sein Weib nicht prügeln kann, ist ein halber Mann." — „Der unbeschlag'nen Mühle gleicht die ungescholt'ne Frau, sie geht nicht gut und leicht." — „Stirbt Vater oder Mutter im Haus, so weine dir die Augen aus, wer weint, wenn er sein Weib verlor, ist ein Thor." — „Wenn seines Weibes Rücken nicht blau, dem Hauswirth nicht vertrau'!" — „Was ein wack'rer Mann ist, hat so viel Hosen als Geliebte!" — Diese Proben genügen wohl; weitere lassen sich ohnehin schwer geben, denn sie wurzeln in jenem widrigen Gebiet des Sinnlichen, welches an das Pathologische grenzt. Mit dieser flüchtigen Andeutung sei auch auf einen weiteren traurigen Charakterzug dieses Volkes hingewiesen, der sich nicht weiter discutiren läßt. Kehren wir jedoch abermals zu unserem Thema „Liebe und Ehe" zurück und suchen wir zum Gegensatze nach lichten, freundlichen Sprüchen, so wird die Ausbeute eine sehr geringe sein. Ich wenigstens habe weder im Volksmunde, noch in gedruckten rumänischen Sammlungen, noch endlich in J. K. Schuller's gewissenhafter Uebersetzung (welche mir für diese Arbeit schätzbares Material geliefert, insbesondere was die Mehrzahl der gereimten Sprüche betrifft) mehr gefunden, als das einzige: „Eine gute Frau ist des

Mannes Krone." Harmlos sind folgende Sprüche aus demselben Gebiete: „Viele Liebe, viel Verdruß." — „Aerger in der Liebe — Pfeffer in dem Brei!" (man kann dadurch von beiden mehr genießen). — „Besser: „weh mir!" als: „weh uns."" (Heirate nicht leichtsinnig!) — „Wer eine Frau sich sucht von allen Fehlern rein, wird ohne Frau das ganze Leben sein!" (ebenso vom Freunde). — „Willst wissen, was die Tochter kann? Schau dir die Mutter an." — „Um dich empfind' ich Leid und Schmerz, um mich bricht mir das Herz" (die Liebe fängt bei sich selbst an). — Ferner der Spott auf die Faule: „Wenn die Frau nicht kneten mag, siebet sie den ganzen Tag" („Faulheit ist eine vornehme Dame," meint ein anderes Sprichwort), und der Spott auf die Ungeschickte: „Schau nur, schau, die flickt das Kleid sich, doch immer weiter wird des Kleides Loch." Hingegen ist mir Spott auf den unwürdigen Freier, sonst ein Lieblingsthema des Sprichworts, aus diesem Volksmunde nicht bekannt geworden. Einen alten Erfahrungssatz wiederholt das Wort: „Dem alten Kater vor allem die jungen Mäuse gefallen", und nicht minder die beiden folgenden: „Wo es an einem Hausherrn gebricht, da ist auch der liebe Gott im Hause nicht." — „Da wo kein Mann mehr ist im Haus, geht auch die Mamaliga aus."

Aber „eine Ehe ohne Kinder ist wie ein Tag ohne Sonnenschein", sagt das schöne Sprichwort, und so

haben wir noch zu verzeichnen, was der Volksmund darüber sagt. Nicht viel Zartes, aber Gutes und Schönes, denn das Verhältniß zu den Kindern ist eine lichte Seite in diesem Volkscharakter. Der Rumäne liebt seine Sprößlinge, noch mehr die Rumänin, was ja auch natürlich ist, denn „das Kind gehört der Mutter zu!“ — „Mutterliebe rührt sogar den Teufel“, meint das Sprichwort, aber sie muß mit vernünftiger Strenge gepaart sein. „Die Hand über dem Hintern, so kommt der Verstand den Kindern.“ — „Wo die Mutter hinschlägt, da wächst Fleisch.“ — „Das Kind die Ruthe lehrt, die Noth den Mann bekehrt“ und: „Schlägt dich nicht die Mutter bei Zeiten, so kriegst du dann Haue von andern Leuten.“ Hieran schließen sich: „Jung gelernt, alt geruht“ und „Wer was gelernt hat, der hat vier Augen.“ Das beste Erziehungsmittel ist freilich das würdige Beispiel der Eltern, denn: „Kinder sind wie die Affen, machen nach, was sie begaffen,“ „Auf Wachholder blühen keine Rosen“ und „Neben dem dürren Holz brennt auch das grüne.“ Was die Zahl der Kinder betrifft, so huldigt der Rumäne dem Grundsatz: je mehr, desto besser, was sich auch im Sprichwort spiegelt: „Um deine Kinder und deinen Bart mach' dir keine Sorgen“, d. h.: Beide mögen so stattlich anwachsen, wie ihnen beliebt. Da jedoch oben die Zärtlichkeit der rumänischen Mutter so stark hervorgehoben worden und hinterher wenig

Anderes gefolgt, als Mahnungen zur häuslichen Zucht, so mag wieder das Volkslied für unsere Behauptung eintreten. Aus den vielen rührenden Liedern hier folgende Probe:

Schlafe, schlafe ruhig ein,
Theures Lieblingssöhnchen mein!
Schlafe an der Mutter Brust —
Sieh, ich wiege dich mit Lust,
Wiege dich und küsse dich,
Küsse und bewache dich,
Wie ein Blümchen in der Blüthe,
Wie ein Vögelchen im Neste.
Schlafe, bis der Morgen blinkt,
Denn wenn's Mütterchen was singt,
Ruhst du süß auf deinem Flaum
Und träumst manchen schönen Traum:
Engelchen auf Regenbogen
Kommen, schön wie du, gezogen,
Viele Stern' und bunte Strahlen
Regnen hell auf Blumen nieder,
Und wie Glöckchen tönen Lieder!
Schlafe, schlafe ruhig ein,
Beten will dein Mütterlein,
Das im Leben du auf Erden
Möchtest einst wie Stephan werden,
Unser Fürst, dem in der Schlacht
Kein Feind sich zu nahen wagt. —
Schlafe, theures Kind, schlaf' ein!
Gott wird dein Beschützer sein,
Dich nach meinem heißen Wunsche
Einst zum großen Helden machen,
Glänzend, wie das Licht der Sonne,
Daß die Mädchen dich bewundern,

Blumen auf dem Pfad dir wachsen,
Und voll Angst die Feinde weichen —
Daß dir Glück und Ehre blüht,
Durch die Welt dein Nachruhm zieht! *)

Daran sei eine herzergreifende Todtenklage gereiht:

Klein Mariechen, Herzenskind,
Du im Grab, wir draußen sind!
Hab' von klein auf dich gezogen,
Schwälbchen mein, bist fortgeflogen?
Ist's denn nicht zum Gott Erbarmen,
Wie wir uns gequält, wir Armen,
Daß du solltest hier gedeihn,
Und nun liegst du in dem Schrein.
Vater zog dir an die Schuh',
Mutter brachte dich zur Ruh', —
Doch von Baum zu Baum entflohn
Bist du, bis vor Gottes Thron.
Umher irr' ich, wie besessen,
Kann nicht trinken, kann nicht essen,
Was ich hatt', verlor'n ich habe,
Und mein Herz ist nun im Grabe.
Sie glich einer Blume fein,
Die nur lebt, wenn Sonnenschein,
Thautropf in der Morgenfrühe
Füllte sie, daß sie erblühe,
Als die Sonne aber schied,
Ging sie von der Erde fort,
Barg sich an geweihtem Ort.

Fragen wir, wie sich der rumänische Bauer zu denen stellt, die über und unter ihm stehen, so vermag uns das Sprichwort auch hierüber zu orientiren. Ueber

*) Übersetzt von W. v. Kotzebue, das folgende von Mite Kremnitz.

ihm steht der Bojar. Wie er über diese Herren denkt, davon ist schon oben manche bezeichnende Probe mitgetheilt. Hier einige weitere im gleichen Sinne: „Bojaren, Wölfe, Tartaren, Gott mag uns vor ihnen bewahren." — „Gott schuf den Bauer, der Teufel den Bojaren." (Ebenso beschuldigt der polnische Bauer in Westgalizien den Teufel, daß er seine polnischen Herren geschaffen.) „Des Bojaren Grimm kannst du ertragen, seine Freundlichkeit richtet dich zu Grunde." (Aehnlich im Ruthenischen: „Des Ljachen (Polen) „Guten Morgen" muß man bezahlen mit Schweiß und Sorgen.") Dem Popen fühlt sich der Bauer natürlich näher, er achtet an ihm die „heilige Weihe", macht sich jedoch im Uebrigen weidlich über ihn lustig. Auch hievon habe ich Einiges bereits mitgetheilt und schließe hier Weiteres an: „Es kratzt mit ihrer Tatze gar arg die fromme Katze." — „Thu' was der Pope zu dir spricht, doch was er thut, das thu' du nicht." Leider beherzigt dies der Bauer selten, mindestens nicht in Bezug auf ein anderes Wort: „Besoffen, wie der Pope am Sonntag!" Ueberhaupt läßt sich's der Mann Gottes in der Regel wohlgeschehen, aber: „Was ein Heiliger ist, schläft nicht auf weichen Betten." — Ohne weitere Randglossen ist der Erfahrungssatz zu verzeichnen: „Vor dem Dorf ist der Pope ein Heiliger, aber nicht vor den Mägden in seinem Hause." Und in der Gegend um Bottuschany sagt man euphemistisch von Einem, der

seines Nachbars Weibe nachstellt: „Er geht auf des Popen Wegen.“ Wie solche Sprichwörter entstehen konnten, bleibt dem Nachdenken eines verehrten Publikums überlassen. Recht sonderbar klingt auch: „Hilft nicht der Pope, so hilft Zauber; hilft kein Zauber, so hilft Gott“ und „Gott widerspricht nicht, was der Pope von ihm spricht!“ — „Ich und die Cholera werden nicht im Dorfe beisammen sein,“ tröstete der Pope, darum lief er davon, als sie kam. — In der südlichen Bukowina habe ich sogar einmal gehört: „Wenn das Schwein die Weihen hätte, könnte es auch predigen“; ob es jedoch ein Sprichwort ist, weiß ich nicht zu sagen. Sprichwörter sind hingegen: „Mit Mönchen und Nonnen ist die Hölle gepflastert.“ — „Weiber werden im sechzigsten Jahre keusch, Nonnen im siebzigsten.“ — „Hinter den Weibern her, wie der Mönch hinter der Nonne.“ (So auch Ruthenisch im Czortkower Kreise.) In folgendem Wort rächt sich wohl nur der Bauer für den Stolz der Popentöchter: „Wenn des Popen Tochter keine Popenfrau wird, so wird sie eine Dirne.“

Unter dem Bauer steht der Zigeuner und der Jude, denn Beide sind heimathlos; der Eine, weil er unstet sein will, der Andere, weil er es sein muß, weil das Gesetz ihm verwehrt, sich anzusiedeln und Grund und Boden zu erwerben. Was den Ersteren betrifft, so ist er der Sündenbock des Sprichworts;

alles Verächtliche und Lächerliche — siehe bereits oben einige Belege — wird ihm aufgeladen. Zum Theil mit Recht, denn die Sprichwörter: „Stehlen wie ein Zigeuner“ — „Wenn der Zigeuner nicht stiehlt, er nie als Mensch sich fühlt“ und „Was ihm bedünket aufgehoben schlecht, nimmt der Zigeuner und bewahrt es recht“ — diese Sprichwörter sind wohlbegründet. Ebenso hält es der Zigeuner nicht genau mit der Religion und darum sagt man von einem Gottlosen: „Er frißt den Glauben, wie der Zigeuner die Kirche gefressen.“ Nach der Volkssage hatten nämlich die Zigeuner eine Kirche aus Stein, während die Rumänen nur eine aus Speck hatten. Die Zigeuner trugen ihnen den Tausch an und fraßen dann die Kirche auf. Von sonstigen Höflichkeiten, mit denen das Sprichwort die Zigeuner regalirt, seien hier nur einige verzeichnet: „Um einen Groschen verkauft der Zigeuner seine Seele, um einen Heller seine Tochter.“ — „Gott weiß allein, wozu er die Läuse und die Zigeuner geschaffen.“ — „Wenn du erlaubst, daß dir der Zigeuner „Guten Tag“ sagt, so hat er dich schon betrogen.“ — Was den Juden betrifft, so kommt er im Sprichwort merkwürdig gut fort, so viel ich weiß, wendet sich ein einziges Wort gegen ihn: „Ein echter Jude niemals ißt, bevor du nicht von ihm betrogen bist.“ Prüft man das Sprichwort auf seine Wahrheit, so muß die Thatsache zugegeben werden, daß es wirklich in

Rumänien viele Juden giebt, welche Bauern betrügen. Trüge dort nicht jeder Jude von vornherein auf der Stirne den Kainsstempel des „Betrügers“ und wäre ihm gestattet, auch Anderes zu treiben, als Schacher, so gäbe es sicherlich in Rumänien viel weniger betrügerische Juden. „Jedes Land hat die Juden, die es verdient“ — ich werde nicht müde werden, dieses mein Sprüchlein zu wiederholen, bis es wenigstens die Gebildeten im Osten hören und menschlicher werden. Wer den Verhältnissen dieses Volksthums ferne steht, den wird es übrigens sicherlich befremden, daß sich unter den rumänischen Sprichwörtern nicht viele finden, welche fanatischen Judenhaß predigen. Nach den Judenhetzen ließe sich dies vermuthen. Wer aber Rumänien kennt, der weiß, daß diese fluchwürdigen Treibjagden nicht aus dem Volkscharakter, ja nicht aus dem Willen des Volkes hervorgingen, sie wurden von „Civilisirten“ angestiftet: in erster Linie von habgierigem Beamtenpöbel, immer erst in zweiter von fanatischen Pfaffen.

Die Zahl der rumänischen Sprichwörter ist unübersehbar und manche bezeichnende Gruppe ließe sich noch daraus zusammenstellen. Aber dies Sprichwort mahnt auch: „Lange Rede, schiefe Rede“, und so gebe ich denn nur noch als Epilog eine Anzahl von Sprüchen ohne inneren Zusammenhang:

„Dulden und Schweigen macht die Trauben süß.“

— „In des Demüthigen Nest haust der Teufel gerne.“ — „Hat man keine Erdbeeren, mag man die Blätter verzehren.“ — „Wo nur die Stute sein mag? sagte der Dummkopf und ritt auf ihr hinaus, sie zu suchen.“ — „Bist du in den Hühnerstall gegangen, so krähe, wie es die Hühner verlangen.“ — „Ich gebe nichts verloren, sagte der Narr, als er sein Pferd im Stich ließ, um das Hufeisen zu suchen.“ — „Selbstlob ist Beschimpfung.“ — „Wenn sich der Richter lobt, stinkt das ganze Dorf.“ — „Wer viel Pfeffer hat, der pfeffert auch den Zuckerbrei.“ — „Ein lahmes Pferd findet auch seinen Miether.“ — „Wenn der Verstand am Baum wachsen würde, so würden ihn auch Esel fressen.“ — „Wer in der Tasche keinen Heller hat, dem ist das Kameel selbst um einen Pfennig zu theuer.“ — „Wenn der Ofen warm ist, so braucht er wenig Holz!“ — „Es redet viel der kranke Mann, gesund macht's jeder, wie er kann.“ — „Mit einem kleinen Netz fängt man große Fische.“ — „Mit einem Pfifferling in der Hand, schlägt man keinen Nagel in die Wand!“ — „Am Tische, den ein And'rer gedeckt, das Essen gewöhnlich am besten schmeckt!“ — „Wenn man gut sieht, ist es leicht, eine Nadel einzufädeln.“ — „Um eine taube Alte schlägt der Pfarrer die Toaka nicht zweimal.“ (Toaka ist die Holztafel neben der Kirche, auf der nach griechischem Ritus zum Gebete getrommelt wird.) — „Wo man den Zügel gefunden, da sucht man auch das

Pferd!“ — „Auf dem Wagen kommt die Krankheit in's Haus, durch das Nadelöhr zieht sie aus.“ — „Wenn der Hengst alt wird, kommt er in die Salzmühle.“ — „›Alter braucht Ruhe‹, sagte der Sohn, als er den Vater aus dem Hause in den Stall warf.“ — „Neun Brote leicht ein Narr verschlingt, doch ist's ein größ'rer Narr, wer sie ihm bringt.“ — „Herren wechseln ist des Narren Lust!“ — „Besser ein kleiner Herr, als ein großer Knecht!“ — „Bist du ein Knecht, nimm eine Magd, des Sultans Tochter hat noch nicht nach dir gefragt!“ — „Lieber des Zigeuners Eheweib sein, als des Sultans Geliebte.“ — „Besser im eigenen Hundestall, als in des Fürsten Palaste.“ — „Wer die Herren wechselt, wird als Diener alt.“ — „Herr werden kannst du nicht, doch Knecht und Magd, so oft es dir behagt.“ — „Bettlerhandwerk braucht keine Lehrlingszeit.“ — „Hast du Hirse ausgeschüttet, so ist das Zusammenklauben schwer.“ — „Hat der Dumme Hirse, so fehlt ihm Salz — hat er Salz, so fehlt ihm Hirse.“ — „Morgenbrot bewahre für den Abend, Abendbrot nie für den Morgen.“ — „Voller Magen, faule Hand!“ — „Was geboren wird bei Nacht, muß man gut beseh'n, wenn's tagt.“ — „Der Dumme sucht die Tochter und findet die Mutter.“ — „Wo du Mehl findest, da suche nach Speck.“ — „Wer Glück hat, braucht keinen Verstand; wer Verstand hat, braucht Glück.“ — „Wen der Verstand und wen das Glück

verläßt, der fastet auch am Osterfest." — „Das Glück kriecht dem Dummen in's Bett, der Verständige muß es erobern." — „Wer viel Verstand hat, ist doch immer auch ein bischen dumm." — „Aus dem Teich in den Brunnen" oder „Aus der Mahlmühle in die Salzmühle." („Aus dem Regen in die Traufe.") — „So lang' es klein noch, flicke das Loch!" — „Dein Magen hat kein Fenster, aber dein Kleid kann man sehen." — „Ein Nagel treibt den andern aus." — „Was dir ein Zigeuner gestohlen, kann dir nur ein and'rer wieder holen." — „Wenn du beim Nachbar an die Thür anklopfst, so thue es auch an der eigenen!" — „Vor fremden Leuten zuckersüß, im eigenen Hause wie Schlangenbiß!" — „Schickst du den Dummkopf nach Reisern aus, so bringt er Blumen dir in's Haus." — „Wenn's regnet, will sie Feuer machen und hängt zum Trocknen aus die Sachen." — „Mit Kleinen halte und mit Großen Rath und dann entscheide du die That." — „Niemand kann seinen besten Freund küssen." (Sich selbst.) — „Ein Mensch gerne über den andern lacht, der Teufel sich über alle lustig macht." — „Der Teufel ist klüger als alle Heiligen." (Die Ruthenen meinen sogar: „Klüger als Gott.") — „Tropfen um Tropfen bilden den See." — „Vergeben ist leicht, vergessen schwer." — „Die Uhr schlägt und geht, die Zeit ruht und steht." — „Schlag' ein großes Kreuz, der Teufel ist alt." — „Ein gutes

Pferd verkauft man aus dem Stalle“ (nicht erst auf dem Marktplatz) auch figürlich für: „Schöne Mädchen finden nicht erst am Tanzboden den Freier.“ — „Das kommt von der Eile, sagte der Krebs, als er zu Weihnachten nach Germ ausgeschickt ward und es zu Ostern auf der Schwelle ausschüttete.“ — „Schlag' den Sattel, so versteht deine Stute es und geht.“ — „›Ein Handwerker ist's doch auch‹, sagte der Richter, als er statt des Schneiders den Zimmermann hängen ließ.“ — „Wer die Base zur Köchin hat, wird im Jahre einmal satt.“ — „Wo zwei Schwägerinnen dienen, da bleiben die Töpfe ungewaschen.“ — „Wer bei Verwandten dient, braucht die Hölle nicht mehr zu fürchten.“ — „Vom schlechten Schuldner nimm auch Asche als Zahlung.“ — „Lecke nicht deinen eigenen Speichel auf.“ — „Der Gerechte geht immer mit zerschlagenem Kopfe umher.“ — „›Zu gut für diese Welt‹, sagten die Leute, als sie den Weisen todtschlugen.“ — „Alte Hunde kommen auch durch den Winter. Aber wie? Das weiß nur ihr Fell!“ — „Mit dem Schmerz geh' um, wie mit dem Salz in den Speisen!“ — „Schlag und Schimpf kehren nicht um!“ — „Eine Sünde kann dir der Pope abnehmen, aber eine Ohrfeige nicht!“ — „So geht's: der Eine schneidert, der Andere flickt.“ — „›Ich beschäftige mich mit Pferden‹, sagte der Schinder, als er um seinen Stand gefragt wurde.“ — „Wer vor der Schlinge dich gewarnt, wird manch-

mal selbst von ihr umgarnt.“ — „So lang das Sieb neu ist, hängt man es an den Nagel.“ — „Gut ist nicht, was gut, gut ist, was mir gefallen thut.“ — „An Geschmack dem Greis es nie gebricht, aber beißen kann er nicht.“ — „Um eine Fliege, die ihn sticht, schlägt sich der Dummkopf in's Gesicht!“ — „Durch Fragen hat der Blinde Braila gefunden.“ — „Wo's der Katze nicht hinzuklettern gelingt, da sagt die Katze: Pfui, wie es stinkt!“ — „Eine Krähe kann man nicht für eine Nachtigall verkaufen.“ — „Gern magst den Bart du geben, bleibt nur der Kopf am Leben.“ — „Fliehen ist eine Schande aber gesund.“ — „Wer zu den Maurern geht, wird gemessen!“ Gleichbedeutend mit: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“ Der Spruch gründet sich auf einen sonderbaren Aberglauben der Rumänen, wonach die bösen Geister über jenen Bau keine Macht haben, in welchen ein Mensch eingemauert wird. Diesen Stoff behandelt auch die wunderschöne Volksballade vom „Kloster Argisch“. Da nun derzeit das Einmauern schwierig ist, so messen die Maurer wenigstens mit einem langen Schilfbande den Schatten eines Vorübergehenden und legen ihn in's Fundament. Der Volksglaube meint, der Betreffende müsse am vierzigsten Tage sterben und werde dann ein Gespenst (Stahie, aus dem Griechischen Στοχεῖον, Gestalt). — „Mehr werth als ein alberner Freund ist ein verständiger Feind.“ — „Nur wenn

du Feuer machst, steigt Rauch auf." — „Das Wort „Honig" macht noch nicht süß." — „Vorn Honig, hinten Galle." — „Wer den Finger in den Honig steckt, der leckt auch daran." — „Wer einen Sumpf hat, braucht für die Frösche nicht zu sorgen." — „Stelle dich mit dem Teufel gut, so lange du am Abgrund gehst." — „Wer seinen Wagen schon zerbrochen hat, der findet viele Leute, die ihm den rechten Weg sagen." — „Eine Wildente läßt sich nicht zähmen." — „So lange der Wolf befiehlt, frißt er nicht." — „Wer keinen andern Lehrer hat, dem gibt die Zeit den besten Rath." — „Ist satt die Laus, so kriecht sie auf die Stirn' heraus." — „Das Kameel hat die Ohren verloren, weil es Hörner haben wollte." — „Wer nicht zufrieden ist, wenn er lebt, wie die Henne in der Mühle, den lehrt die Noth leben, wie das Kalb auf dem Dorfe." — „Kannst du den Pinsel nicht zum Färben führen, so unterlasse das Beschmieren." — „Gehst durch das Land der Blinden du, so mach' das eine Auge zu." — „Wer im Wachen vor dem Büffel davonläuft, faßt im Traume den Teufel am Horn." — „Wenn die Eltern unreife Trauben essen, so werden den Kindern davon die Zähne lang." — „Der Heuchler! mit dem Löffel reicht er der Dulschaaze (Zuckerobst) viel, in das Auge stößt er dir des Löffels Stiel." — „Vor einem Himmelsschlage, vor eines Bauers Klage und vor des Sultans Verdacht behüte

dich Gottes Güte." — Und endlich: „Wie der Heilige, so der Weihrauch — Wie der Türk, so die Pistole — Wie das Land, so die Sitte" und — fügen wir hinzu — „wie die Sitte, so das Sprichwort!"



Aus Pest's Verbrecherhöhlen.



„O welch' ein herrliches Land ist dieses Ungarn! Wo findet man mehr hochherzige Helden? Wo sind die Frauen schöner, die Räuber edler?!“

A. Dumas (Vater).

Die Franzosen gelten im Allgemeinen nicht als sonderlich gute Geographen und Herr Alexander Dumas im Speciellen gilt sogar mit Recht als ein sehr schlechter. Der große Romancier hat, von jenen Dolchen, mit denen er die Strumpfbänder der Spanierinnen geschmückt, angefangen, bis herab zu den Sammtlarven, mit welchen seiner Versicherung zufolge die schwedischen Bauern ihr Gesicht vor der Winterkälte beschützen, im weiten Gebiete der Geographie und Völkerkunde entsetzlich viel zusammengedichtet. Zu seinem Lobe aber sei hinzugefügt, daß er nicht blos entsetzlich, sondern auch ergötzlich dichtete. Und zu dem Ergötzlichsten gehört für

den Kundigen die oben citirte Aeußerung über das Reich der Stephanskrone.

In der That aber nur für den Kundigen. Der europäische Durchschnittsmensch mit europäischer Durchschnittsbildung dürfte an jenem enthusiastischen Lobe des Verfassers des „Monte-Christo" kaum etwas Lächerliches entdecken. Denn Dank der Gewissenhaftigkeit moderner Reise-Feuilletonisten, von denen jeder seine Vorgänger plündert und einen Extract aus den richtigen und schiefen Beobachtungen derselben, verbrämt mit einigen flüchtigen und darum meist falschen eigenen Beobachtungen, auf den Markt bringt, gilt Ungarn in der That nur als das Land der Helden, schönen Frauen und überaus edlen Räuber — kurzum, als ein sehr romantisches Land. Daß die Romantik, wenn sie überhaupt jemals wahr gewesen, gegenwärtig längst abgestreift ist, daß „Transleithanien" in unseren Tagen mit aller Energie und Ausdauer den Zielen eines modernen Kulturstaates entgegenringt, daß dieses Ringen des Landes nach Kultur, nach Entfaltung und Geltendmachung all' seiner reichen Kräfte hundertmal interessanter ist, als alle Räubergeschichten der Welt, davon wissen nur Wenige, und wäre der ungarische Finanzminister nicht so oft genöthigt, an den europäischen Geldmarkt zu appelliren, so wollten vielleicht nur Wenige recht an die Civilisation des Landes glauben, und Viele wären vollends überzeugt, an den

Ufern der Donau und der Theiß, der Waag und der Maros blühe noch die blaue, oder vielmehr blutrothe Blume der Romantik.

Nun — wie erwähnt — mit besagter Blume ist's jetzt aus und vorbei. Zwar will ich nicht behaupten, daß die Honveds von heute sich im Nothfall minder tapfer schlagen werden, als ihre glorreichen Vorgänger von 1848, aber sie werden sich dabei ihrer sehr praktischen Zündnadelgewehre bedienen und führen sogar Mitrailleusen. Und was die Frauen anbelangt, so fällt mir auch nicht ein, zu behaupten, sie wären heutzutage minder schön, aber die edlen Räuber — verhülle dein Haupt, seliger Schatten des großen Alexander! — haben nie gelebt und sind darum heute auch nicht zu finden. Nein! diese verthierten Schweinehirten des Bakonyerwaldes, diese listigen Pferdewärter der Pußten, die daneben zur Abwechselung raubten und mordeten, waren nie edel, nie romantisch. Und was vollends Herrn Rozsa Sándor betrifft, den Helden zahlreicher deutscher Lieferungs-Romane, so kann ich aus Erfahrung — ich sah ihn im Gefängnisse zu Szegedin — versichern, daß dies einer der plumpesten, alltäglichsten Menschen war, der mir je vorgekommen.

Ich kann also den Verehrern der Romantik keine einschlägigen Genüsse in Aussicht stellen, wenn ich ihnen Pest's Verbrecherhöhlen in photographisch getreuer Schilderung vorführe. Aber interessant dürfte das Bild

dennoch sein. Denn so wie Pest an sich eine der interessantesten Städte des Kontinents ist durch den Gegensatz zwischen Cultur und Barbarei, durch den sonderbaren internationalen Typus — die Sprache und Abstammung der Bewohner ist deutsch,*) die Sitte französisch, das Volksbewußtsein magyarisch —, so zeigen sich auch unter den Armen und Elenden, den Schlechten und Verworfenen ganz eigenthümliche Erscheinungen.

Ich will sie getreu schildern, in derselben Reihenfolge, in der sie mir in einer unvergeßlichen Nacht vor Augen getreten.

Es war im November 1872 — ein mäßig kühler, ganz heiterer und mondheller Abend. Wir versammelten uns mit dem Schlage der neunten Abendstunde vor dem Stadthause der ungarischen Hauptstadt. „Die Nacht ist zu hell," klagte ich. Aber einer der vier Männer, die da neben mir standen, alle in möglichst schlechte Kleider gehüllt und wohlbewaffnet, tröstete mich: „Aber naß ist's und das treibt die Leute unter Dach. Sie werden Ihr Vorhaben ganz gut ausführen können."

Wenn man nach dieser Einleitung vermuten würde,

*) Das ist heute, 1889, was die Sprache betrifft, nicht mehr in demselben Maße gültig, als 1872, wo diese Skizze geschrieben wurde; es wird nun in Pest auch sehr viel magyarisch gesprochen. Anm. zur 2. Aufl.

daß ich zu irgend einer Schandthat bereit stand, ich könnte es kaum übel nehmen. In Wahrheit aber collidirte mein Vorhaben keineswegs mit Gottes oder der Menschen Rechten: ich wollte einen Einblick gewinnen in die Gauner- und Verbrecherwelt der Hauptstadt, ich wollte sie in ihren Vergnügungsorten, in ihren Tanzlokalen und Tanzsalons, Bierhäusern, Weinkneipen, Schnapsboutiken und sonstigen Unterhaltungsorten aufsuchen und beobachten, ich wollte schließlich die Wohnungen der Hehler und die Schlafstätten der Stehler kennen lernen.

Was mich hiezu bewog, war keineswegs müßige Neugier oder die Sucht nach absonderlichen Eindrücken. Dann wäre die Befriedigung meiner Neugier etwas theuer erkauft, dann wären die absonderlichen Eindrücke selbst für den Blasirtesten etwas zu absonderlich gewesen. Aber ich hatte ein ernstes Motiv. Demjenigen, der sich ein eingehendes Studium von Land und Leuten zur Aufgabe macht, ist es Pflicht, alle Gesellschaftsklassen aus eigener Anschauung kennen zu lernen und auch vor der Berührung mit der schlimmsten und tiefststehenden nicht zurückzubeben. Denn der tiefe Schatten gehört auch in das Gesammtbild der Gesellschaft, just so, wie das helle Licht.

Aber es ist auch an sich der Mühe werth. Die Welt der Verworfenen und Elenden ist allüberall eine Welt für sich und eine eigene Welt dazu. Starre

Schranken hat sie um sich gezogen, die sie festhält, und in denen sie sich hält, so lange es ihr beliebt und die sie nur verläßt, wenn es sie gelüstet, in die andere Welt, die Welt der Gesitteten und der Besitzenden einzubrechen — Letzteres meist im buchstäblichen Sinne des Wortes. Diese Welt hat ihre eigene Sprache und ihre eigene Sitte, ihre eigenen Leiden und Freuden, ihr eigenes Ehrgefühl und Rechtsbewußtsein, ihre eigene Justiz und Moral, ihr eigenes Gesetz und ihre eigene Rangordnung. Sie bewacht dies Alles zäh und eifersüchtig, hängt doch davon allein ihre Sicherheit ab! Natürlich hat sie auch ihre besonderen Lokale, in denen sie lebt und liebt und hadert, in denen sie ißt und trinkt und tanzt.

Diese Lokale aber kann sie nicht abschließen, wie alles andere, in diese muß sie, wenngleich grollend und widerstrebend, jener anderen Welt den Eingang gewähren. Ein solcher Schmerz wird ihr freilich — die Sicherheitsorgane ausgenommen — selten angethan. Schwachnervigen Naturen ist ein solcher Versuch entschieden abzurathen, starknervigen aber nur in Begleitung der Polizei.

Der Chef der städtischen Sicherheitsbehörde von Budapest, Herr Ober-Stadthauptmann Alexius von Thaiß, hatte mir die Erfüllung dieses Wunsches durch Rath und That ermöglicht. „Zwei Nächte der Woche", sagte er mir u. A., „sind für derartige Beobachtungen

günstig, die Nacht von Sonnabend auf Sonntag, und die von Sonntag auf Montag. Da in Pest keine polizeiliche Sperrstunde gilt, so bleiben sehr viele Lokale die ganze Nacht offen und dicht gefüllt. Sie können also ganz bequem Ihre Studien machen, ohne die Gauner in ihren geheimeren Schlupfwinkeln aufsuchen zu müssen, was weniger gefährlich als unbequem wäre." Ich entschied mich ferner auf seinen Rath hin für die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag. „Denn da," meinte er, „sind die Lokale allerdings weniger gefüllt, als in der folgenden Nacht, es sind aber die Gauner auch mehr unter sich. In der Sonntagsnacht bilden aber Soldaten, Tagelöhner, Handwerksbursche, Dienstmädchen u. s. w., leichtlebige, aber nicht sicherheitsgefährliche Leute, das Gros des Publikums."

Er beorderte ferner den ausgezeichneten, mit dem Gaunerwesen Pest's sehr vertrauten Commissär, Herrn Hartl, sowie dessen gleichfalls sehr tüchtigen Kollegen, Herrn Polzer, zu meiner Begleitung. Zwei meiner Freunde hatten sich uns auf meine Einladung angeschlossen.

So traten wir denn an jenem Abende zusammen. „Wir können nicht alle derartigen Lokale besuchen," meinte Herr Hartl, „dazu wäre eine Nacht zu kurz, auch wenn wir uns in jedem nur zwei Minuten aufhalten wollten. Wir werden also nur die meist charakteristischen aufsuchen können. Ich denke, wir nehmen

zuerst die Tanzböden und Wirthshäuser vor, weil diese nur bis Mitternacht belebt sind. Dann zieht sich das Volk in seine Schlafstellen zurück oder es frequentirt die Kaffeeschänken. Wir besuchen also die Schlafhäuser nach Mitternacht und gegen Morgen schließlich die Cafés." Ich war damit einverstanden und bat Herrn Hartl, unsere Führung zu übernehmen.

Wir fuhren zuerst in die Kerepeserstraße, eine der entferntesten, aber meistbelebten Verkehrsadern der Vorstadt. Der Wagen hielt, wir standen vor einem Keller-Lokale. „Das ist der Bumstikeller," erklärte Herr Hartl.

Eine steile, schmutzige, sehr schlecht beleuchtete Treppe führte in einen Raum, aus dem uns Gejohle und Tanzmusik entgegenschallten. An den Thürläden oben lehnten rechts und links, aus kurzen Pfeifen qualmend, zwei zerlumpte Kerle. Der Eine hatte offenbar mehrere Gläser über den Durst getrunken, sein verwittertes Gesicht glühte violett, die Augen glotzten starr. Gleichwohl schob er sich bei unserem Nahen bei Seite und grüßte ehrerbietig: „Guten Abend, Herr Hartl." — „Michel," fragte dieser, „seit wann bist Du aus dem Stöckel (Strafhaus)?" — „Seit vorigem Sonnabend." — „So, — und wann kommst Du denn wieder hinein?" — Der Vagabund lachte. „Wann Gott will, Herr Hartl." — „Einer unserer gefährlichsten „Dippler" (Einbrecher)," flüsterte mir dieser zu.

Wir kletterten die Treppe hinab und traten in

einen langgestreckten, niedrigen, gewölbten Kellerraum. Er war nur spärlich erleuchtet. An den Wänden waren hie und da Malereien angebracht, Palmenlandschaften — giftgrüne Blumen und Bäume, dunkelvioletter Himmel, prachtvoller Totaleffect. Wo die Malereien fehlten, da traten die nackten, grauen, moderigen Wände hervor. In dem Raume standen viele Tische, es waren aber nur wenige Menschen darin. Einige blutjunge Mädchen, trotz ihrer Jugend den Stempel des Lasters deutlich auf den frechen, bleichen Zügen, stürzten lachend auf uns zu, wichen aber, als sie Herrn Hartl erkannten, scheu zurück. Ueberhaupt brachte unser Eintritt einigen Eindruck auf die Gesellschaft hervor. Nur zwei Soldaten blieben ruhig sitzen und zechten weiter. Zwei andere Zecher aber, blasse, zerlumpte, 16jährige Bursche mit qualmenden Tabaksstengeln im Munde, die sich bisher sehr geräuschvoll mit den Mädchen unterhalten, zuckten zusammen und rückten in eine dunkle Ecke. „Ich kenne sie Beide," meinte Herr Hartl, „sie sind erst „Witschen" (Anfänger)". Die Wirthin und ihr „Geschäftsführer" begrüßten uns sehr demüthig und führten uns über modrige Dielen an einer Tafel vorüber, an der die Aufschrift „Tanzübung" prangte, in den eigentlichen Tanzsaal.

Es war ein seltsames Bild, das sich uns darbot. Wieder ein langgestreckter, überaus niedriger, kasemattenähnlicher Raum, wieder derselbe Moder an den

Wänden, außerdem eine schlechte Lithographie — ein Portrait Kossuth's — und die Palmenlandschaften. „Das hab' ich selbst gemalt", erklärte der Geschäftsführer stolz, „Alles in Oel, kann gewaschen werden." Aber mit der Möglichkeit der Reinigung schien er sich auch allzeit begnügt zu haben. Bei dem zitternden Scheine der spärlichen Lämpchen konnten wir den Schmutz und die Verwahrlosung ringsum erkennen. Eine schwüle, mit Alkoholdüften geschwängerte Luft preßte die Brust zusammen. Aber wir traten vor und unter die Tanzenden.

Etwa zehn Paare tanzten den Csárdás, die Mädchen in zerlumpten, kaum den Leib bedeckenden Kleidern, teils vazirende Mägde, theils Dirnen und „Schottenfelderinnen" (Diebinnen). Die Männer kaum minder zerlumpt — in den abenteuerlichsten Costümen, Arbeiter, Vagabunden, Diebe. Wie sie miteinander tanzten, wie sie miteinander umgingen, läßt sich nicht beschreiben, ja nicht einmal andeuten. Uebrigens wirkte unsere Gegenwart sehr lähmend auf ihren Humor. Ein Paar nach dem anderen trat aus dem Kreise und schob sich langsam nach dem Hintergrunde. Schließlich schwang sich nur noch ein blasser, hektischer Junge hin und her, im Arme einer dicken, verbuhlten Vettel. Schaudernd wandte ich den Blick ab — es war mir fast ein Trost, als ich auf die armen, ehrlichen, dürftig gekleideten, halb verhungerten Musikanten blickte.

Wir traten langsam nach dem Hintergrunde zu, der Haufe trat zögernd auseinander. Welche Costüme! Welche Gesichter! „Es ist eine stark gemischte Gesellschaft“, erklärte Herr Hartl, „die Zerlumptesten sind hier noch zufällig die Ehrlichsten. Sehen Sie sich z. B. den rothhaarigen Kerl dort an, der just wieder zum Tanze antritt.“ Es war eine unheimliche Gestalt — über der zerrissenen blauen Militärhose trug der Mensch einen geblümten Schlafrock als Ueberzieher; um Schläfe und Wangen klebte wirr und zottig das rothe Haar. „Der Kerl sieht aus wie der größte Verbrecher,“ meinte Herr Hartl, „und er hat doch nichts auf dem Gewissen, als einige harmlose Raufexcesse ... Aber nun sehen Sie sich dort das feine Paar an.“ Es war wirklich ein ganz elegantes Paar; er ein hübscher, schlanker, schwarzäugiger Mann in tadellosem Herbstanzug, sie ein niedliches, blondes Mädchen mit zarten, milden Zügen, in hellbraunem Kleide, mit schwarzer Sammetjacke. „Sie haben leicht elegant sein,“ erklärte Herr Hartl, „er ist ein berüchtigter Dorfdrucker, sie eine der geschicktesten Melkerinnen.“ Ich sah ihn fragend an. „Ach so,“ lachte er, „Sie verstehen diese Sprache nicht! „Dorfdrucker“ heißt ein Taschendieb und „Melkerinnen“ nennt man diejenigen Dirnen, die darauf ausgehen, anständig gekleidete Männer in ihre Wohnung zu locken und ihnen dort mit Hilfe von verlotterten Gesellen die Taschen

zu leeren. Es gibt sehr viele „Melkerinnen" in Budapest und ihre Opfer sind zahllos; freilich kommen aus falscher Scham nur die wenigsten Fälle zur Anzeige."

Wir gingen. Hinter uns blieb es todtenstill, dann brach plötzlich das Tanzen, Johlen und Singen wieder los.

Von da begaben wir uns an die Ecke einer benachbarten Straße. Wir standen vor einem kleinen, verfallenen, ebenerdigen Häuschen, aus dem weder ein Ton, noch eine Lichtspur auf die Gasse fiel. „Hier ist eine der schlimmsten Gaunerschänken," erklärte Herr Hartl, „sie führt das Schild: „Zur fetten Laus". Der Zugang ist etwas unbequem, folgen Sie mir auf dem Fuße." Wir tasteten uns durch einen langen, schlüpfrigen, mit zollhohem Schlamme bedeckten Thorweg; langsam, langsam kamen wir vorwärts, um uns war's rabenschwarz. Endlich ward es heller; wir traten in einen engen, unregelmäßigen Hofraum, von niedrigen Holzhütten umgeben. Bis über die Knöchel versanken wir im Kothe, ein scharfer, unangenehmer Geruch schlug uns entgegen, aber weiter schlichen wir gegen eine Thüre zur Rechten, aus der matter Lichtschein fiel. Die knarrenden Töne eines Leierkastens wurden hörbar, Stimmengewirr, Stampfen und Johlen. Eine Gestalt schlüpfte vor uns her und öffnete die Thüre, es war der elegante Herr „Dorfdrucker" aus dem „Bumstikeller". Er hatte sich so beeilt, um die Herren

Geschäftsgenossen auf den unerwünschten Besuch vorzubereiten. Aber fast gleichzeitig mit ihm traten wir ein und über mehrere Stufen hinab in die beiden kleinen Stuben.

Es ist schwer, sie würdig zu beschreiben, insbesondere die größere, den Tanzsalon. Ein kleiner, wüster, unfreundlicher Raum, die Decke morsches, verräuchertes, halbverfaultes Holzgebälke. Der Boden aus Ziegelsteinen schlecht gefügt und schlammbedeckt, ebenso an den Wänden die nackten Ziegelsteine, an denen nur noch hier und da ein grünlich-grauer Anstrich klebte, und daran vier Bilder, Lithographien: Kossuth, das Kaiserpaar, Batthyányi's Erschießung und das Ministerium von 1848 .... Und in diesem Raume, im Scheine zweier mühsam flackernden Lämpchen, ein Haufe zerlumpter, streitender, tanzender, johlender Männer und Weiber.

Das Orchester bestand aus einem alten, argbeschädigten Leierkasten. Was er spielte, konnte man nicht hören, höchstens errathen. Aber unverdrossen drehten sich die Paare im Takte — Soldaten und Arbeiter mit Dirnen.

Die Gauner tanzten nicht, dazu war ihnen doch unsere Gegenwart zu unbehaglich. Die Jüngeren drückten sich bei Seite, die Aelteren machten uns in vertraulicher Weise die Honneurs. „Wie geht's, Herr Hartl, wie gefallt's den Herren?“ trat der „thörische Tonl“,

seines Zeichens ein „Dippler" (Einbrecher), auf uns zu. — „A Ziegeldecker, Euer Gnaden," erwiederte er auf meine Frage nach seiner Beschäftigung. — „Aber Sie waren ja Ihr halbes Leben im Strafhaus," meinte Herr Hartl. — „Ich? — na, hören S', Euer Gnaden, was Sie wissen! . . ." — „Lüg' nicht! Marsch! Pack' Dich!" unterbrach ihn Herr Hartl kurz. Der Lump drückte sich. Aber schon in der nächsten Minute kehrte er mit seinem Gefährten, dem „Krumpl-Misko", zurück. Sie brachten fünf Schoppen Bier herbei, warteten uns damit auf und waren tief gekränkt, als wir das ekle Getränk zurückgewiesen. Aber „Hartl-Bácsi" (Onkel Hartl) mußte doch mindestens aus dem angebotenen Glase nippen. Zwischen ihm und den Gaunern besteht ein ganz eigenthümliches Verhältniß. Sie hassen und scheuen ihn, denn er ist ein gefährlicher Feind und ruht und rastet nimmer. Aber seine Kühnheit und Körperkraft imponirt ihnen, und die Art und Weise, mit der er auf ihren Ton eingeht, und ihre Sprache spricht, gewinnt sie für ihn. Es war etwas von dem zärtlichen Wohlwollen des Vaters für seinen wohlgerathenen Sohn, als mir Herr Hartl einen hochgewachsenen, riesenstarken Burschen vorstellte und dazu bemerkte: „Der Kerl ist eine Spezialität — er ist unser gefährlichster „Rollenläufer" (Wagendieb)." Und aufrichtige, ehrliche Bewunderung lag in den Worten, die mir der „Krumpl-Misko" mit vertraulichem Augenzwinkern zu-

flüsterte: „Ist das nit ewig schad' um den Hartl? Was wär' das für ein „Dippler" geworden!"

Noch einen Blick warfen wir auf die Tanzenden und auf die Gauner, welche uns mit schier beängstigender Freundlichkeit und Unterwürfigkeit umdrängten; dann traten wir auf den Hofraum hinaus. Die Luft da draußen war, wie erwähnt, keine sonderlich reine, aber sie war uns wie eine Erquickung nach der furchtbaren Atmosphäre da drinnen.

Der Wirth war uns gefolgt. „Geben Sie da Unterkunft?" fragte ihn Herr Hartl und deutete auf die Holzbauten, die wie Hundehütten aussahen. Der Mann zögerte mit der Antwort. „Nun," sagte Herr Hartl, „wehe Ihnen, wenn wir Jemand finden. Das ist ein Schlupfwinkel für allerlei Gesindel," setzte er, zu mir gewendet, hinzu, „den kann man nicht genug säubern." „Ach!" jammerte der Wirth, „die Zeiten sind so schwer! Früher habe ich ein Eintrittsgeld von 10 Kreuzern erhoben, jetzt kommt auch so Niemand herein. Und bei mir ist noch immer so ein solider, gemüthlicher ‚Unterhalt'. Ach! ach! die Leute nennen mein Geschäft schon „zur mageren Laus"".

Von da begaben wir uns in den „Hirschenkeller". Das ist ein Vergnügungsort für die Hefe des Volkes und hat das traurige Verdienst, der berüchtigste Raufplatz des Pester Polizeirayons zu sein; in dieser Schwemme und diesem Tanzsalon ist schier kein Plätz-

chen, auf dem nicht Menschenblut vergossen worden wäre, zur Erhöhung der Sonntagsfreude.

In unserer Gegenwart freilich betrugen sich diese jungen Bursche und grauen Sünder, diese Milchmaier, Pflasterer, Müllerbursche und Gauner so ziemlich manierlich. Sie tranken in der „Schwemme" fein, ruhig und still ihr Bier, kaum daß sie mit den jungen Aufwärterinnen scherzten, die sehr zahlreich und sehr müßig umherliefen. Ein schönes, blasses, fünfzehnjähriges Mädchen, das sehr viel hustete und dennoch sehr eifrig in der Bedienung war, ist mir noch als die Glücklichste unter ihren Gefährtinnen erschienen, sie wird den Winter ganz bestimmt nicht überlebt haben.

Die „Schwemme" des „Hirschenkellers" ist anständiger als die der beiden oben geschilderten Lokale, der Tanzplatz womöglich noch wüster. Von der Dekoration sei nur erwähnt, daß ich auch hier, wie bei der „fetten Laus" und später in den anderen Lokalen, dieselben vier Bilder traf.

Die Gesellschaft, welche sich im „Hirschenkeller" dem Vergnügen des Tanzes hingab, bestand aus denselben Elementen, die ich bereits oben geschildert. Nur zwei Männer fielen mir auf. Der Eine war gekleidet wie ein wohlhabender Kleinbürger am Sonntag; er trug eine gute Hose, einen langen bequemen Tuchrock und einen Cylinder, hinter dem das weiße Haar hervorquoll und sich recht ehrwürdig um das

stattliche, sehr würdevolle und weitläufige Gesicht legte. Der Andere trug eine gewisse vergilbte, verschossene Eleganz an sich; er sah aus wie ein herabgekommener Tanzmeister oder Kellner. Bekleidet war er mit einem schwarzen Frack und einem leichten Beinkleid, das aber wohl seine schwachen Seiten haben mußte, denn er zog die viel zu langen Schöße des Fracks ängstlich nach vorwärts. „Wer sind die Herren?" fragte ich Herrn Polzer. „Alte Bekannte," erwiderte dieser, „Falschspieler, Bauernfänger — Erzgauner. Der Eine lockt die Leute an, der Andere plündert sie. Der Alte ist ein zu Grunde gegangener Wirth, der der Junge ein verlumpter Volkssänger."

Wir gingen. Unser Kutscher hatte inzwischen vor einer Schnapsboutike gehalten und sich darin gestärkt. „Da sitzt Einer, der sich aufhängen will," erzählte er uns lachend, als er auf unseren Ruf heraustrat. — „Wer denn?" — „Ein alter Bettler." — „Und warum?" — „Er halt's nimmer aus," sagt er. — „Kommen Sie," bat ich Herrn Hartl und trat ein.

In dem kleinen, engen, schmutzigen Laden war außer dem Wirthe nur noch ein einziger Mensch. Das war ein alter Mann in zerlumpten Kleidern, der den Kopf auf die Arme stützte. Das graue Haar fiel wirr über die Stirne. „Misko," sagte Herr Hartl, „sieht man Dich wieder einmal, wo warst Du denn?" — „Zu Haus, Herr Kommissär." — „Und warum bist

Du nicht dort geblieben?" — „Dort kennt mich jedes Kind, dort kann ich nicht bleiben, ich schäme mich für meine Eltern, die dort begraben sind." — „Der Mensch ist erst 42 Jahre alt," flüsterte mir der Kommissär zu. „Er war ein Handwerker. Er hat vor siebzehn Jahren einen Mord begangen. Seit zwei Jahren ist er frei, und hat sich während dieser Zeit brav gehalten." — „Warum haben Sie gesessen?" fragte ich. — „Ich hab' einen todtgebimmt (erstochen), den ich bei meiner Kalle (Braut) getroffen hab'. Ich hab' ein neues Leben anfangen wollen. Aber das geht nicht, also muß ich Rest machen."

Er sprach nichts mehr. Tief aufathmend traten wir auf die Gasse und gingen in der schönen, klaren Mondnacht neben dem Wagen her; die kühle Nachtluft that uns wohl nach den abscheulichen Dünsten, die wir hatten einathmen müssen. Es war wenig Leben mehr auf den Gassen, wir begegneten fast nur Arbeitern und Strolchen.

Wir bogen in die Akaziengasse ein. Da tänzelte uns, die Cigarre im Munde, die Hände in den Hosentaschen, ein drolliges Männchen entgegen. Das dürre, verwachsene Kerlchen trug das verwegenste Sommercostüm, das nur immer erdenkbar, den Kragen seiner leichten Sommerblouse hatte es aber vorsorglich der Kälte wegen aufgeschlagen. Auf dem Haupte balancirte es kühn einen Cylinder, an dem die Jahre überaus

deutliche Spuren zurückgelassen; ein mächtiger schwarzer Bart wallte weit über die Brust hinab, auch das Haupthaar war eines Simson würdig. So kam der Kleine heran und grüßte sehr herablassend: „Guten Abend, Herr Hartl!"

„Guten Abend, Herr Doktor," erwiderte dieser, „wie steht's mit den Processen?"

„So so," sprach das Kerlchen würdevoll, „ich suche eben noch einen Clienten auf." Aber dann beschleunigte er seine Schritte und sah zu, daß er um die Ecke kam.

Wir mußten laut auflachen. „Ein sonderbares Subject," erklärte Herr Hartl. „In seiner Jugend war der Mensch Diurnist, dann Advokatenschreiber. Er beging eine Fälschung und kam nach Waitzen. Er scheint an dem Orte Gefallen gefunden zu haben; er hat zahllose Betrügereien begangen und ist immer wieder dahin zurückgekehrt. Jetzt ist er solid und Rechtsanwalt der Gauner, Schänker und Kuppler; er sinnt für Andere Gaunerstückchen aus und begnügt sich mit seinem Honorar. Dieses läßt er sich am liebsten in Naturalien auszahlen und am allerliebsten in einigen Gläsern gemeinen Fusels."

„Aber," fuhr der Kommissar fort, „Sie haben nun so viel Gesindel gesehen, daß ich Sie jetzt zur Abwechslung zu ehrlichen Leuten führen will; ich bin überzeugt, Sie werden das, was Sie nun sehen werden,

nicht sobald vergessen. Die beiden Biedermänner, welche wir nun besuchen wollen, sind Nachbarn, sie hausen Beide in der Fiakergasse. Sie betreiben freilich verschiedene Gewerbe, der Eine ist Gastwirth, der Andere Greisler. Aber sie sind Beide ehrenwerth und einander ebenbürtig."

Nach kurzer Fahrt hielt der Wagen mitten im Kothmeer der Fiakergasse. Wir standen vor einem kleinen, ebenerdigen, baufälligen Häuschen, dessen morsches Holzdach tief herabreichte. Durch die schmutzigen Fenster sahen wir Lichtschein, zahlreiche Schatten glitten hin und her; ein Leierkasten quiekte, knarrte und schnarrte die Melodie des schönen, auf Geist und Gemüth des Volks gleich veredelnd wirkenden „Fischerliedes". Zwei kleine Schusterjungen in Holzschuhen standen vor den Fenstern, lauschten auf die Melodie und sangen die lieblichen Worte kräftig mit. Die Holzschuhe klapperten den Takt dazu.

In dieser Gaunerschänke sollten wir eine ganz eigenthümliche Szene erleben.

Wir treten ein; zuerst Herr Polzer, wir anderen hinter ihm. Wir sehen die beiden kleinen Stuben, die wir überblicken können, überfüllt mit zerlumpten Männern und Dirnen. Die Gesellschaft ist sehr animirt; kläglich knarrt der Leierkasten die Melodie, aber fröhlich wird darnach getanzt und noch fröhlicher der Text gesungen. Bei unserem Eintritt wird es plötzlich still

— todtenstill. Der Leierkasten verstummt, die Tanzenden stehen still, der Gesang verstummt. Das dauert eine Secunde. Da ruft eine Stimme im Hintergrunde, eine schrille, kreischende Stimme: „Eyl! die Küberer sind da!“ (Acht gegeben! die Polizei ist da!) Und in der nächsten Secunde — dies Alles begiebt sich blitzschnell — ein ungeheurer Tumult. Wildes Rufen, Aechzen und Drängen. Wie das Wild vor dem Jäger, flüchtet sich Alles in das nächste Zimmer, und von da durch die breite Thür, breit wie ein Thorweg, in den Hof. Wir ihnen nach, aber wie wir in den Hofraum treten — unser Fuß versinkt fast im unergründlichen Kothmeer — ist Alles verschwunden. Sie haben sich auf die Straße gerettet, in die Ställe verkrochen, der Himmel weiß wohin noch. Vielleicht fänden wir noch Einen oder den Anderen, hätten wir Zeit und Lust, genauer Suche zu halten. So aber kehren wir in den „Tanzsalon“ zurück und sehen uns die Dinge an, die nicht haben weglaufen können, und die Menschen, die nicht haben weglaufen mögen.

Da sind die schiefen, grauen Wände, an denen der Moder klebt, da sind die morschen Fenster, über die sich eine Schlammkruste gebreitet, da steht der verstummte Leierkasten und neben ihm schüchtern der Besitzer dieser Schänke, der Freund, Berather und Beschützer seiner Gäste, Herr Reich. Mir ist's noch jetzt, so oft ich an den Mann denke, jedesmal zu Muthe,

als müßte ich nach der Tasche meines Beinkleides greifen und mich überzeugen, daß meine Geldtasche noch am Platze ist.

Der Mann steht lebhaft vor mir, wie er in jener Nacht vor uns stand; die schlauen Aeuglein fromm verkniffen, den Nacken demüthig gebeugt, die Kniee schlotternd, die ganze Gestalt ein in Demuth ersterbendes Fragezeichen. — „Warum sind die Kerle fortgelaufen?“ fragt ihn Herr Hartl. — „Wie kann ich das wissen, Euer Gnaden?!“ — „Warum ist denn die Thür in den Hof so auffallend breit?“ — „Warum soll sie schmal sein?“ erwidert er harmlos wie ein Kind. „War sie denn nicht schon früher so?!“

„Das Wirthshaus war von jeher ein verrufener Schlupfwinkel für allerlei Ungeziefer,“ setzt Herr Hartl erläuternd hinzu.

Nun werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Gäste, die im Lokale geblieben, und da ist richtig ein „alter Bekannter“ von „Hartl-Bácsi“.

Himmel, wie zerlumpt ist dieser Mensch! Die Stiefel sind nur noch ein idealer Begriff, denn die Sohle fehlt ihnen gänzlich und das Oberleder zum größten Theil. Die Hose war wohl ursprünglich eine Militärhose, aber jetzt sieht man das schmutzige Grau-Blau kaum vor den unzähligen grünen, rothen, weißen und schwarzen Tuchstücken, mit denen sie geflickt ist. Und die Kniee blicken vollends ungenirt in die Welt.

Der Rock hat es sich wohl nicht träumen lassen, daß er einst diese Schultern umhüllen werde; es ist ein elegant geschnittener brauner Tuchrock, an dem jetzt freilich wohl kein Faden ganz oder unbefleckt ist. Und auf dem Kopfe trägt der Mensch einen Strohhut und was für einen! — einen wirklichen, wahrhaftigen Damenhut!

Aber was scheert das den Mann?! Er ist immens betrunken, ungeheure Heiterkeit liegt auf seinem rothen, unförmlichen Gesichte, und als Herr Hartl auf ihn zutritt, jauchzt er auf und reißt ehrerbietig den Damenhut vom Kopfe. „Alliweil betrunken, Herr Kommissär," gröhlt der Strolch, „alliweil betrunken, aber alliweil ehrlich. Oder war ich denn schon vielleicht wegen einer „schlechten Sache" eingesperrt?"

„Er hat in der That nur einige Rauf-Excesse begangen," bestätigt Herr Hartl.

Wir gehen und treten wieder auf die Gasse. „Den einen Biedermann kennen Sie," sagt Herr Hartl, „ich will Sie nun zu dem anderen führen."

Ich habe ihn kennen gelernt, diesen anderen Biedermann, ihn und sein Haus, und nie im Leben werde ich seiner vergessen. Ich habe da einen Blick in eine Welt gethan, vor deren gräßlichem, unaussprechlichen Elend kein dürftiges Menschenwort die rechte Kunde zu geben vermag. Ich überwinde das Grauen; ich berichte kurz und schlicht, wie ich es gesehen, wie es mir

noch heute in quälender Deutlichkeit vor Augen steht. Der Wagen steht im kniehohen Kothe der „Fiakergasse". Wir waten auf ein kleines, ebenerdiges verfallenes Häuschen zu. Still und todt liegt es da, kein Lichtstrahl, kein Klang dringt uns daraus entgegen. Ueber der verschlossenen Thüre hängt ein Täfelchen: „Greislerei des Samuel Quitt."

Wir pochen an die Thüre; sie bleibt geschlossen, nichts regt sich d'rinnen. Wir pochen noch einmal. Endlich hören wir schweren Männerschritt. Ein alter Mann öffnet die Thüre und leuchtet uns mit der flackernden Kerze ins Antlitz. Er fährt erschreckt zurück, als er Herrn Hartl erkennt.

Ein alter Mann, man sieht's an der Farbe des Bartes, der zottig das rote, seltsam verkniffene Gesicht umgibt; denn im Uebrigen ist diese Gestalt ungebrochen, wie von Eisen gefügt. Halb scheu, halb trotzig blicken uns die grauen Augen an.

„Haben Sie Leute im Hause?" frägt Herr Hartl.

„Nicht solche, wie Sie suchen," erwiedert der Mann, „nur ganz wenige Slovaken, ehrliche Leute — vielleicht fünf."

„Vorwärts, — leuchten Sie!"

„Ich habe gesagt, es sind fünf. Ich hab' sie nicht gesehen — vielleicht sind es zehn?"

„Vorwärts!"

„Nun — und wenn es zwanzig sind?"

Herr Hartl deutet stumm nach vorwärts.

Wir gehen durch die Greislerei und treten in den schmutzigen Hofraum, welcher, ein Kothmeer, im zitternden Scheine des Talglichts vor uns liegt. Ihn umstehen kleine, niedrige Holzschuppen, wie langgedehnte Hundehütten anzusehen. „Sind die Leute hier?"

„Nein — im Keller!"

„Gehen Sie voran!" Der Mann zögert. „Nun — wird's? Marsch!"

Er geht auf eine niedrige Thür zu — wir folgen ihm. Er klettert die Treppe hinab. Unwillkürlich zögern wir.

Das ist keine Treppe, das sind schlammige, terrassenförmige Erdschichten, jede mehr als knietief unter der anderen. Die Treppe kann man nicht hinabgehen, nur hinabspringen. Herr Hartl ist der Erste und hilft uns der Reihe nach. Es ist eine abscheuliche Tour. Endlich sind wir unten. Der alte Mann deutet auf eine niedrige Thüre. Wir öffnen sie und prallen entsetzt zurück.

Eine heiße Luft, von scheußlichen Dünsten geschwängert, schlägt uns entgegen.

Wir athmen mühsam, unsere Brust keucht, wie unter centnerschwerem Druck, selbst das Licht der Kerze kann nur nothdürftig flackern, aber noch gräßlicher ist, was das Licht in zitternden, undeutlichen Umrissen dem Auge enthüllt.

Ein kleiner, niedriger Kellerraum — so klein, daß man darin kaum fünf Schritte der Länge, drei Schritte der Breite nach machen kann, so niedrig, daß ein hochgewachsener Mann kaum darin zu stehen vermag. Und da liegen rechts und links — in der Mitte ist ein Gang frei, so schmal, daß man kaum seinen Fuß hinstellen kann, ohne auf Menschen zu treten — auf moderiger, faulender Holzstreu Männer, Weiber und Kinder aneinander geschichtet, wie Heringe in der Tonne. In ihren zerlumpten Kleidern liegen sie da auf dem alten Lager, ein Holzscheit als Kopfpolster oder ein Säcklein Sand, hingesunken zu todesähnlichem Schlafe nach harter, mühevoller Arbeit. Und das sind Menschen, ehrliche und arbeitsame Menschen, und mit denselben Ansprüchen auf Glück, Luft und Licht, mit denselben Ansprüchen auf Gottes Barmherzigkeit geboren, wie wir Andern alle.

Fünfundzwanzig Menschen in solchem Raume!

Sie liegen so dicht nebeneinander, daß ein Körper hart an den andern stößt. Denkt Euch die Dünste, denkt Euch die Miasmen, die diesen Ort erfüllen müssen! Und wie die Unglückseligen erwachten und angstvoll durcheinander schrieen und sich aufrichteten, und wie uns die trüben Augen aus allen Winkeln und Ecken entgegenstarrten, diese trüben Augen in den bleichen, fahlen Gesichtern, und wie wir bleich, zermalmt und entsetzt zurückwichen, da ging mir ein entsetzliches Ge-

fühl durch die Seele, da wußte ich, daß es eine Thorheit ist, wenn man sagt, es gäbe keine Hölle. Es giebt eine Hölle auf Erden — Eine?! Tausend! Vielleicht Millionen! . . .

Herr Quitt, der Biedermann, lächelte milde: „Die Armen sind erschreckt worden durch die Herren! Sie haben so gut geschlafen!" Ich hätte den Mann züchtigen mögen für dieses Wort, züchtigen, wie noch kein Verbrecher gezüchtigt worden.

Wir kletterten wieder empor.

„Wie viel lassen Sie sich per Kopf zahlen?" frug Herr Hartl. „Aber wehe Ihnen, wenn Sie lügen!"

Der Mann fand es auch nicht gerathen. „Fünfzig Kreuzer in der Woche!" gestand er.

Das sind etwa 26 Gulden im Jahr. So bezieht Herr Samuel Quitt für seinen Keller jährlich einen Zins von 6—700 Gulden.

Auch in dem Holzschuppen fanden wir Menschen. Männer, Weiber und Kinder bunt durcheinander gewürfelt. Wir sahen Bilder des Elends, der Noth, des Lasters, wie sie die wüsteste Phantasie nicht ekler und abscheulicher ersinnen könnte.

Wir bestiegen unsern Wagen und fuhren schweigend weiter. Wir waren tief bewegt und in solchen Momenten findet sich schwer das Wort zu leichter Plauderei.

„Die Herren scheinen erschüttert," nahm Herr Polzer das Wort. „Nun — bei uns ist dies anders

— wir sind den Anblick des Elends gewohnt. Was wir gesehen haben, ist vielleicht noch nicht das Schlimmste. Da sollten Sie erst einmal ein Schlafhaus in der Tabaksgasse besuchen .... aber — wir müssen Sie ja aufheitern. Wollten die Herren nicht vielleicht Volkssänger hören?!"

Wir waren einverstanden, obwohl wir uns wohl allesammt hiervon keine Aufheiterung versprachen. Denn die Zote, mag sie nun gesprochen, gesungen oder gepfiffen sein, bleibt doch immer ein trauriges Ding. Aber diese Nacht war nun einmal dem Studium der Gaunerwelt geweiht und darum wollte ich auch von den Kunstgenüssen dieser Welt nippen. So bat ich denn die Herren, ein Lokal zu wählen, dessen Auditorium ausschließlich oder doch vorwiegend aus „Dipplern", „Dorfdruckern", „Passern," „Rollenläufern", „Schottenfelderinnen" und ähnlichem Gelichter bestehe.

Die Herren dachten nach. „Ein solches Lokal existirt nicht," erklärte dann Herr Hartl. „Die Gauner sind in ihren Anforderungen an die göttliche Kunst sehr bescheiden. Ihre Gassenhauer pfeifen oder krächzen sie sich selber. Was Musik anbelangt, so genügt eine Drehorgel, um sie zu entzücken — es können sogar einige Stifte daran fehlen. Das Theater besuchen wohl die Vornehmeren unter ihnen, die Vornehmsten sogar Conzerte, aber da blicken sie weniger auf die Bühne, als auf die Taschen ihrer Nachbarn ..."

Wir fuhren gerade durch die Braumeistergasse. „Halt!" unterbrach sich Herr Hartl, „hier ist das Wirthshaus „zur Stadt Nagy-Körös". Hier pflegen Volkssänger zu singen, hier finden sich zuweilen auch verdächtige Herren."

Wir traten ein — unbehindert, keine lächelnde Donna hinter wackeligem Tischlein hielt uns auf — die Künstler in diesen Räumen haben sich noch nicht zur Einhebung eines bestimmten Eintrittsgeldes emporgeschwungen. Dicht gefüllt war der langgestreckte, schmale Saal, an den schmalen, niedrigen Holztischen saßen die Gäste einander schier auf den Knieen, und mancher stämmige Gesell hatte sich wirklich und wahrhaftig zum „Schemel der Geliebten" gemacht. Natürlich wegen Raummangels.

Langsam und im Schritt, einer hinter dem Anderen, drängten wir durch den schmalen Gang in der Mitte und gegen die Tribüne hin. Und dabei hatten wir reichliche Gelegenheit, die Gesellschaft zu mustern.

Diese Gesellschaft war gemischt, sehr gemischt. Breit und stattlich sitzt der wackere Trödler von der Ecke drüben da, breit und stattlich die Gestalt, die Talmigoldkette, die Sammetweste, das rothe Antlitz und der Backenbart. Daneben seine Gattin, drei Centner Liebreiz und Frauenwürde — seine Kinder, die der sorgsame Familienvater hierher geführt, auf daß sich ihr unschuldiges Herz läutere und erquicke an der

keuschen Muse des Volksfangs. Gegenüber der christ-katholische Tischlermeister sammt Kind und Kegel. Es ist heute Sonnabend Abend; was für den Trödler die Nachfeier des Ruhetages ist, ist für ihn die würdige Vorfeier der Sonntagsfreude. Die Feier ist wirklich eine würdige .... es steht mehr als eine Flasche auf dem Tische; die Nase der Hausfrau glüht und die Wangen der Mädchen nicht weniger. Wäre ich nicht so mitten im Gedränge und träte mich nicht der vierschrötige Schustergesell da, welcher seine umfangreiche Küchenmamsell soeben um die zarte Taille nimmt, im gleichen Momente sehr stark auf die Hühneraugen, ich würde mir Zeit nehmen, das hübsche blonde, fünfzehnjährige Tischlermeisterstöchterlein zu bedauern. Arme Kleine! Blick' nicht so verächtlich nach Deinen Nachbarinnen am Tische drüben, nach den armen Dirnen, die den Wein in Strömen fließen lassen, auf Kosten ihrer Begleiter, blutjunger, übermütiger Studenten! Rümpfe Dein Näschen nicht so übermütig, wenn die blonde „Mundi“ drüben so frech aufjodelt, . . . wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert? . . . . Arme Kleine, wer . . . . Aber, Gottlob! da sind wir schon vor der „Bühne“. Einige alte Fässer, einige wurmstichige Bretter, zwei verschossene Coulissen, das ist der Tempel dieser Kunst. An einem Tische vor demselben sitzen seine Priester oder Priesterinnen, sieben an der Zahl. Drei Frauen, eine hoch-

schwangere, plumpe, grell geschminkte Weibsperson, und zwei magere, blutjunge, gleichfalls hochgeschminkte Mädchen, sämmtlich in Balltoilette — aber fragt mich nur nicht, wie sie aussieht. Dann vier Herren, sämmtlich befrackt — die Fräcke waren wahrscheinlich einst schwarz, jetzt glänzen sie so, daß man die ursprüngliche Farbe nur schwer erkennen kann. Einer der Herren, ein blasser, langer, schmächtiger Mensch mit sonderbaren Bewegungen — ich will Volkssänger werden, wenn der nicht früher Kellner war — erhebt sich, begrüßt Herrn Hartl kollegial, uns Andere herablassend und macht uns am Künstlertische Platz. Ein junger Arbeiter, der bisher in einer Ecke gesessen, erhebt sich unterwürfig und grüßt Herrn Hartl.

„Nun, wie geht's, Misko?" fragt dieser freundlich. „Wie schmeckt denn die Ehrlichkeit?"

Der Bursche wird roth. „Gut schmeckt sie, Herr Kommissär," erwiedert er fröhlich.

„Aber es ist spät — Du könntest schon nach Hause gehn, Misko."

„Das hab' ich eben thun wollen," erwiedert der Bursche und empfiehlt sich.

Rasendes Händeklatschen . . . Einer der Priester ist auf die Stufen des Tempels getreten, das Volk empfängt ihn jubelnd; es weiß, daß er seinem Gotte besonders saftige Opfer zu bringen pflegt. Und er beginnt:

„Es gibt was G'wisses auf der Welt“

Aber halt! was er singt, kann hier nicht einmal angedeutet, geschweige denn wiedergegeben werden. Aber Publikus brüllt, der Trödler wird krebsroth vor Lachen und die Augen der blonden Tischlerstochter glänzen noch heller ... Der Priester fühlt sich geschmeichelt, er beginnt ein „neuches Lied“ ...

„Wer ist dieser Misko?“ frug ich Herrn Hartl.

„Ein ehrlicher Gauner.“

„Das heißt wohl — ein ehrlich gewordener?“

„Natürlich! Und sehen Sie — daß dieser Bursche ehrlich geworden, daß er ehrlich werden konnte, das beweist am Besten, daß es neben der Erziehung und Umgebung doch auch sehr auf die Natur des Menschen ankommt, auf den angeborenen Kern. Mit diesem Misko hat es eine eigene Bewandtniß. Daß einer von den Gaunern Vater und Mutter kennt, gehört zu den Seltenheiten — ein solches Exemplar ist im Lokale, ich werde es Ihnen später zeigen. Die Allermeisten kennen eben nur die Mutter. Misko hat auch seine Mutter nicht gekannt, er ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Kind der Donau. In einem der Kähne am Ufer oberhalb der Kettenbrücke hat man vor zwanzig Jahren das Kind gefunden, da hatte es die Mutter ausgesetzt. Es war in ganz feine Linnen gehüllt. Die Frau eines Schiffers nahm sich des armen Wurmes an und zog ihn einige Wochen lang

mit Milch auf. Dann ward ihr die Plage zu viel — aber wohin mit dem Kinde? Da kam ihm eine Retterin von einem Orte, wo es am Wenigsten zu erwarten war. Eine Dirne in einem Freudenhause hatte geboren; ihr Kind war todt. Die Milch ließ sich nicht vertreiben. Sie nahm den kleinen Misko zu sich — so hatte ihn der Schiffer genannt, ob er je getauft worden ist, weiß Gott im Himmel! Sie wissen, „gutmüthig sind sie Alle" — sie zog den Jungen auf und gab ihn dann zu armen Leuten in die Pflege. Als er drei Jahre alt war, blieben die Pflegekosten aus. Seine Wohlthäterin war verdorben und gestorben. Die Leute mochten ihn nicht ohne Entgelt im Hause behalten, sie jagten ihn fort und sagten ihm, er möge zur Donau gehen, die sei seine Mutter. Der kleine Bube befolgte den Rath wirklich, und es ist ihm im Grunde gut dabei gegangen. Des Tags trieb er sich unter den Schiffern und um die Stände der Hökerinnen herum und erschnappte sich hier und da einen Bissen. Des Nachts schlief er in einem Kahne am Ufer und seine Mutter hat ihn gewiß ganz sanft geschaukelt. Als er größer wurde, bettelte er in Gesellschaft seiner Kameraden und stahl mit ihnen. So theilte er seine Zeit redlich zwischen Straße, Stadthauptmannschaft und Arbeitshaus. Mit fünfzehn Jahren beging er mit mehreren alten Verbrechern einen großen Diebstahl und zwar auf der Donau. Die Kerle stahlen

in sehr raffinirter Weise eine Menge Passagiergepäck von einem Dampfboote. Unser „Misko“ kam auf drei Jahre in's „Stöckel“. Hier aber ging er in sich, der Priester des Hauses nahm sich seiner besonders eifrig an, und als er herauskam, wurde Misko ein ehrlicher Mensch und ist es bis heute geblieben. Und wer — denken Sie — gibt ihm Brot? Wieder seine Mutter, die Donau: er ist Knecht auf einem Lokaldampfer“ . . .

„Ja — es gibt oft manchmal im Menschenleben sehr merkwürdige Schicksale,“ mischte sich plötzlich eine Frauenstimme in's Gespräch. Es war die obenerwähnte schwangere Priesterin. Sie hatte offenbar sehr viel Mühe, ihr Ur-Lerchenfelderisch in ein gewähltes Hochdeutsch umzuwandeln. „Und sehen Sie, meine Herren, da gibt es oft manchmal noch Menschen, welche an Gottes Allmacht zweifeln wollen . . .“

Aber plötzlich gab sie sich weiter keine Mühe mehr, rief: „Jetzt komm' i d'ran“ und hüpfte so graziös, als eben eine dicke Frau in ihrem Zustande hüpfen kann, die Stufen empor. Dann verbeugte sie sich vor dem Publikum, warf speziell einen koketten Blick auf uns, hob das Kleid bis über die Kniee empor und begann kreischend zu singen.

Aber ein Weib in diesem Zustande, welches unter unzüchtigen Geberden Zoten kreischt — das ist mehr, als mein Magen verträgt. „Gehen wir!“ bat ich. Eines der jungen Mädchen streckte uns einen Teller,

bedeckt mit schmutziger Serviette, vor, wir legten unseren Obolus darauf.

In diesem Augenblick entstand an der Thüre ein heftiges Gedränge .. man schrie, fluchte und polterte .. ein Tisch fiel um, die Gläser klirrten zu Boden .. ein Knäuel streitender, prügelnder Menschen wogte hin und her .. die Gäste sprangen von ihren Sitzen empor .. die Tröblerin stieß einen durchdringenden Wehruf aus, selbst das blonde Tischlermädchen kehrte seine Augen von ihrem „Führer“ ab .. auf dem nächsten Tische sprang die schöne, freche „Mundi“ wie besessen umher und schrie: „Schlagt's ihn todt .. Dös gibt a Hetz“ .. Herr Hartl schwang seinen Buzogany und drängte vorwärts.

Aber im nächsten Augenblick verschwand der Knäuel durch die geöffnete Thüre. Diese ward wieder geschlossen, der Tisch wieder aufgerichtet, auch der Lärm auf der Straße verstummte und die Priesterin oben „improvisirte“:

Hat a die Tricot zerrissen,
D'rum hat man ihn aussi g'schmissen
Den feschen Franzl und die Sali a.

Das geistreiche Impromptu wirkte auch durch den wahren Inhalt. In der That waren ein Herr Franzl und ein Fräulein Sali durch die Kellner vor die Thüre gesetzt worden, aber nicht wegen mangelhafter Beschaffenheit ihrer Tricots, sondern weil sie

ihre Zeche nicht bezahlen konnten. Der „schwarze Wallfisch“ zu Askalon und die „Stadt Nagy Körös“ in der Braumeistergasse scheinen in diesem Punkte gleichen Prinzipien zu huldigen.

Wir gingen. Als wir eben den Wagen besteigen wollten, kamen ein Mann und ein Weib in heftigem Streite die Straße herauf. Die Vertreterin des Ewig-Weiblichen hielt den Mann bei den Haaren und zog ihn zwar nicht „hinan“, aber heftig zurück. Dieser aber äußerte trotz starken Hin- und Herschwankens den festen Entschluß, in's Wirthshaus zurückzukehren, und wollte dort „den Lackeln zeigen, was der gelbe Franzl is.“ „Also das ist der Hinausgeworfene, der gelbe Franzl,“ meinte Herr Hartl, und im Wagen erzählte er mir: „Das ist das Gauner-Exemplar, welches ich erwähnt, als ich Ihnen die Geschichte meines ehrlichen Gauners erzählte. Der „gelbe Franzl“ — er hat den Namen, weil er lange an der Gelbsucht gelitten hat — hat Vater und Mutter gekannt; er ist der Sohn ganz achtbarer Pester Bürgersleute und gelernter Schlosser. Der Kerl ist ganz geschickt in seinem Handwerk und darum auch ein gefährlicher Einbrecher. Mit der Sali — sie hat den Namen „Kroboten-Sali“ — zieht er schon seit drei Jahren umher. Es ist ganz merkwürdig, wie diese Dirnen an ihren „Geliebten“ hängen. Sie werden von denselben oft in grausamster, wahrhaft unerhörter Weise mißhandelt und gequält,

gleichwohl macht keine von ihnen jemals eine strafgerichtliche Anzeige."

Es war 1 Uhr. Wir waren vier Stunden gefahren und hatten etwa ein Dutzend Lokale besucht. Wir waren todtmüde und wollten uns in einem Kaffeehause eine Erfrischung und vor Allem eine Erholungspause gönnen. Als pflichtgetreuer Mensch schlug ich vor, ein Gauner-Kaffee zu wählen.

Aber dagegen legten meine Freunde entschieden Protest ein, sie wollten vor allem einen anständigen Thee trinken. So schlossen wir denn ein Compromiß und wählten ein Kaffeehaus mit „gemischter" Gesellschaft: das Szabo'sche in der Hollundergasse.

Das Kaffeehaus war überfüllt, wir konnten kaum ein Plätzchen bekommen. Das Nachtleben Pest's ist überhaupt ein ungemein reges, es ist z. B. weit lebhafter als das Wien's. Die Gesellschaft im Szaboschen Lokale bot nichts Charakteristisches, mindestens nicht für das ungeübte Auge. Das schienen sammt und sonders Beamte, Handwerker, Studenten und dergleichen zu sein. Ich äußerte dies gegen Herrn Hartl. „O, es sind ein paar sehr gefährliche Subjekte darunter," belehrte mich Herr Hartl; „daß ihre saubere Arbeit ihnen ermöglicht, sich anständig zu kleiden, beweist eben ihre Gefährlichkeit. Für was halten Sie z. B. den Mann da drüben?"

Er deutete auf einen höchst anständig gekleideten,

ältlichen, starken Herrn mit schwarzem Bart und Haar, der an einem Erkertischchen unweit von uns saß und mit voller Gemüthsruhe einen Eierpunsch verzehrte. Von Zeit zu Zeit erhob er sein Auge und warf einen ruhigen, gleichgültigen Blick auf uns.

„Das ist der ehrenwerthe Herr Ernstl", erklärte Herr Hartl, „ein sehr oft abgestrafter und besonders gefährlicher Dieb. Er ist sehr listig und schlagfertig, sogar witzig."

Von diesem Witz sollte ich heute noch eine Probe erhalten. Wir waren in lebhaftem Plaudern, bei dem mir Herr Hartl insbesondere interessante Details aus seiner Amtspraxis erzählte, u. A. auch auf die Diebssprache gekommen, das sogenannte „Jenisch". Es ist dies bekanntlich ein Mischmasch von verstümmelten Worten aus dem Hebräischen, Deutschen, Französischen, u. s. w. Herr Hartl, der die Sprache vollkommen geläufig spricht, hatte die Güte, mir zahlreiche Proben mitzutheilen.*) Herr Ernstl sah und hörte von seinem

*) Da wohl den allermeisten Lesern und gewiß sämmtlichen Leserinnen das „Jenisch" nicht geläufig sein dürfte, so sind ihnen vielleicht folgende, auf's Gerabewohl herausgerissene Proben nicht unerwünscht: Jaß (Rock), Buxen (Hose), Tritt (Stiefel), Umifirschel (Gilet), Breh (Hut), Ponim (Gesicht), Fuchserne Scheu (goldene Uhr), Fuchserne Schlange, (goldene Uhrkette), Küberer (Polizist), Käsen (Trabanten), Zengerer (Soldatenpatrouille), Schmecker (Zuschauer), Jergel (Schub), keilen (schlagen), schimmeln (davonlaufen),

Platze aufmerksam zu. Dann gingen wir. Als wir an Ernstl vorüberkamen, blieb Herr Hartl stehen und fragte ihn, seit wann er schon aus dem „Stöckel“ (Strafhaus) entlassen sei.

„Seit drei Monaten,“ erwiederte Ernstl gelassen.

„Und wie oft waren Sie schon im Stöckel,“ frug ich.

„Stöckel,“ meinte der Mann, anscheinend auf's Tiefste erstaunt. „Waren denn Sie im Stöckel?“

„Nein!“

„Warum sagen Sie dann nicht „Strafhaus?““ frug Ernstl würdevoll. Und mit imponirender sittlicher Entrüstung fuhr er fort: „Ist das eine verdorbene Zeit! Jetzt unterstehen sich sogar schon die ehrlichen Leute die Diebssprache zu reden.“ — —

„So! — jetzt kann's losgeh'n,“ sprach Herr Hartl behaglich und steckte sich eine neue Cigarre an. „Wir haben bis jetzt nur um das Laster herumgeplänkelt, jetzt will ich Sie so recht mitten hineinführen. Nach dem Hirschmann'schen Hause, Uellöerstraße!“ befahl er dem Kutscher.

Malochim-Beis (Arbeitshaus), Spise (Gasthaus), Brontiv (Branntwein), Scheidling (Fenster), Tele (Thür), Kistel, Chsiwemihl (große — kleine Brieftasche), Passer (Hehler), Kalle (Geliebte), Hoschek (Liebhaber), Rolle (Wagen), Rollenläufer (Wagendieb), Sack (Fuhr), Hamkeulen (Todtschlagen), Hambimmen (Todtstechen), Chosen (das Opfer, welches geplündert werden soll), Schnee (weiße Wäsche), Schuster (Truthahn), Strohbeißer (Gans), Slowak (Ente) u. s. w.

An dem großen, schmutzigen, dichtbewohnten Bau waren sämmtliche Fenster dunkel; nur aus der Schänke rechts vom Thorwege drangen Licht, Lärm und Gesang auf die Straße. Es waren die Klänge des Fischerliedes.

Vor der Thür stand eine Gruppe von drei Personen: zwei streitende Bursche, zwischen welche sich begütigend eine Dirne drängte. Sie lachte frech, strich bald dem Einen, bald dem Andern um das Kinn und rief einmal über das andere: „Des Narren, ös, weg'n a Madel, wie i bin, wollt's enck streiten?"

Wir traten näher, die drei blickten auf. „Küberer!" rief das Mädchen gellend und nahm Reißaus die Straße hinab. Einer der Bursche folgte ihrem Beispiel und verschwand spornstreichs um die nächste Ecke. Der zweite hatte nicht übel Lust, es ihm nachzuthun. Aber er kam nicht mehr dazu. Herr Hartl hatte ihn schon beim Kragen.

„Laß Dich einmal anseh'n, mein Sohn," sagte der Kommissär und wandte das Antlitz des Menschen mit heftigem Rucke der Straßenlaterne zu. Es war ein blutjunges, todtblasses, sehr verwüstetes Antlitz. „Ah! der Vambersky," sagte Herr Hartl etwas erstaunt. „Bist schon wieder frei?"

„Ja, der Vambersky," erwiederte der Bursche mit verlegenem Grinsen. „Gestern haben s' mi außa- g'lassen . . ."

„Weswegen sind Sie denn gesessen?" frug ich.

„No, .. wissen S' .. halt .. wissen S'" — er zögerte und sagte dann rasch — „es war halt so a klaner Irrthum vom Richter."

„Vambersky!" rief Herr Hartl drohend.

„No, — wenn Sie's halt just wissen wollen — a Schand ist's nit — Schnee hab i gelibert" (Wäsche gestohlen).

„Was für einen Stand haben Sie?"

„I bin Fabriksarbeiter."

„Und was gedenken Sie nun zu thun?"

„Zu leben." Er lachte frech.

„Aber nicht zu arbeiten?"

Der Bursche sah mich mit sonderbarem Blick an. Alle Frechheit, alle Lustigkeit war aus seinem Antlitz geschwunden, es war furchtbar schlaff und düster. „Herr," sagte er und schüttelte heftig den Kopf, „meinen Sie, i könnt ehrlich werden und arbeiten, selbst wann i wollt?! Wer nimmt denn mi an, so wie i jetzt bin? An abg'strafter Dieb, krank bis in die Knochen? Na — Herr — ich bleib' schon dem Schinder! . . ."

Dann lachte er sehr lustig, wünschte uns höflichst „gute Nacht" und ging.

„Daß du mir gleich nach Hause gehst," rief ihm jetzt Herr Hartl nach.

„Nur noch a Schalerl Schwarzen bei der Wasser-

berger," rief er lachend zurück und war um die Ecke verschwunden.

Wir traten in die Schänke. Ein ekler, lauer Qualm schlug uns entgegen, Commißtabak und Fusel waren seine fühlbarsten Ingredienzien. Aber wer Samuel Quitt's Schlafstätten schon durchwandert, scheut vor keinen Gerüchen der Welt mehr zurück. Und wer die Gestalten dort geschaut, dem mußten die Gäste der Hirschmann'schen Schenke noch als relativ reinliche Menschen erscheinen.

An und für sich waren sie es freilich weniger. Aus Dirnen und aus Soldaten bestand die Majorität dieses Publikums. Der Rest waren Fabrikarbeiter oder Gauner. Im Locale waltete als geschäftige Hebe eine dicke, ganz überaus häßliche Weibsperson. Sie gab den Quell der Labung nur gegen baar — sie wußte wohl, warum.

Ein sonderbarer Mensch trat auf Herrn Hartl zu und bot ihm einen „guten Abend". „Immer fleißig bei der Arbeit, Herr Kommissär!" sagte er mit anerkennendem Wohlwollen. „Ja — man darf diesen Lumpen gegenüber nicht ruhen. Was jetzt die Leute schlecht sind, es ist gar nicht zu sagen, man kann die ehrlichen an den Fingern zählen. Wahrscheinlich wieder eine Streifung," setzte er fragend hinzu und warf einen prüfenden Blick auf mich und meine Freunde. „Darf man fragen, wen Sie eigentlich suchen?"

„Du bist der Erste, dem ich's auf die Nase binde," erwiederte Herr Hartl lachend. „Weiß, wann giebst Du endlich das Heucheln auf?"

„Ich — heucheln?" erwiederte der Mann gekränkt, fast entrüstet. „Was werfen Sie mir da vor, vor den fremden Herren? Was sollen die von mir denken? Ich bin ein ehrlicher Mann und verdiene mir mein Brot sauer. Herr Hartl, die Kränkung hab' ich nicht verdient!"

Der ehrliche Mann ging traurig zum Schänktisch und ließ sich dort von der dicken Hebe um fünf Kreuzer Lethe für die Kränkung einschenken. Er goß sie hinab, trat wieder auf uns zu, sagte noch einmal: „Ich bin ein ehrlicher Mann" und setzte sich dann mit lauerndem Blick in eine Ecke.

Wenn irgend einer, so hatte allerdings dieser Mann nöthig, seine Ehrlichkeit demonstrativ zu betonen, geglaubt hätte sie ihm sonst schwerlich Jemand. Ich hatte heute schon an manchem Exemplar beobachten können, welche Furchen das Laster, die List, die Heimtücke in das Menschenantlitz graben — so furchtbar deutlich hatte ich sie aber bisher nirgendwo gefunden, als in den Zügen dieses Menschen. Aus dem rothen, aufgedunsenen Gesichte, welches ein spärlicher, wie zerfressener, mißfarbiger Backenbart umrahmte, blitzten unter buschigen Brauen die unheimlichen, heimtückischen Aeuglein hervor; in die niedrige, tiefgefurchte Stirn

drückte sich das wollige Haar. Auch die Bekleidung der robusten Gestalt mit dem Stiernacken war von der anderer, ehrlicher Leute etwas abweichend. Stiefel, die mit der Zeit blos zu Sandalen geworden, Beinkleider, die ihrem Namen Schande machten und das Bein nur wenig bekleideten, ein defecter Soldatenrock, eine dito Holzmütze, und um den Hals ein buntes, neues, modernes Foulardtuch.

„Das ist der berüchtigte Leopold Weiß," flüsterte mir Herr Hartl zu. „Er ist ebenso gefährlich als Dieb, wie als Hehler, dabei von unglaublicher Frechheit. Im Herbste wohnte ich einem Verhör bei, in welchem ihn der Untersuchungsrichter als der Hehlerei dringend verdächtig vernahm. Der Kerl fühlte sich sicher, weil er das Corpus delicti rechtzeitig bei Seite schaffte, und erlaubte sich daher in seiner Art einige Späße. Auf die natürlich nur pro forma an ihn gerichtete Frage: „Waren Sie schon abgestraft?" erwiederte er entrüstet: „Was soll das beweisen? Das beweist nur, daß es den ehrlichen Leuten schlecht geht in dieser Welt von Schurken." Ja, Leopold Weiß ist ein Biedermann ... Da ich Sie nun in die Schlafstellen des Hirschmann'schen Hauses führen will, und der ehrenwerthe Herr gleichfalls in diesem Hause wohnt, so wollen wir gleich das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und seiner Wohnung einen sehr eingehenden Besuch abstatten."

Wir traten nun in einen dunklen, kothigen Hofraum. Beim ersten Schritte versanken wir weit über die Knöchel und blieben unschlüssig stehen. An uns vorbei huschte eine dunkle Gestalt, Herr Hartl erhob seine mächtige Stimme und rief nach der Hausmeisterin. — Lange, bange Pause. Endlich erschien am entgegengesetzten Ende des Hofes ein flackerndes Talglichtlein, und bewegte sich langsam gegen uns. Eine alte, starkknochige Dame stellte sich uns als die Meisterin des Hauses vor und erkundigte sich überaus lakonisch nach unseren Befehlen.

„Wir wollen die Kellerwohnungen sehen."

Die Dame wurde gesprächig. „Die Keller? Jetzt mitten in der Nacht? Und dann — was ist da zu sehen? Lauter arme, ehrliche Menschen, welche schon schlafen!"

„Vorwärts!"

Die Dame gehorchte. Das Lichtlein zitterte vor uns her, und wir wateten ihm mühsam und vorsichtig nach, so gut es eben ging. Endlich standen wir vor einem großen, langgedehnten Seitentrakte; eine große, schmutzige Kellerthüre that sich vor uns auf. Wir stolperten eine steile, schlüpfrige Stiege hinab und traten in einen langen, niedrigen Corridor. Auf diesen Corridor mündeten rechts und links die Eingänge zu den einzelnen Wohnzimmern. Kein Laut war hörbar, mühsam kämpfte das Lichtlein gegen die moderige Luft.

Wir schritten den Corridor hinab. Hinter unserem Rücken ward leise eine Thüre aufgeklinkt, und als wir aufblickten, sahen wir eine dunkle Gestalt die Treppe hinaufhuschen. Mir schien's, als wäre es der weiße Soldatenrock des ehrlichen Leopold gewesen.

Wir öffneten eine der Thüren und traten in einen langgestreckten, niedrigen Raum. Abermals schlug uns eine von ekeln Miasmen geschwängerte Luft entgegen, nur am entgegengesetzten Ende flackerte eine Oellampe. Aber das Kerzlein der Dame spendete hinreichend Licht, daß wir das sonderbare Bild überschauen konnten.

In dem Raume war nur ein schmaler Gang in der Mitte frei, rechts war ein Holzschragen aufgeschlagen, links bildete die Mauer selbst, beiläufig in Kniehöhe, eine breite Bank; und rechts und links lagen Männer, Weiber und Kinder aneinandergereiht, schier wie die Heringe. Sie schliefen in ihren Kleidern; ihr Sonntagsputz, dann einiges Arbeits- und Küchengeräth hing ihnen zu Häupten an den Mauern, hier und da sah man auch einen Koffer. Das war der Wohnraum für fünf große Familien, zusammen über 30 Menschen.

Ihr schlagt die Hände zusammen über die geistige und körperliche Verkommenheit der niederen Stände. Ihr schreit Zeter über ihre Sittenlosigkeit, Ihr fragt, woher das komme. Blickt einmal gefälligst in solche Räume — es ist etwas unbequem, aber lehrreich;

Ihr werdet nicht mehr fragen, nicht wieder geräuschvoll und tugendhaft zetern. . .

Vorsichtig aber leise schritten wir den Gang hinab; nur ein Mann erwachte — wir waren über seine lang herabbaumelnden Beine gestolpert. . . So kamen wir zu jener Oellampe. Eine blasse, kranke Frau hockte auf dem Mauervorsprung neben ihren schlafenden Kindern und nähte eifrig an grobem Linnen. Das sei Commißwäsche, sagte sie uns; es sei freilich ein kümmerlicher Erwerb, aber so brauchten die Kinder wenigstens nicht zu hungern. Daß sie selbst zuweilen hungerte, die arme, ewig hüstelnde Mutter, das sagte sie uns nicht, das sahen wir ihr deutlich genug an. O, wenn sie erst wieder gesund wäre, meinte sie, jetzt habe sie es „halt gar so schlimm auf der Brust". Sie habe die Krankheit von ihrem Lager da, das sei so feucht, und sie fürchte jetzt nur der Kinder wegen. . . .

„Das ist kein Wunder," bemerkte Herr Polzer. „Diese Bank ist eigentlich eine Röhre, hier drinnen fließt der Kanal des Hauses."

Ich sah ihn starr an. „Giebt es in Pest keine Sanitätspolizei?" frug ich.

Er zuckte die Achseln. „Neulich waren einige Herren da," bemerkte die Frau, „sie haben aber gemeint, es ist nicht schädlich" . . .

„Was zahlen Sie für diese Wohnung?" frug ich.

„Wöchentlich dreißig Kreuzer per Kopf."

So wirft denn dieser einzige Raum im Jahre über fünfhundert Gulden an Miethzins ab. Die Vermiether werden reich und die Miether gehen zu Grunde.

„Hier daneben ist noch ein Keller," sagte die Frau und öffnete eine Thüre, „da sind die Wohnungen billiger, da zahlt Jeder nur zwanzig Kreuzer. Es ist dort bei Tage ganz dunkel und dann kann man drin kaum athmen. Denn frische Luft kommt nur herein, wenn wir diese Thüre hier und dann unsere Thüre auf den Gang hinaus öffnen."

„Wie viele Parteien wohnen dort?"

„Acht Parteien — vierzig Menschen."

Ich that nur einen Schritt in diese Hölle und wich entsetzt zurück. Diese Luft schnürte die Kehle zusammen, mir flimmerte es vor den Augen ....

Wir traten wieder auf den Corridor. In einem der Räume ging es noch lebhafter zu. Da wohnten lauter Wäscherinnen und plätteten unter lautem Schwatzen und Keifen. Vielleicht hielten sie sich durch die Stichelreden wach und munter. Die Wäsche muß eben spätestens bis Sonntag Morgen den Kunden zugestellt werden.

Herr Hartl öffnete noch auf's Geradewohl eine andere Thüre. Dieser Raum war viel kleiner; hier schliefen nur vier Parteien, etwa zwanzig Menschen. Zwei hievon, die auf der Bank der Thüre zunächst

lagen, erregten unsere Aufmerksamkeit. Es waren Mutter und Tochter, Beide höchst ärmlich und dürftig gekleidet — der Laib Brod, der da aus ihrem Bündel hervorlugte, war vielleicht ihr größter Schatz. Aber Beide mochten wohl einst bessere Tage gesehen haben. Es bot ein unendlich rührendes Bild, wie sie so ruhten mitten in Noth und Elend, die welke, gebrochene Frau mit den krankhaft blassen Zügen und das holde, zarte, fünfzehnjährige Mädchen. Ein Madonnenantlitz, süß, rein und sanft, wie es gottbegnadete Meister gemalt . . . goldene Locken um Stirn und Antlitz . . . und ein Lächeln fliegt über das Antlitz, als fühlte es sich im Traume von Engeln behütet und geküßt. . . .

„Eine Schreiberswitwe und ihre Tochter," erklärt die Hausmeisterin. „Die Zwei müssen mir morgen aus dem Hause. Wir dulden hier nur anständige Parteien. Die Alte lebt von der Jungen und die Junge ist . . ."

Ich mag das häßliche Wort nicht niederschreiben. Stumm gingen wir weiter.

„Einen Augenblick noch," ersuchte uns Herr Hartl und erkundigte sich bei der Hausmeisterin, welchen Keller der ehrliche Leopold inne habe.

„Gar keinen," war die Antwort.

„Aber er wohnt doch hier?"

„Ja — als „Zimmerherr" — bei der „böhmischen Marie.""

Wir klopften an die Thüre dieser Dame, sie war verschlossen. Endlich ward uns geöffnet; wir sahen eine Frauengestalt im tiefsten Negligé in ihr Lager zurückhuschen . . . „Jessas, bin i' schrucken," tönte uns ihre Stimme entgegen. „Cert a peklo, wos wullen S' denn?"

Wir sahen uns in der kleinen Kellerstube um. Wenn die Inhaberin derselben „schrucken" war, so war es gewiß nicht, weil wir sie überrascht. Aus manchen Spuren konnte das kundige Auge erkennen, daß erst vor einigen Minuten eine hastig ordnende Hand unter diesen Kisten und Bündeln gewaltet. Hatten wir wirklich recht gesehen, war Herr Leopold Weiß zu kurzem Besuche in seiner Wohnung gewesen?

Das holde Weib da stellte es in Abrede. „Ich hob' ich ihm schon seit heut früh nit g'sehn," schwor sie. „Ich bin ich ehrliche Person."

Also auch sie war ehrlich, gerade wie ihr „Zimmerherr". Aber diese seine letztere Eigenschaft stellte sie in Abrede. „Leopold is nit Zimmerherr bei mir, grod verkehrt, bitt' ich Ihne, bin ich „Quartiermensch" bei ihm. Heiß ich Marie Schwetschka, ich bin ich ehrliche Person, ich bin ich Nätherin gaiselige. . . ." Sie nähte nämlich Commißwäsche.

Wir wollten die Trägerin so hoher Würden nicht länger belästigen und stiegen wieder die Treppe empor. Auf dem Hofe begegnete uns Herr Leopold. „Es ist

Zeit, daß ein ehrlicher Mensch schlafen geht," sagte er uns. „Heute habe ich mir nur dreißig Kreuzer verdient — aber was thut das? Manchmal fünfzig, manchmal dreißig und manchmal nur zehn Kreuzer; aber ehrlich, immer ehrlich . . . Gute Nacht, meine Herren!"

Wir bestiegen wieder den Wagen. „Und nun," sagte Herr Hartl, „wollen wir dem Beispiele Bamberský's folgen und der Frau Wasserberger einen Besuch machen, sie hält einen berüchtigten Kaffeeschank in der Kirchengasse."

Bald hielten wir vor der Thüre des Lokals. Sie war gesperrt. Mächtig donnerte Herr Hartl mit seinem Buzogany an die niedrigen Thürflügel. Anfangs blieb Alles still. Dann hörten wir drinnen Geflüster von vielen Stimmen. „Oeffnen — augenblicklich!" befahl Herr Hartl. Darauf wurden die Riegel zurückgeschoben. Eine alte, dicke, häßliche Frau, die Wirthin, ließ uns ein. Der Raum war klein, eng, schmutzig — zwei Tische standen darin.

An diesen Tischen saßen sechs Kerle und schlürften einen Mokka, der sicherlich kein Mokka war. Diese scheußlich zerlumpten Menschen waren von anderem Schlage, als wir ihn bisher kennen gelernt. Die Physiognomien sind nicht zu beschreiben.

Jeder von ihnen sah aus, als hätte er noch vor einer Stunde in den Lüften geschwebt und sei eigens

dazu abgeschnitten worden, damit dieses Lokal nicht ohne eine seiner würdigen Staffage bleibe. Das waren im Zuchthaus alt gewordene Menschen, denen das Leben eine Last war und das Laster noch der einzige Kitzel in diesem Leben. Diese Menschen hatten nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren. Darum kamen sie uns weder verlegen noch unterwürfig entgegen, wie die Anderen, sie blieben ruhig sitzen und sahen uns mit unverhohlenem Grimme an.

Besonders Einer von ihnen hatte eine geradezu fürchterliche Physiognomie. Ein Mann in den Dreißigen, schlank und gewandt wie eine Katze, mit brennend rothem Kopfhaar und unheimlichen grünen Augen, ein abscheulicher Mensch.

„Das ist der Karl Rosner," flüsterte mir Herr Polzer zu. „Sein Vater ist am Galgen gestorben, sein Bruder im Zuchthaus. Er selbst ist der gefährlichste Mensch in unserem Polizeirayon. Rosner," wandte er sich darauf an den Verbrecher, „es ist neulich in der Akaziengasse ein Einbruchsdiebstahl geschehen — ein großartiger, ganz in Deiner Art — weißt Du nichts davon?"

„Nein — ich war nicht dabei."

„Das Schloß war so durchfeilt, wie Du es zu machen pflegst, von oben nach unten."

„Wie Sie das so genau wissen," höhnte der Kerl. „Am End' waren Sie selber dabei!" Die Anderen wieherten.

„Hund!" schrie Herr Hartl zornglühend und gab ihm einen Backenstreich, daß er an den Tisch taumelte.

„Hoho! Hier wird nicht geschlagen," schrieen die Anderen wild und sprangen empor. Rosner hatte sich zusammengeduckt wie ein Raubthier — er nestelte in der Tasche sejnes Beinkleides, dort hatte er ein Messer verborgen.

„Hund!" schrie Herr Hartl noch einmal, und warf ihn mit einem zweiten Schlage unter den Tisch.

„Auf die Plätze!" — den Buzogany in der Linken. den Revolver in der Rechten, stand er da. „Wer muckst sich?" rief er.

Die Kerle blickten scheu zu Boden und schwiegen. In dieser dumpfen Stille verließen wir den wüsten Ort . . .

„Es ist drei Uhr," bemerkte Herr Hartl, „auf die Kneipen der Franzstadt müssen Sie verzichten." („Gottlob," seufzte ich trotz aller Pflichttreue erleichtert auf.) „Aber einige Nacht-Kaffee's werden wir noch besuchen können," setzte er tröstend hinzu.

Da war also zunächst das „Kaffee Ullrich" in der Soroksárer-Gasse, schon nahe der Donau. Ein großes, schönes Lokal, die Einrichtung fast elegant und darum seltsam kontrastirend mit den Besuchern, die alle Billardtische umlagerten und jedes Sitzplätzchen in Beschlag genommen. Seht Euch nur dort die vier

jungen Burschen mit den schmutzigrothen Jacken und den zerlumpten grauen Unaussprechlichen an. Die Handhabung des Billardstockes und die Regeln des Spiels sind hier etwas absonderlich; die Herren gerathen zuerst mit dem Kellner, dann unter einander in ernstlichen Prinzipienstreit und dokumentirte sich Herr Ullrich nicht als ein wahrer Talleyrand im Verkehre mit Milchmeiern, so könnte aus der edeln Kriegspartie leicht eine kommune Ohrfeigenpartie werden. Die Gefahr ist gehoben. Talleyrand regalirt seine nächtlichen Stammgäste mit einem Extra-„Punscherl" und beschwichtigenden Händedrücken. Aber horch! — donnernder Kampfruf hallt plötzlich aus der entgegengesetzten Ecke des Lokals; das Quiken einer Frauenstimme mischt sich kläglich in das Zornesgebrülle mehrerer Männerlungen. Herr Ullrich geht eilends nach dem Kriegsschauplatz ab; wir drängen ihm nach, so gut und so schnell es eben geht, vorüber an qualmenden und politisirenden Fiakern, an qualmenden und Domino spielenden Müllerburschen, und wir stolpern über unterschiedliche Beine und unsere Nasen leiden Höllenqualen.

Und ach! der Nasen Müh' ist umsonst. Denn als endlich auch wir auf dem Schlachtfelde eintreffen, ist dieses kein Schlachtfeld mehr, sondern ein gewöhnlicher Tisch mit gewöhnlichen Stühlen ringsumher, auf denen einige gewöhnliche Schneidergesellen der

Franzstadt sitzen. Nur in ihren zornglühenden Gesichtern — aber das schmächtige Schneiderlein da glüht nur auf einer Wange, bei dem scheint's nicht aus Zorn zu kommen — leuchtet noch ein Widerschein der Kampfeslohe, und der Kampfesruf hallt nur noch in vereinzelten, halbgemurmelten: „Raubersbua" oder „Dö Bagaschi" fort. — „Dö Bagaschi" aber wird soeben in Gestalt eines riesigen, vollgetrunkenen Fiakerknechtes, der mit den friedlichen Schneidern Streit gesucht, von Herrn Ullrich vor die Thüre gesetzt. Und als sich die Thüre hinter dem „Störenfried" geschlossen, da springt das schmächtige Schneiderlein heldenkühn auf und schlägt auf den Tisch und ruft: „Himmelkreuzdonnerwetterfixlaudon noch amol! fuchsteuxelwild bin i! Wann der Ullrich nit dazwischen kommt, so derschlog i den Kerl!" . . . Ja! ja! diese verdächtige Röthe auf der einen Wange scheint nicht vom Zorne zu kommen.

Dicht hinter dem grimmigen Helden, halb durch den Ofen gedeckt, saß eine harmlose Gesellschaft von vier harmlosen Herren bei harmlosem Tarokspiel. Es hatte alles einen so solid bürgerlichen Anstrich: sie selber, ihr Verkehr, ihre Spielweise. Ich blickte Herrn Hartl erstaunt an, als er mir zuflüsterte: „Berüchtigte Falschspieler und Bauernfänger."

„Aber diese Herren sehen so solid aus."

„Natürlich!" erwiederte Herr Hartl, „das gehört

ja zum Handwerk. Ich wette, die Herren haben, ehe sie mich gesehen, ein ganz anderes Spiel gespielt. Das ist eben die eine Methode. Einige Verbündete setzen sich in einem stark besuchten öffentlichen Locale dieser Art zusammen, sie spielen ein Hazardspiel, einer hält die Bank. Das Spiel zieht Zuschauer an, ab und zu wagt einer von ihnen einen Einsatz, das Beispiel wirkt, bald ist das Geschäft in vollem Gange. Eine andere Methode, das Solofassen, Anlocken und Ausplündern zugereister Handwerksbursche, Landleute u. s. w. wird zwar gleichfalls sehr häufig geübt, ist aber lange nicht so lukrativ. Auch wird die Unerfahrenheit und Dummheit mit der Zeit gewitzigt und die biederen, um das Wohl der Fremden besorgten Männer müssen unverrichteter Dinge abziehen."

Der Eine aus der Sippe kam mir bekannt vor. Ein alter Mann, sehr anständig gekleidet, etwa wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher am Sonntag.

„Erkennen Sie den Menschen," fragte mich Herr Hartl.

„Ich muß ihn vor einiger Zeit schon gesehen haben," erwiederte ich, „ich entsinne mich nur nicht wo?"

„Vor einiger Zeit?" lachte Herr Hartl. „Heute, oder vielmehr gestern Abend haben Sie ihn gesehen — bei Beginn unserer Fahrt, im „Hirschenkeller"."

Sechs Stunden kaum! Sie dünkten mir wie eben soviel Wochen! Welche Fülle von Bildern und Ein-

drücken waren in diesen wenigen Stunden auf mich eingestürmt!

„Ah, der Verderber," rief Herr Hartl plötzlich ganz freudig — er hatte einen alten Bekannten entdeckt. „Komm nur hervor, Verderber, das Verstecken nützt nichts mehr."

Aus dem engen Raume zwischen der Wand und der dicken Ofenröhre wand sich ein hübscher, schlanker Bursch und trat vor Herrn Hartl. Ein leichtes, verlegenes Lächeln lag auf dem braunen Gesichte, aber die schwarzen Augen blitzten uns trotzig an.

„Was beliebt?" fragte er kurz.

„Warum hast Du Dich versteckt?"

„Versteckt?" Er lachte kurz auf. „Ich und verstecken?" Und stolz und steif wie ein Hidalgo setzte er hinzu:

„Der Verderber versteckt sich nie — das wissen Sie."

„Manchmal doch — wie jetzt. Wieder einmal gestohlen — böses Gewissen? — he?!"

„Auf die Ofenröhre habe ich mich gestützt und dem Spiel zugeschaut." Dann hielt er inne und richtete sich wieder einmal stolz auf und sagte: „Nein — nein! Sie sollen dem Verderber nicht nachsagen dürfen, daß er gelogen hat. Nein! — nicht einmal ein Küberer soll mir das nachsagen dürfen! Ich hab' mich versteckt, nicht weil ich wieder gestohlen hab', sondern weil mir das ewige Herumfragen ekelhaft ist."

Herr Hartl fuhr wild auf; ich hielt ihn begütigend zurück — der Mensch interessirte mich.

„Schlagen Sie nur zu," rief er; sein Auge flammte, die sehnige Gestalt reckte sich empor. „Sie können mich sogar todtschießen, den Revolver dazu haben Sie. Das ewige Herumfragen halt' ich nicht mehr aus, sag' ich. Ihr kennt mich, ich kenne Euch. Ich führ' Krieg mit den ehrlichen Leuten, das ist wahr, ich thue ihnen Schlechtes, das ist wahr, und darum verdien' ich, daß ich geplagt, geschunden und eingesperrt werde, das ist auch wahr. Aber ich führ' den Krieg ehrlich, wie ein Soldat, und darum will ich so behandelt werden."

„Sie waren wohl früher Soldat?" fragte ich.

„Ja — sieben Jahre."

„Und Sie, ein ehemaliger Soldat, ein starker, gesunder, vernünftiger Mensch, schämen Sie sich nicht, ein Verbrecher zu sein?"

Er sah mir erst zornig, dann prüfend in's Gesicht. Dann schlug er den Blick nieder. „Mir scheint gar," sagte er halblaut, „Sie meinen es gut mit mir. Das ist mir schon lange nicht passirt. Aber jetzt nutzt's nichts mehr."

„Was hat Sie denn dazu gebracht?"

„Was mich dazu gebracht hat?" Sein Blick haftete noch immer am Boden.

„Wenn man mich sonst gefragt hat, so pflegte

ich zu sagen: „Der Verderber — das liegt schon im Namen.“ Aber Ihnen mag ich die Antwort nicht geben. Sehen Sie, — es war so eine Geschichte — man liest das sonst nur so in den Büchern — Sie werden's mir nicht glauben wollen.“

„Was war das für eine Geschichte?“

„Mit einem Mädel. Sie . .“ Er hielt plötzlich inne, schluckte heftig, als wollte er die ganze Erinnerung und seine ganze Aufregung mit hinabschlucken, und ging im Sturmschritt ab.

„Wie amüsiren sich die Herren?“ tönte eine höfliche Stimme hinter uns; es war der Besitzer des Kaffees. Unser frühes Scheiden bedauernd, begleitete er uns bis zur Thüre. Als wir auf die Gasse traten, wankte ein windiges Kerlchen jammernd und klagend auf uns zu. Er war schwer besoffen und gröhlte: „Hohe Obrigkeit . . . gnädigste Polizei . . . schützen Sie mein Leben . . . ich bin kein Sazialdemagrad . . ich bin ein Schneider.“ Es war der grimmige Held mit der einen glühenden Backe.

„Was giebt's denn?“ fragte Herr Hartl.

„Hohe Obrigkeit!“ schluchzte das Schneiderlein. „Ich zahl' meine Steuern . . der Raubersbua, der „rothe Schani“, lauert mir auf . . er schlagt mich todt, wenn ich allein nach Hause gehe.“

„Warum denn?“

Das Kerlchen warf sich in die Brust. „Weil ich

ein hübscher Kerl bin . . weil ich ihm sein Madel weggefischt hab', weil ich ein gebülteter Mann bin . . weil ich mit den Madeln zu reden weiß."

Wir machten uns an's Einsteigen.

„Gnädigste Obrigkeit . . allergnädigste Stadthauptmannschaft!" schluchzte das Kerlchen wieder demüthigst, „haben Sie die Gutigkeit, retten Sie mich, begleiten Sie mich nach Hause."

Unser Wagen setzte sich in Bewegung.

„Pfui Teuxel!" rief das Kerlchen giftig. „Wozu haben wir unsere Konschstitution! Pfui Teuxel, so ein Rechtsstaat! . . Ich muß mir einen Komfortabel nehmen! Hoch die Sazialdemagradie! . . Hoch die Republik! . . Hoch Lassale! . . Wenn der amal über dös Glumpert kommt, der Lassalle! . . Hoch die Komunarren!"

„Hoch die Komunarren!" stimmten wir laut lachend ein.

Wir fuhren längs der Donau hin, gegen die Concordia-Mühle zu.

„Ich will Sie nur noch in ein Lokal führen," sagte Herr Hartl. „Da treibt mich selber die Neugier — ich war schon lange nicht dort."

Wir hatten die Concordia-Mühle passirt. Der Wagen fuhr langsam durch den unergründlichen Schlamm der Straße, die sich dicht an der Donau hinzieht. Rings kein Haus, kein Licht, keine Menschenspur. — Eintönig

schlugen die Wellen des Flusses an das Ufer, der blasse Strahl des untergehenden Mondes zitterte über ihnen.

„An dieser einsamen Stelle," erzählte Herr Hartl, „hab' ich einmal ein komisches Abenteuer erlebt. Jetzt kann ich darüber lachen, damals hab' ich vor Wuth gezittert. Vor drei Jahren machte ich einmal Nachts allein einen Streifzug durch die Franzstadt. Meine einzige Waffe war der Buzogany hier, den Revolver hatte ich zufällig nicht mit. In einer Kneipe der Franzstadt stöberte ich einen besonders gefährlichen Menschen auf, er wurde damals wegen Einbruchs verfolgt und ist seitdem im Zuchthaus gestorben. Er machte sich eiligst aus dem Staube, ich ihm nach. So liefen wir im Galopp die Soroksárergasse hinab bis an die Donau, dann längs des Flusses bis hierher. Ich bin ein sehr ausdauernder Schnellläufer, aber dem Menschen gab die Angst Flügel, er behielt stetig einen Vorsprung von etwa zwanzig Schritten. An dieser Stelle war an einem Pflocke ein einzelner Kahn angehängt, in diesen sprang der Gauner, zerschnitt blitzschnell den Strick und ruderte bis in die Mitte des Flusses. Hier hielt er an und rief mir, der ich in ohnmächtiger Wuth am Ufer auf und ablief, eine ganze Serie auserlesener Schimpfnamen zu. Ich mußte sie geduldig hinunterschlucken und ruhig zusehen, wie der Kerl, nachdem er sich die Lunge heiser geschrieen, gemächlich nach der Ofener Seite hinübersteuerte."

„Halt!“ unterbrach sich Herr Hartl — der Wagen hielt.

„Hier ist das Lokal,“ sagte Herr Hartl, als wir ausstiegen. Wir wateten dabei fußhoch in dem Schlamm.

„Wo?“ fragten wir erstaunt. Wir hielten auf freiem Felde, zur Rechten rauschte die Donau, zur Linken dehnte sich schlammiges Ackerland. Von einem Hause vermochten wir bei dem ungewissen Scheine des Mondes nichts zu entdecken.

„Dort!“ sagte Herr Hartl, und wies mitten in das Ackerland hinein. Dort schimmerte, etwa in der Entfernung von hundert Schritten, ein hellerer Fleck. „Das sind die Wände einer Holzhütte,“ erklärte Herr Hartl, „eine furchtbar wüste, unheimliche Feldschenke, der Zufluchtsort für allerlei Ungeziefer. Ein Zigeuner hält sie, — ich bin selber schon lange nicht dort gewesen. Wer wagt die Partie mit mir?“

Natürlich wir Alle. Feldeinwärts ging's, es war eine unbeschreibliche Tour. Dunkel ringsum, der Schlamm schier fußhoch. Nach fünf Minuten erst standen wir vor dem wüsten, verfallenen Bau. Kein Lichtschein, kein Ton — die Hütte schien ausgestorben.

Mächtig donnerte Herr Hartl mit seinem Buzogany an die Thüre. Sie krachte in ihren Fugen, aber nichts regte sich.

Wir standen rathlos. Da hörten wir drinnen einen schleichenden Schritt, die Riegel wurden zurück-

geschoben, ein altes, scheußlich zerlumptes Zigeunerweib erschien auf der Schwelle.

„Sind keine Gäste mehr da?“ fragte Herr Hartl.

„Dies Haus ist keine Schänke mehr,“ erwiederte die Alte.

„Wo ist denn Dein Herr?“

„Todt!“

„Und Deine Frau?“

„Todt!“

„Woran sind sie denn gestorben?“

„An der Cholera.“

Sie schlug die Thüre zu.

Wir wateten zu unserem Wagen, fuhren im dämmerigen Tageslichte zur Stadt zurück, und der Morgen graute, als ich die Klingel meines Hauses zog.

So schloß meine Wanderung durch Pest's Verbrecherhöhlen.





Der Ahnherr des Messias.





Wer im Herbste, kurz vor dem jüdischen „Versöhnungstage", eine der Heerstraßen des österreichischen Ostens oder seiner Grenzländer passirt, kann sonderbaren Wanderzügen begegnen. In dichten Schaaren zieht das Volk Gottes daher, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Kranke und Gesunde, Reiche und Arme, Alle mit vielem Gepäck beladen. Und wer etwa am Vortage des Festes auf der Bahn von Lemberg nach Czernowitz fährt, der kann die riesige Anzahl der Waggons dritter Klasse bewundern, welche die Lokomotive da ausnahmsweise zu befördern hat, und noch mehr die P. T. Reisenden, welche die Waggons füllen. Es ist schier, als hätte sich die ganze Judenschaft Galiziens aufgemacht, um ihren Auszug in's Land der Väter zu halten. Denn an jeder Station ist der Perron dicht gefüllt von neuen Reisenden, an jeder Station erneut sich unter schrillen

Wehe- und drastischen Schimpflauten das Schauspiel des überhastigen Einsteigens. Doch sind nicht die Ufer das Jordans das Ziel der Reise, sondern die des Pruth, denn unmittelbar bevor der Schienenstrang diesen Fluß überbrückt, bei der Haltestelle „Sadagóra", entleeren die Waggons ihren langröckigen, langgelockten Inhalt. Und nach demselben kleinen, armseligen Städtchen ziehen auch die Karawanen zu Wagen und zu Fuß. Es häuft sich da oft eine unglaublich große Menschenzahl zusammen.

Wozu? Und warum just an diesem Tage, den sonst jeder Jude in zerknirschtem Gebete in der Synagoge seines Ortes zubringt? Und warum in diesem erbärmlichen Neste? Denn Sadagóra gehört zu den traurigsten Kothstädtchen der „großen Ebene" und ist vielleicht das schmutzigste. Die Bewohner sind mit Ausnahme der Beamten und des Gutsherrn durchweg orthodoxe Juden, die ein beschauliches Müssiggängerleben führen. Wen Gott liebt, dem gibt er's im Schlafen. Die Leute von Sadagóra haben keine Arbeit nöthig, denn sie sind so glücklich, einen Geldmagnet in ihrer Mitte zu haben, der nicht nur sehr viel anzieht, sondern auch so gnädig ist, für die Anderen etwas abfallen zu lassen. Das ist Abraham Jakob Friedmann, der Wunderrabbi von Sadagóra, das verehrteste Haupt der Chassidim.

Die Chassidim sind die zahlreichste Sekte des

Judenthums, etwa drei Viertheile der jüdischen Bewohnerschaft Galiziens, Rumäniens und Rußlands dürften ihr zugehören. Es ist hier nicht der Ort, die — nebenbei bemerkt — überaus interessante Geschichte dieser Sekte zu skizziren, auf ihren Zusammenhang mit den „Sabbathianern“ und „Frankisten“ hinzuweisen und den Beweis zu führen, daß sie nur der oberflächlichen Auffassung der Kabbala ihren Ursprung verdankt. Auch über das Wesen der Sekte sei hier nur kurz erwähnt, daß der Chassid der „Mucker“ des Judenthums ist, ein mystischer Gefühlsschwelger, Asketiker und Genußmensch zugleich. Er legt sich zu gewissen Zeiten des Jahres harte Entbehrungen auf und entschädigt sich dann dafür durch widerliche Orgien. Er hält sich für den Begnadeten unter seinen Glaubensgenossen, seiner harren schon jetzt im Jenseits besondere Genüsse, die rechte Freude wird aber erst angehen, nachdem der Messias gekommen. Diese Selbstschätzung, welche von den Andersgläubigen nicht gerade unterstützt wird, wurzelt in der Tradition der Chassidim, derzufolge aus ihrer Mitte dereinst der Messias hervorgehen wird. *Jeder* Chassid darf auf einen so erlauchten Sprößling hoffen, aber einige Familien haben eine Art näherer Anwartschaft auf dieses Glück und stehen daher schon jetzt in größtem Ansehen. Und zu diesen gehört auch die Familie Friedmann in Sadagóra.

Dieselbe stammt aus Belz in Russisch-Polen. Der Großvater des gegenwärtigen Hauptes, Reb Srulze, wanderte nach Sadagóra ein und begründete da sein Reich. Dieser Wechsel des Domizils war kein ganz freiwilliger. Der Rabbi, ein finsterer, fanatischer Schwärmer und um seine Prestige besorgt, hatte in Belz eine furchtbare That begangen. Auf sein Geheiß war nämlich ein abtrünniger Jude, kurz bevor er die Taufe empfangen sollte, von den Chassidim ergriffen und in einem Kalkofen verbrannt worden. Die That ward ruchbar, die russische Regierung ordnete eine strenge Untersuchung an, aber das Resultat derselben war ein recht eigenthümliches: die willenlosen Werkzeuge des Rabbi wurden gehängt, ihn selbst ließ man nach der Bukowina entwischen. Der milde Gottesmann ließ sich, wie erwähnt, in Sadagóra nieder, weil dieser Ort so ziemlich im Centrum der von Chassidim bewohnten Länder liegt. Reb Srulze baute ein stattliches Haus, bildete seinen Hofstaat aus gelehrten Rabbinen und begann die Regierung: er nahm Geld ein und that Wunder. Das erstere trifft bald Einer, aber auch das letztere, wenn er es so treibt wie der Rabbi. Nahm ein schwer Erkrankter oder Bedrängter seinen Segen in Anspruch, so spendete er denselben reichlich, auch gegen geringe Taxe — das war Alles. Genas nun der Kranke oder gedieh das Geschäft des Gesegneten, so hatte natürlich der Segen

des Rabbi Wunder gethan; trat das Entgegengesetzte ein, so war es Gottes Wille gewesen und gegen den konnte natürlich auch der Rabbi nichts — unfehlbar blieb er deßhalb doch. Der Absatz war groß, das Geschäft florirte, und als Reb Srulze starb, hinterließ er seinem Sohne Reb Israel ein sehr ansehnliches Vermögen. Dieser setzte das Geschäft fort und brachte es in noch größeren Flor. Immer mehr Juden siedelten sich in Sabagóra an, das Haus ward stattlicher umgebaut. Aus allen Richtungen der Windrose kamen die Chassidim gezogen, insbesondere zu den großen Festen. Mußte doch ein Gebet, das man in jenen heiligen Tagen in seiner Nähe verrichtete, in der Nähe des niemals irrenden Lieblings Gottes, auch den nächsten Anspruch auf Berücksichtigung vor Gottes Throne haben! Am Versöhnungstage, dem Tage des Gerichts, zogen schon damals Tausende in das kleine Städtchen. Die Russen waren am stärksten vertreten und daher auch die Rubel.

Aber der massenhafte Ausfluß russischen Geldes nach Oesterreich machte die russische Regierung aufmerksam und unruhig. All' der Reichthum, den man sonst im Lande verzehrt, wurde nun über die Grenze getragen. Dann ließ und läßt ja ferner auch bekanntlich Rußland seine Unterthanen nicht gern nach dem Auslande gehen. Nun wußte aber der General-Gouverneur von Podolien, der seine Leute kannte,

sehr wohl, daß das Verbot, die Rubel nicht mehr nach Sabagóra zu tragen und den Segen des Rabbi hiefür einzutauschen, ebensowenig fruchten würde, als etwa das Gebot, auf den Händen zu gehen oder Schweinefleisch zu essen.

Er sandte daher einen angesehenen russischen Rabbi „in vertraulicher Mission“ nach Sabagóra, um den Wunderrabbi zu bewegen, nach Rußland zurückzukehren und seine Wunder künftighin in seinem Vaterlande zu verrichten. Aber der Rabbi befürchtete entweder eine Verringerung des Kredits der Firma bei einer Veränderung des Geschäftsortes, oder er dachte daran, daß sich die russische Regierung gelegentlich in Nöthen der Sünden seines Vaters erinnern und auf bedrohliche Weise seiner Kassette nähern könnte, kurz: er schlug die höfliche Einladung rund ab. Rußland aber ist bekanntlich sehr konservativ und hartnäckig in der Verfolgung seiner Pläne; es forderte nun von der österreichischen Regierung die Auslieferung des Rabbi als russischen Unterthanen. Nun war die Noth groß in Israel, denn der Rabbi sowohl, als sein Vater hatten im Drange ihrer irdischen und himmlischen Geschäfte vergessen, das österreichische Bürgerrecht zu erwerben, und Reb Israel war noch dazu in Belz geboren. Aber man half sich — durch Geld. Dem Gutsherrn von Sabagóra lag Alles daran, den Mann im Orte zu erhalten, der denselben wohlhabend und

insbesondere die gutsherrliche Propination einträglich machte. Und so wurde denn ein wundersames Manöver in Szene gesetzt: zehn Bauern, Insassen aus der Umgegend von Sadagóra, leisteten — natürlich ohne Entgelt und aus innerster Ueberzeugung — den Eid darauf, daß nicht nur der Rabbi in Sadagóra geboren, daß auch seine Familie seit alter Zeit im Lande seßhaft gewesen sei. Und als weiteren Beweis hiefür nahm der Rabbi den Namen einer Sadagóraer Familie „Friedmann" an.

Die Heimsuchung war vorüber und das Wunderverrichten begann von Neuem. Und der Ruf des Rabbi wuchs; auf Hunderte von Meilen hin wurde sein Segen, sein Richterspruch verlangt; immer größere Massen wallfahrteten zum „Jom-Kippur" nach Sadagóra. Als der Rabbi starb, konnte er seinem Sohne, dem neuen Rabbi, Abraham Jakob Friedmann, ein Vermögen hinterlassen, das ihn zum reichsten Mann jener östlichen Gegenden machte. Und das will viel sagen bei dem sprichwörtlich gewordenen Reichthum der rumänischen und russischen Bojaren. Aber daneben war der Reichthum Reb Israels auch noch groß genug gewesen, seinen Zweitgeborenen, Beer Friedmann, auch „Malech" (Engel) zubenannt, ebenfalls fürstlich auszustatten und eine Filiale des Wunder-Geschäftes in Leowa (Moldau) für ihn zu etabliren.

Herr Abraham Jakob nützte seinen Reichthum.

Ein prachtvolles Haus ward in Sabagóra erbaut, Güter angekauft, aller Komfort des vornehmen Lebens entwickelt. Die Söhne und Schwiegersöhne wurden mit wahrhaft fürstlicher Opulenz ausgestattet. Ein solcher Aufwand erregte Neid und Bewunderung; der Rabbi stand im Zenith seines Reichthums und Rufes; äußerst beschränkten Geistes, wußte er dennoch, von zahlreichen, gewandten Rathgebern geleitet, von listigen Spionen unterstützt, seine Mittheilungen aus der Vergangenheit jedes seiner Besucher und die Prophezeiungen über dessen voraussichtliche Zukunft vielfach so treffend abzugeben, daß er allen Ernstes von da ab „der Unfehlbare“ hieß.

Da drohte seinem Glücke wieder eine Wolke, wieder von Rußland her und — diesmal entlud sie sich. Auf Grund einer Anzeige der russischen Regierung erschienen eines schönen Tages — es war im Jahr 1854 — österreichische Beamte und Gerichtsdiener in der Residenz des Rabbi; man besetzte alle Ausgänge, man ging, trotz des Bannfluchs des Rabbi, trotz des Gezeters der ganzen Gemeinde, an eine systematische Durchsuchung des Hauses. Sie war nicht vergeblich. Denn im Allerheiligsten, im Betzimmer des Rabbi, welches natürlich nie ein profaner Blick hatte entweihen dürfen, fand man — eine russische Banknotenpresse, einen englischen Drucker, der sie bediente, sowie eine Menge bereits fertiger russischer Fünfrubel-

banknoten in täuschender Nachahmung. Und die Beamten machten kurzen Prozeß und führten den Rabbi und seine Frau, Drucker, Presse und Noten nach Czernowitz. Das dortige k. k. Landesgericht erhob gegen den Rabbi die Anklage wegen Verbrechens der Fälschung öffentlicher Werthpapiere und er, der Wunderthäter, der Unfehlbare, saß in Czernowitz im Kerker, „allwo Heulen und Zähneklappern.“

Es wäre unmöglich, die dumpfe Verzweiflung, die ohnmächtige Wuth, die maßloße Trauer zu schildern, welche die Chassidim aller Orten bei der Schreckensnachricht ergriff. Alles Sinnen wandte sich dem einen Ziele zu, der Befreiung des Rabbi. Mit Gewalt, das wußte man, war nichts auszurichten, man griff zur Bestechung. Aber der Landesgerichtsrath, der die Untersuchung führte, war ein Mann von nicht zu erschütternder Ehrlichkeit, ein wahrer Richter. Man bot ihm ein Vermögen — er schlug es aus. Trostlosigkeit bemächtigte sich der Gemüther, Jeder verzweifelte an der Rettung, nur Einer nicht, der Schwiegersohn des Rabbi. Er reiste nach Wien, und hier, beim Justizministerium, gelang ihm, was bei dem einfachen Richter unmöglich gewesen. Der Landesgerichtsrath wurde, mit Beförderung zum Oberlandesgerichtsrath, nach Lemberg versetzt und die Untersuchung mit direktem Erlasse des Justizministers, — was sonst geradezu unerhört — einem anderen, willfährigen Manne über-

tragen. Das Ganze kostete 30,000 fl., noch heute nennt in Czernowitz Jedermann den Betrag und die Namen der beiden Richter. Denn der Betrag war hoch, aber das Resultat glänzend: der Rabbi wurde „aus Mangel an Beweisen" freigesprochen!

Aus der Haft entlassen, setzte der Rabbi, nunmehr auch Märtyrer, das Geschäft in alter Weise fort. Seine Autorität war durch jenen Zwischenfall noch gestärkt worden; sein Einfluß ward unermeßlich. So steht der Rabbi noch heute da; reich, wie ein Gott verehrt, „unfehlbar," mit einer Macht über die Gemüther ausgestattet, wie sich ihrer auf Erden nur noch ein Mensch erfreut: sein gleichfalls unfehlbarer Kollege im Vatikan.

Seit jenen Tagen der Bedrängniß ist der Friede dieses gottgefälligen Wandels nur noch einmal gestört worden — im Jahre 1870 — und leider wieder durch die gottlosen k. k. Behörden. Der Fall ist charakteristisch genug. Der Bruder des Unfehlbaren, der bereits oben erwähnte „Engel", betrieb Anfangs seine Filiale in Leowa in ganz derselben Art, wie dieser das Stammgeschäft in Sadagóra. Aber plötzlich — mag nun der Einfluß gebildeter Menschen oder die Lektüre freisinniger Bücher dazu beigetragen haben — plötzlich wurde Reb Beer des Betruges und der Heuchelei müde, machte Strike und wollte keine Wunder mehr thun. Es verbreitete sich sogar das Gerücht,

daß er nach Jassy gehen und dort Christ werden wolle. Es klang dies auch sehr plausibel; der Mann hatte das Judenthum nur in seiner häßlichsten Form, als Chassidismus, kennen gelernt und mußte daher einen Bruch mit den Traditionen desselben wünschen. In der That machte er sich eines Tages nach Jassy auf, aber weder langte er dort an, noch kehrte er nach Leowa zurück — er war und blieb spurlos verschwunden. Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Die Aufregung, namentlich in der moldauischen Landbevölkerung war eine furchtbare und ließ für das Schicksal der dortigen Juden das Schlimmste befürchten, denn es hieß allgemein, diese hätten den abtrünnigen Rabbi erschlagen. Die österreichische Regierung, deren Unterthan der Verschollene war, nahm sich der eingeleiteten Untersuchung kräftigst an und siehe — das Resultat war ein absonderliches. Der Rabbi war nicht ermordet, wohl aber — entführt worden und saß zu Sadagóra in der Stammburg seiner Väter, um da auf Geheiß seines Bruders unfreiwillige Betrachtungen über die Vortrefflichkeit des Berufs anzustellen, den er, vermessen genug, hatte aufgeben wollen. Der arme gefallene „Engel“ wurde nach Czernowitz gebracht, wo er gastfreundliche Aufnahme fand. Die Untersuchung begann. Aber ehe diese zu Ende geführt war, ward der Freigeist durch die Einflüsse seiner Umgebung und — klingende Gründe umgestimmt und .... kehrte

nach Leowa zurück. Die kleine Exkursion soll seinem Rufe als Wunderthäter keinen Schaden gebracht haben.

So viel von der Vergangenheit des „Unfehlbaren“ und seiner Familie. Und nun von seinem Hause, seinen Besuchern und ihm selbst.

Von dem Schmutze, dem Elend und der Verwahrlosung, die in den Straßen und Häusern Sadagóra's herrschen, haben wir bereits gesprochen. Ein richtiges Bild hievon kann sich der Leser vielleicht gleichwohl nicht machen — dergleichen muß man gesehen haben. Das gewaltige Kothmeer insbesondere vermag sich sicherlich auch die blühendste Phantasie nicht in seiner ganzen Abscheulichkeit vorzustellen. Mitten in dieser Umgebung nun steht das Palais des Rabbi, von einem wohlgepflegten Park umschlossen, unweit der griechisch-orthodoxen Kirche. Das Bethaus des Wundermanns schließt sich dem Wohn- und Geschäftshause an. Sehenswerth wegen des wahrhaft raffinirten Luxus ist darin das Betzimmer, welches ausschließlich zur Benützung des Herrn und Gebieters bestimmt ist. Das Getäfel und die Tische Marmor mit Goldleisten, die Einrichtung schwerster rother Sammet mit Goldstickerei. Auf einem Tischchen am Fenster steht ein kleines Kunstwerk, eine überaus zierlich gearbeitete plastische Darstellung des Salomonischen Tempels.

Das Palais ist ein stattlicher Bau, der in seiner Ornamentik sogar von feinem Geschmacke zeugt, wenn

auch nicht von dem des Besitzers, so doch von dem des Architekten. Das Innere zerfällt in zwei Theile, den jedem Pilger zugänglichen und jenen, der die Privatgemächer, dann die Prunkzimmer des Unfehlbaren und seiner Familie enthält.

Der erste Theil besteht aus zwei aufeinanderfolgenden, großen Sälen, die kahl und hoch, nur mit fortlaufenden Holzbänken längs der Wände möblirt sind, dann einem dritten kleineren Gemache, dem Empfangszimmer des Rabbi. Die Privatwohnung ist mit fürstlicher Pracht, mit wahrhaft orientalischem Luxus ausgestattet. Die Prunkzimmer insbesondere blenden durch den unermeßlichen Reichthum an edlen Metallen und Edelsteinen. Unter den Einrichtungsstücken gibt es wahre Kunstwerke; so einen kleinen Tisch von getriebenem Silber mit reicher Gold- und Edelsteinornamentik — eine Gabe der Judenschaft Podoliens zum Danke für die Abwendung der Gefahr eines bösen General-Gouverneurs, — einen prachtvollen Kelch mit Rubinenverzierung, das Weihgeschenk eines moldauischen Millionärs, als ihm seine Millionärin einen Knaben geboren; einen prachtvollen Damascenersäbel mit diamantenübersäetem Griff u. s. w. — Kurz, das Ganze bildet eine Schatzkammer, um die mancher regierende Fürst den Rabbi beneiden könnte. Schließlich sei noch erwähnt, daß dieser seinen Latakia wohl aus der kostbarsten Bernsteinspitze auf Erden raucht. Diese soll,

natürlich der Edelsteine wegen, mit denen sie geschmückt ist, zehntausend Rubel gekostet haben.

Dieses Haus ist in den „heiligen Tagen“, d. h. in jenen zehn Tagen, die zwischen dem jüdischen Neujahrsfeste und dem Versöhnungstage liegen, am stärksten besucht, obwohl es das ganze Jahr über nie an armen Schafen fehlt, die da ihre Wolle ablagern. In den erwähnten Tagen aber, und insbesondere in den beiden Vortagen des „Jom-Kippur“ ist der Zudrang ein enormer. Nähern wir uns dem Orte von welcher Seite immer, wir finden die Straßen mit jenen Karawanenzügen bedeckt, deren ich im Eingang dieses Artikels erwähnte. Das Treiben und Drängen wird immer größer, wenn wir das Städtchen betreten. Da bieten sich eigenthümliche Bilder. Eben angekommene Pilger suchen eine Unterkunft und feilschen mit den Sadagórer Glaubensgenossen um den Preis einer solchen. Dort zieht eine ganze Schaar in eine glücklich errungene Dachkammer ein; das Gepäck wird unter gewaltigem Lärmen vom Wagen geladen und mitgebrachte Kranke sorgsam herabgehoben. Hier hat ein Sadagórer einen großen Kreis von wißbegierigen Gläubigen um sich versammelt, die mit freudigem Erstaunen die neueste Wunderkur des Rabbi vernehmen; dort wieder klagen einige Pilger einander ihr Leid, daß sie sich vergeblich um eine Audienz bemüht. Dazwischen rumänische Bauern und Bäuerinnen,

welche Lebensmittel feilbieten; dazwischen in moderner Kleidung Damen und Herren aus der Nachbarschaft, die aus Neugierde hergekommen. Es ist ein Treiben, wie in einem Ameisenhaufen, nur etwas lauter ....

Der Lärm und das Gewimmel nehmen zu, je mehr wir uns der Residenz des Rabbi nähern. Auf dem Vorplatze vor dem Hause — der Park ist weislich zu der Zeit abgeschlossen — herrscht ein wahrhaft betäubendes Gedränge und Getöse. Nur mit Gefahr unserer Rippen drängen wir uns bis zur Thüre durch, an der die Menge, Kopf an Kopf, angestaut ist. Vor derselben stehen die Wächter des Paradieses, zwei Greise von recht ehrwürdigem Aussehen. Es sind die „Gaboim" des Rabbi, seine Diener, die Helfer in seinem heiligen Berufe. Wenn du den Rabbi sehen willst, so sind diese Männer für dich sehr wichtig. Sie öffnen dir die Pforten, aber nicht eher, als bis du einige blanke Zwanziger in ihre stets offene Hand gedrückt. Du befindest dich nun im ersten Vorsaale, in dem gleichfalls ein starkes Gedränge und Gesumme herrscht. Bis du dich an die Thüre am entgegengesetzten Ende des Saales durchgedrängt, hast du jedenfalls Muße, die Gesellschaft zu mustern.

Welch' bunte Menge! Alt und jung, reich und arm, Männer und Weiber, russische, polnische, rumänische, ungarische Juden. Ihre Stellung und ihre Wünsche sind verschieden und nur ein Band hat sie

geeint und hiehergeführt: der Aberglaube! Sie Alle erwarten von dem Rabbi die Erfüllung ihrer Hoffnungen, sie Alle opfern mit Freuden ihre oft sauer ersparte Gabe, damit nur ihr „Quittel“ darum sich größerer Beachtung erfreue. „Quittel“ aber (das korrumpirte Quittung) heißt im Jargon jedes beschriebene Papierblättchen und hier speziell dasjenige Zettelchen, auf welches jeder seine Wünsche und Bitten geschrieben, um sie zur Kenntniß des Rabbi zu bringen. Jeder Harrende hält auch einen solchen Papierstreifen in der Hand und welche seltsamen Dinge sind oft darauf zu lesen!

Der dicke Mann dort mit der mächtigen, flammenden Purpurnase ist ein Weinhändler aus Ungarn, er will erfahren, wie die nächste Traubenernte ausfallen wird und ob es gerathen ist, Vorräthe einzuthun. Sein Nachbar, der hagere, gebückte Greis, ist ein Wucherer aus Mohilew, er ist von einem Prozeß bedroht und will den Segen des Rabbi für den Freispruch erbitten. Ein Dritter hat eine alternde Tochter und will sich einen Schwiegersohn erflehen; der Vierte ist ein Wittwer, der sich Raths erholen will, ob er zur zweiten Ehe schreiten dürfe; der Fünfte will den Segen für sein sieches Kind; der Sechste ist kinderlos und will fragen, ob er sein Weib darum verstoßen dürfe; der Siebente hat irgend eine Unthat begangen, die ihm auf der Seele drückt, und möchte sie beichten;

der Achte ist ein armer Talmudist und bittet um eine Empfehlung an reiche Glaubensgenossen; der Neunte frägt an, ob er den Streit mit seinem Nachbar in Güte schlichten oder zum Prozeß schreiten solle; der Zehnte will über die Standeswahl seiner Kinder berathen sein; der Elfte — aber wer vermöchte die tausend verschiedenen Eventualitäten zu erschöpfen, welche diese Männer hiehergebracht haben mögen! Der Rabbi ist ihnen eben Alles, die höchste Instanz in allen himmlischen und weltlichen Dingen: Arzt, Richter, Seelsorger, Berather und Erretter!

Hat man sich glücklich in die Nähe der Thüre zum zweiten Wartesaale durchgedrängt und den dort postirten Pförtnern neuerdings einen Obolus entrichtet, so kann man eintreten. Hier sind weit weniger Menschen, hier verstummen die Gespräche, hier bereitet sich Jeder schweigend und mit Herzklopfen auf den Moment vor, wo er vor des Rabbi Angesicht treten werde. An der Thüre dieses Allerheiligsten stehen neue Pförtner, die natürlich abermals ihren Zoll fordern.

Benützen wir die nächste Gelegenheit, wo ein neuer „Quittelträger" eingelassen wird, um als unsichtbare Zuschauer mit in's heilige Gemach zu dringen. Es ist ein kleiner, sehr spärlich möblirter Raum; die Wände sind mit Bücherschränken voll Talmudfolianten bedeckt, in der Mitte steht ein Tisch, worauf zwei große Gefäße für die „Quittel" und für das Geld.

An dem Tische aber sitzt im großen Lehnstuhle der Mann, den zu sehen Hunderttausenden von Menschen das größte Glück ist, sitzt der Wunderrabbi von Sadagóra, aus dem mächtigen Tschibuk dichte Rauchwolken ausstoßend. Er ist ein ältlicher Mann von hohem Wuchse mit nicht unedlen Zügen, die indeß auch nicht einen Schimmer von Intelligenz und Geistesregsamkeit verraten. Man sieht, wie stumpf und gleichgiltig dieser Mann den dargereichten Zettel überblickt, wie er auf alle Bitten nur ein und dasselbe monotone: „Gott wird es zum Besten lenken!“, auf alle reuigen Bekenntnisse nur ein und dasselbe: „Gott ist barmherzig!“ erwiedert, dann wird man das Gerücht begreiflich finden, welches ihn als — halb blödsinnig bezeichnet!

Und auf diesen Mann richtet sich die Hoffnung von Tausenden und aber Tausenden; dieser Mann ist all' den Verblendeten fast nicht mehr der sichtbare Statthalter Gottes auf Erden, nein! — die Gottheit selbst! . . .

Mit der Mittagsstunde des Vortags nehmen die Audienzen ein Ende. Dann wird Nachmittags ein Gebet verrichtet und das Essen eingenommen, welches für den Fasttag stärken soll. Die Armen unter den Pilgern werden auf Kosten des Rabbi gespeist — er kann es thun, er hat den Ersatz hiefür bei den Besuchern vorher fünfzigfach eingenommen.

Und am Abend ist das ganze Städtchen ein Bethaus. Denn kein Raum wäre groß genug, um alle die Besucher zu fassen. So vertheilen sie sich denn in einzelnen Gruppen in die Häuser.

Ich bin weit umhergewandert und habe manche seltsamen Eindrücke im Leben empfangen, aber an den Vorabend des Versöhnungstages, den ich vor langen Jahren in Sabagóra verlebt, werde ich immer denken. Noch heute überkommt mich das seltsame, unheimliche Gefühl von damals. Denkt Euch Hunderte von Häusern, alle, alle taghell erleuchtet von unzähligen Wachskerzen, und in jedem Hause dasselbe Bild: bleiche, schwarzlockige Beter im Sterbegewande. Und aus jedem Hause klingt dieselbe Melodie, die herzbewegenden, wehmüthigen, erschütternden Töne der „Kol-Nidra“!

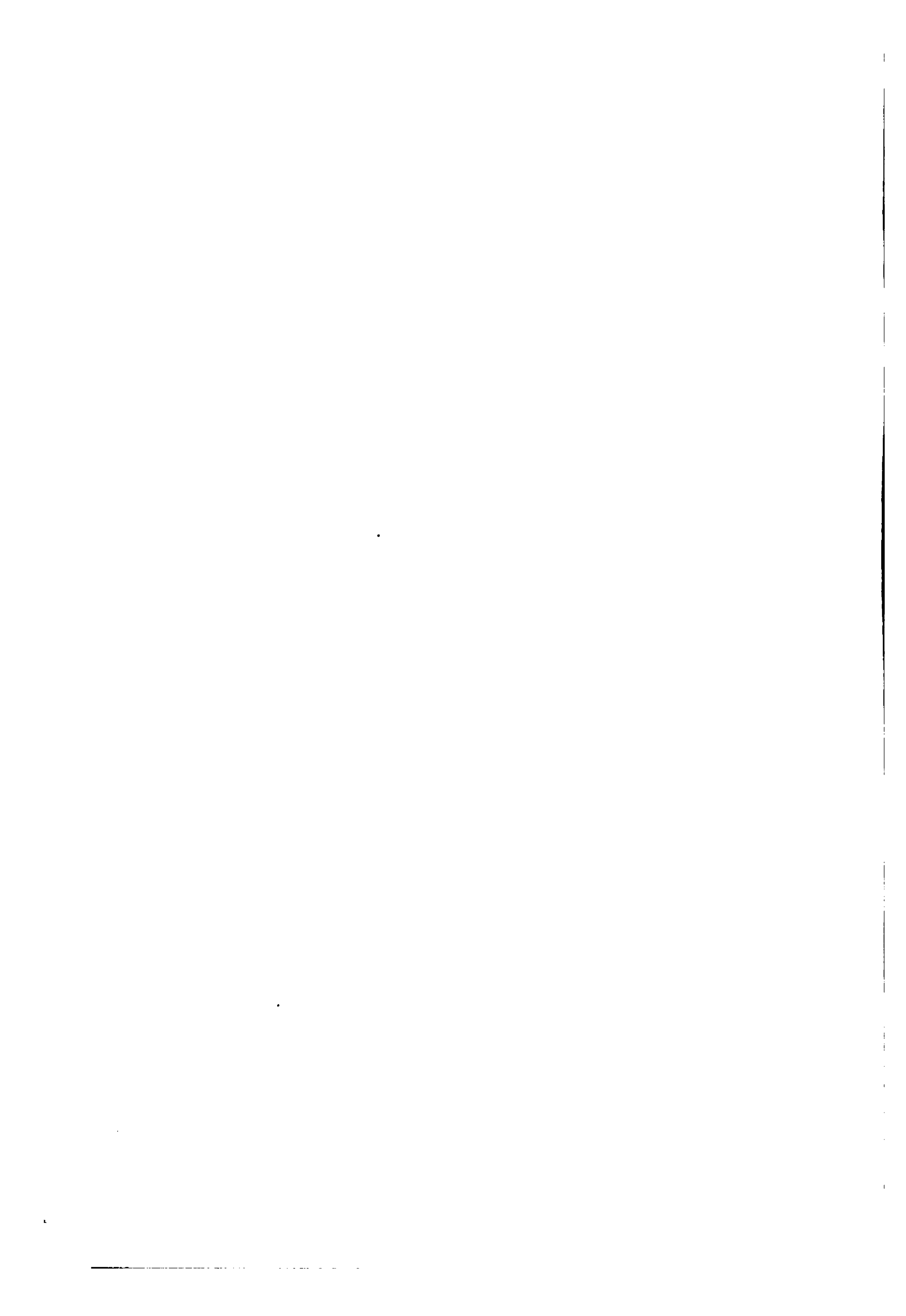
Aber ich war nicht andächtig dabei gestimmt. Und noch minder war ich es am nächsten Tage, als das fahle Licht des trüben Herbsttages die Kerzen und die Beter und die ganze Szenerie nüchtern und kalt beschien. Denn vor dem Glauben will ich mich gern und ehrfurchtsvoll beugen, gleichviel, ob ich ihn theile oder nicht, aber nimmer vor dem Aberglauben. Und der Aberglaube war's, der diese Lippen bewegte, der Aberglaube, der all' die Tausende aus ihrer Heimath herbeigezogen und um ihre Geißel, ihren Verderber versammelt.

Oder thäte ich Herrn Abraham Jakob Friedmann mit dieser Bezeichnung unrecht?! Gewiß nicht! Eine Geißel, ein Verderber der Juden jener Gegend ist der Rabbi. Nicht etwa des materiellen Nachtheiles, des Aussaugesystems wegen, das er so trefflich organisirt, nein — hundertmal mehr um des geistigen Schadens willen, den er ihnen zufügt. Der Rabbi ist mit die Hauptursache, warum sich die Juden des Ostens nicht emporraffen können aus jenen Fesseln, die jahrhunderte-langer Aberglaube um sie geschlagen. Denn er ist der personifizirte Widerstand gegen Fortschritt und Licht, gegen den Segen, den eine neue, bessere Strömung dem Judenthume bringen würde. Er handelt freilich, wie er handeln muß, denn mit jenen Tagen des Lichtes wäre seine Dunkelherrschaft dahin; aber wie lange noch werden die Juden des Ostens sich diese Herrschaft gefallen lassen?!

Wie lange noch?! Ach! unter allen Gewalten der Erde ist der Aberglaube schier die mächtigste. Es ist zu befürchten, daß die Dynastie des Messias noch durch manches Jahr und — Jahrhundert die Geißel über ihre Glaubensgenossen schwingen wird.



Cultur-Entwicklung in Halb-Asien.





Steil sind die Wege, welche die Menschheit schreitet, steil und mühevoll, und nicht stetig führen sie zu jener Höhe, auf der sich der erträumte Tempel reinen, edlen Menschenthums erhebt. Das wird Niemand leugnen wollen, der die Dinge sieht, wie sie sind, und nicht etwa eine rosenrothe Brille aufsetzt, um sie zu sehen, wie sie sein sollen. Aber ist ein zeitweiliges Zurückgleiten auf jenen Wegen in der That nur eine Unterbrechung des Strebens nach aufwärts? Trifft das Emporblühen, Reifen und Welken der Culturen einzelner Völkerfamilien nur eben sie selbst, während die Gesammtheit denn doch vorwärts kommt? Kann, wer alle Menschheit betrachtet, behaupten, daß ihr Fortschritt ein sichtlicher ist? „Ja!“ rufen begeistert die Einen — „Nein!“ erwidern ernst und traurig die Anderen. Dem Aufstieg durch einen vielschluchtigen Gebirgsstock

vergleichen die Einen den Weg der Menschheit; wohl winde sich der Pfad eigensinnig genug über Höhen und durch Tiefen, wohl müsse man, um zur nächsten Kuppe zu gelangen, oft sehr mühevoll eine tiefe Schlucht überwinden, aber jede Kuppe sei höher als die andere und immer näher leuchte uns der Gipfel entgegen und darauf jener Tempel. Die Anderen aber schütteln traurig den Kopf: „Schön wäre es freilich!“ meinen sie, „aber es ist leider nicht wahr! Und wollt ihr schon ein Bild von dem Culturfortschritt der Menschheit, so seht euch die stumpfe, ausgewetzte Schneide eines alten Rasirmessers an. In sonderbaren, planlosen Krümmungen läuft die Linie; hier hebt sie sich sacht, um jäh hinabzugleiten; dort springt sie steil empor, um sich sanft zu senken. So wenig hier ein Gesetz ist, so wenig auch in dem Ringen der Menschen.“

Dieser Gegensatz der Weltanschauung ist ein ewiger. „Durch Nacht zum Licht!“ jubeln die Einen, „aus Nacht in Nacht!“ klagen die Anderen. Und beide Rufe werden nie verhallen, so lange Menschen leben, arbeiten und ringen.

Aber auch diese Arbeit ist eine ewige und kann nie stille stehen. Und selbst wer sich zu der Ueberzeugung bekennt, daß nicht bloß immer auf die Nacht der Uncultur das Licht der Cultur folgt, sondern auch dieses Licht leider immer wieder verschlungen wird

von der Nacht der Barbarei — selbst der muß mit Hand, Herz und Hirn an dem gemeinsamen Werke schaffen, er muß — ob er will oder nicht. Denn neben vielem Dunklen und Gemeinen ist ja auch der lichte, segensvolle Trieb des Ringens und Strebens dem Menschen angeboren. Verschieden entwickelt er sich bei Jedem, hier sehr stark, dort kaum wahrnehmbar, aber in Jedem ist er vorhanden. Und darum auch ist jener Gegensatz nur ein theoretischer, in der Praxis wird er nie fühlbar. Magst du Optimist sein oder Pessimist, magst du an eine planvolle Entwicklung des Menschengeschlechts glauben oder nicht, du mußt dich dennoch mühen, daß es besser und lichter werde um dich her, denn du bist ein Mensch.

Die Arbeit ist eine ewige, eine gemeinsame. Aber innerhalb dieses Kreises, der alle Strebungen umfaßt, machen sich andere Gegensätze fühlbar, welche nicht bloß in der Theorie fortwuchern, sondern praktisch sind, oft so eminent praktisch, daß Heil oder Unheil ganzer Nationen dabei in Frage kommt. Und der wichtigste dieser Gegensätze offenbart sich wohl in der verschiedenen Beantwortung der Frage: Hat jedes Volksthum allein jenen mühevollen Weg zurückzulegen oder alle gemeinsam? Soll der Bildungsgang der einzelnen Völker ein nationaler sein oder ein kosmopolitischer?

Auch dieser Gegensatz geht durch alle Cultur-

geschichte. Und mag man nun „Leider!" oder „Gottlob!" dazu sagen, verleugnen läßt er sich nicht und ebensowenig auf die Dauer mit schönen Phrasen überkleistern, so oft dies auch bereits versucht worden. Es geht nicht, und in unseren Tagen am wenigsten. Denn gerade wir haben es ja erlebt, daß der an sich edle, ewig berechtigte, rein menschliche Gedanke des Kosmopolitismus häufiger als je vorher in blauen Dunst umschlägt, und vor unseren Augen schreitet andererseits die nicht minder natürliche und berechtigte Idee der Nationalitäten dröhnenden, geharnischten Schrittes über die Erde — wie sollte da nicht auch gerade jener Gegensatz sich schroffer fühlbar machen, als in den Tagen unserer Väter und Ahnen?

Freilich hat auch hier die Vernunft und noch mehr die ewige Beherrscherin alles Menschengeschicks und Menschenstrebens, die Nothwendigkeit, einen Riegel vorgeschoben, der mindestens den krassesten Extremen den Eingang in das Reich der Thaten wehrt, so daß sie nur im Reiche der Gedanken abenteuerlich umherspuken. Denn das Papier ist geduldig und die Feder willig und beide sträuben sich nicht, wenn Jemand hinschreibt, daß die Cultur jedes Volkes eine urnationale, uroriginelle, urneue sein muß, daß es jedem Volke nur zum Schaden sein kann, wenn es die Geistesarbeit begrabener Nationen oder seiner lebenden Nachbarn zu verwerthen sucht, daß in allen geistigen Dingen

um jedes Volksthum eine himmelhohe Mauer gezogen werden muß, weil es nur so jene Form der Bildung aus sich und in sich entwickeln kann, welche ihm eigenthümlich und darum einzig berechtigt ist. Und ebensowenig wird das Papier roth oder bricht die Feder, wenn Einer behauptet, daß die Liebe zum eigenen Volksthum nicht bloß ein Schwindel ist, sondern auch ein Verbrechen gegen die Menschheit, daß eine nationale Bildung eine ganz lächerliche und unsinnige, aber — Dank den Göttern! — auch völlig utopische Sache ist, daß endlich jedes Volk nicht bloß die Früchte seines Fleißes mit den Nachbarn theilen und dafür auch von den Früchten des fremden Bodens mitgenießen, sondern sie auch im Vornherein mit ihnen darüber verständigen muß, welche Fruchtbäume anzupflanzen seien, damit man endlich das Ideal erreichen könne, alle Menschheit dieselben Früchte nach demselben System ziehen zu sehen. Wie gesagt, Dieses und Aehnliches wird oft geschrieben, wohl auch gesprochen — aber trotzdem fällt es keinem Volke bei, eine chinesische Mauer um sich aufzurichten oder sich der Thatsache zu schämen, daß sein eigenthümlicher Culturboden auch eigenthümliche Geistesfrüchte erzeuge. So scharf wie in der Theorie kann sich also der Gegensatz in der Praxis nicht gestalten und in letzterer kann jene Frage nur lauten: „Soll der Bildungsgang eines Volkes ein möglichst nationaler sein oder ein möglichst kosmopolitischer?“

Ich habe erwähnt, daß von der richtigen Beantwortung dieser Frage das Heil oder Unheil ganzer Nationen abhängt. Es ist selbstverständlich, daß dieß weder von den absterbenden, noch von den blühenden Culturvölkern gilt, sondern von jenen, welche jenen steilen Weg nach aufwärts erst zu wandeln beginnen — also nicht von den Spaniern, Portugiesen und Italienern, auch nicht von den Deutschen, Franzosen und Engländern, wohl aber von den Slaven, Rumänen, Magyaren, Neugriechen, kurz von den Bewohnern jener Länder, welche ich unter der Bezeichnung „Halb-Asien" zusammenfasse. Dieser Name hat sich in den vierzehn Jahren, seit ich ihn zuerst genannt, das Bürgerrecht in unserer Sprache erworben, was ich ohne Unbescheidenheit erwähnen darf, weil wahrlich keine besondere Geistreichigkeit dazu gehört, in irgend einer Sache auf das „Ei des Kolumbus" zu kommen. Jene Länder liegen in der That nicht bloß geographisch, sondern auch in ihrem Culturleben zwischen dem gebildeten Europa und dem barbarischen Asien; die Bezeichnung lag nahe und nur darum ist ihr Verbreitung und Giltigkeit geworden. Freilich hätte ich mit gleichem Recht jene Länder „Halb-Europa" taufen können. Aber die Absicht meiner Schilderungen aus dem Culturleben der genannten Nationen ging und geht hauptsächlich — wie ich bereits in der Einleitung zur ersten Sammlung meiner Culturbilder aussprach —

auf jene Positionen hinzuweisen, welche zunächst erobert werden müssen, wenn die bisherige Scheinherrschaft der Cultur im Osten in der That zu einer wirklichen Herrschaft werden soll. Ich freue mich des bereits Erkämpften, ich berichte gern davon, aber für nützlicher habe ich gehalten, ausführlicher auf das hinzuweisen, was erst erkämpft werden muß. Und dem gleichen Zwecke, wie meine früheren Arbeiten auf diesem Gebiete dienen auch die Bilder, welche die vorliegende Sammlung vereinigt, und dieselbe Absicht verfolgt auch diese kurze, zusammenfassende Betrachtung, welche den Gang der Culturbestrebungen in Halb-Asien im Allgemeinen charakterisiren will. Sie kann keine streng historische, streng objektive, sie muß zugleich eine kritische sein, weil sie nicht Gewordenes behandelt, sondern Werdendes. Nicht darum handelt es sich, wie die Völker des europäischen Ostens diese Wanderung nach aufwärts zurückgelegt *haben*, sondern wie sie dieselbe zurücklegen sollen . . .

Daß sie diese Wanderung überhaupt antreten, oder, wo der erste Schritt bereits geschehen, fortsetzen müssen, darin stimmen alle Gebildeten jener Lande überein. Aber — leider — nur *darin*! Während das Bedürfniß, die Nothwendigkeit, unablässig mahnen, die kostbare Zeit nicht nutzlos verfließen zu lassen, während der Menschenfreund jeder Stunde nachklagen möchte, die thatlos verstreicht, vergeuden jene Völker

— und Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel — ihre Kraft in theoretischen Streitereien. Und hauptsächlich ist es jene Streitfrage über nationale oder kosmopolitische Bildung, die immer wieder aufklingt.

Ich habe oben gesagt, auch dieser Gegensatz sei ewig und namentlich unsere Zeit dazu angethan, ihn noch zu verschärfen. Aber ist er nothwendig?

Nein! sicherlich nicht, und es gibt auch in der Theorie einen Standpunkt, welcher zwischen den beiden Extremen die richtige Mitte hält. Kein Volk hat je die Sonnenhöhe seines Culturlebens völlig aus eigener Kraft erreicht und erkämpft, es hat sich von seinen Vorgängern und Nachbarn Rüstzeug hiezu geliehen, allerdings dann auch neue Waffen erfunden. Und andererseits hat kein Volk je für sich und Andere Nützliches geschaffen, wenn es nicht dies Entlehnte in sich in eigenthümlicher Weise verarbeitet. Das sind Kardinalsätze, welche auf jedem Blatt der Culturgeschichte der Menschheit verzeichnet stehen — in mehr oder minder lesbaren Lettern freilich, aber deutlich genug. Und wer dies erfaßt, wird es beklagen müssen, wenn nutzlos „nationaler" und „kosmopolitischer" Bildungsgang gegen einander ausgespielt werden. Seid Nationale, indem ihr die Wahrheit beherziget, daß ein Volk nicht ohne eigene, ernste Arbeit zur Cultur gelangen kann, seid Kosmopoliten, indem ihr erkennet, daß kein Volk (von der Thorheit solcher Zumuthung

abgesehen) stark und begabt genug ist, aus eigener Kraft so viel zu leisten, als alle Nationen zusammengenommen!

Und noch unbegreiflicher wird das Festhalten jenes Gegensatzes in der Praxis! Cultur — das Wort ist hübsch, es läßt sich leicht aussprechen, sein Begriff leicht denken, aber die Ausführung ist eine schwere Sache und erfordert harte, nüchterne Arbeit. Aus Millionen und aber Millionen kleiner, einzelner, kleinlicher, langwieriger, langweiliger Arbeiten und Thaten setzt sich endlich, nachdem viele Generationen ihr Bestes dafür gethan, jenes Resultat aller Zustände zusammen, welches wir „Cultur" nennen. Cultur wird durch Arbeit geschaffen, und zwar weitaus mehr durch körperliche als durch geistige Arbeit. Die letztere ist sicherlich nicht zu entbehren, aber ohne die erstere bleibt Cultur ein Phantom, Dunst und — Schwindel! Darum wäre es ebenso thöricht, darüber zu grübeln, welche von beiden nothwendiger ist, als es Thorheit wäre, Culturbestrebungen ängstlich nach ihrer Wichtigkeit zu klassifiziren. Wichtig ist, was nothwendig ist, und nothwendig ist unendlich Vieles und Verschiedenes, wenn ein Volk aus der Barbarei zur Bildung gebracht werden soll. Der Dichter, welcher die Seelen seiner Volksgenossen erhebt und ihr Gemüth vertieft, der Gesetzgeber, welcher für ein ganzes Reich auf Jahrhunderte hinaus Handel und Wandel regelt, die Guten

schützt und den Bösen wehrt, der Erfinder, der das Gebiet menschlicher Thätigkeit erweitert, der Dorflehrer, der all' seine Tage nur das Lesen und Schreiben lehrt, der Bauer, der sein Gütchen besser bewirthet, als dies bisher in seiner Gemeinde geschehen, der Schuhmacher, welcher bessere und billigere Stiefel macht, als dies in seinem Orte üblich gewesen — sie Alle sind Vorkämpfer der Cultur, und noch viel geringere Leute dürfen diesen Ehrennamen für sich in Anspruch nehmen. Und was vollends bloße Kämpfer für die Cultur betrifft, so sind dies alle Glieder eines Volksthums, welche arbeiten und ringen. Schon daraus geht hervor, daß sich die Culturentwicklung eines Volkes nur in gewissen höheren Richtungen von der Theorie systematisch ihre Wege vorzeichnen läßt und lassen kann, in allen geringeren entscheidet ausschließlich das praktische Bedürfniß. Der Landmann wird einen Fortschritt in der Wirthschaft nicht deßhalb verwerfen, weil die Söhne eines anderen Volkes zuerst darauf gekommen, ihn andererseits nicht blind aus diesem Grunde acceptiren, sondern nur dann, wenn dieser Fortschritt auch auf seinem Boden, bei seinen Verhältnissen durchführbar und ersprießlich ist. Aber auch in jenen höheren Richtungen wird das praktische Bedürfniß ein gewichtiges Wort mitreden. Der Gesetzgeber, der aus ehrlichster Ueberzeugung der kosmopolitischen Richtung angehört, wird gleichwohl kein Gesetz des Auslands acceptiren dürfen, welches

für die Verhältnisse seines Landes nicht paßt, und ein Anderer, welcher von der Nothwendigkeit eines möglichst nationalen Bildungsganges tief durchdrungen ist, wird gleichwohl nicht deßhalb eine nützliche Institution ablehnen, weil sie sich auf fremdem Boden zuerst bewährt.

So sollte es sein, könnte es sein, müßte es sein! Aber so ist es leider nicht in den Ländern Halb-Asiens. Der Krebsschaden ihrer Culturentwicklung ist das Verfehlen der richtigen Mitte zwischen dem nationalen und kosmopolitischen Standpunkt und das Festhalten hier des einen, dort des anderen Extrems.

Beides geschieht, so seltsam dies klingen mag, im Grunde doch aus denselben Motiven. Es gebricht den osteuropäischen Völkern nicht an natürlicher Intelligenz — gewiß nicht, so oft dies auch thörichter- und ungerechterweise behauptet wird! — nicht an gutem Willen, nicht an Thatkraft, aber es fehlt ihnen die richtige Erkenntniß, daß auch das nationale Selbstbewußtsein seine Grenzen hat, außerhalb deren es in's Unberechtigte, ja in's Lächerliche umschlägt.

Wir wollen dies näher ausführen, indem wir die beiden Extreme getrennt behandeln und durch Beispiele beleuchten. Die schlimmen Folgen, welche ein extrem nationaler Standpunkt in Culturfragen herbeiführt, treten nirgendwo deutlicher hervor, als bei der alt-moskowitischen Partei in Rußland. Der Ausspruch ihres geistigen Oberhauptes, Aksakow, daß Rußland in sich

jede Spur der verfaulten westlichen Civilisation austilgen, aus sich heraus eine eigenthümliche Cultur schaffen und mit Hülfe derselben die anderen Stämme der slavischen Völkerfamilie von dem unheilvollen Einfluß der verkommenen westeuropäischen Welt befreien müsse — dieser Ausspruch ist keineswegs die Manifestation einer einzelnen, individuellen Ueberzeugung, sondern das Programm einer Partei, welche über Hunderttausende von Anhängern verfügt. Und ferner nicht etwa bloß ein theoretisches Programm, sondern die Direktive für wirkliche und wahrhaftige Handlungen und Thaten. Es ist hier nicht des Ortes, darzulegen, wie diese Partei bereits heute die Schule, die Gemeinde, die Kirche u. s. w. beeinflußt, und was sie bereits gethan, um sich für die Zukunft noch größeren Einfluß zu sichern. Auch über die Schlußresultate, welche sie bei fortdauernder, ungehinderter Agitation erreichen kann, wollen wir uns um so weniger verbreiten, als sie dem Einsichtigen ohnehin klar liegen: es wird da allerdings eine originelle Cultur geboren, das heißt eine Cultur, die man anderwärts nicht mit diesem Namen belegen würde . . . Fragen wir aber, wie diese Partei geworden, so treffen wir auf die beiden Motive, deren wir oben gedacht. Mag auch die unmäßige Ueberflutung Rußlands mit westeuropäischen „Culturträgern" das nationale Bewußtsein mit Recht gereizt haben — in der Abwehr, zu welcher

Aksakow und Genossen es aufgestachelt, schlägt das berechtigte Volksbewußtsein in unberechtigte Anmaßung um. Der Russe hat allen Grund, sein Volk zu lieben, denn es ist ein tüchtiges, begabtes und, wo es unverderbt geblieben, braves und gutartiges Volk, er hat sogar einigen Grund, hoffnungsvoll in die Zukunft zu sehen, aber er hat keinerlei Grund, zu glauben, daß sein Volk tüchtiger und bildungsfähiger ist als Deutsche, Franzosen und Engländer! Das ist nationale Ueberhebung — ich gebrauche absichtlich den gelindesten, vielleicht eben darum nicht mehr ganz zutreffenden Ausdruck. Und ferner — könnten Aksakow und Genossen ihr Volk aufmuntern, sich so im Handumdrehen eine nationale Cultur zu erringen, wenn sie vom Wesen der Cultur richtige Begriffe hätten?! Wenn sie wüßten, daß dazu die Arbeit Aller durch lange Generationen gehört?! Wenn ihnen klar wäre, daß Cultur nicht der Inbegriff edler Gesinnungen ist, nicht die Folge etwaiger heroischer Großthaten, sondern das Resultat unzähliger, nüchterner Arbeiten?!

Fassen wir nun das andere Extrem in's Auge, das kosmopolitische. Sein Walten tritt nirgendwo klarer zu Tage als in Rumänien. Alle Institutionen des Westens finden sich an den Ufern der Aluta und Dombrowitza getreulich kopirt. Die rumänische Armee ist nach preußischem Muster eingeübt, nach französischem equipirt, der Plan zu den Gymnasien und Universitäten

stammt von der Seine her. Der Code Napoleon ist das giltige Gesetzbuch, und als Richter im Kriminalprozeß fungiren Geschworene aus dem Volke. Die Verfassungsurkunde ist höchst freisinnig, die Kammern und ihre Verhandlungen unterscheiden sich äußerlich in nichts von den Vertretungen westlicher Länder. Die politische Verwaltung, die kommunale Autonomie sind nach den besten Mustern des Auslandes geregelt. Kurz — wer nur nach den Gesetzen fragt und nicht nach deren Ausführung, nur nach Formen und nicht nach deren Inhalt, kann in Rumänien allüberall auf allen Gebieten eine Antwort hören, die ihn höchlich befriedigt. „Das ist ja," wird er ausrufen müssen, „ein Musterland, wie kaum ein zweites auf Erden zu finden!" Andere, die das Land aus eigener Anschauung kennen oder gar ihr ganzes Leben dort zubringen, sind freilich anderer Ansicht. Und unter diesen Letzteren ist auch der ehemalige Cultusminister Titus Maiorescu. Hören wir sein Urtheil, als das eines begeisterten Patrioten. „Wir Rumänen haben," sagt er in seinem „Critice" (Bukarest 1874), „mit innerer Unwahrheit und äußerer Prätension alle Formen der modernen Cultur nachgemacht und verfälscht. Bevor wir Dorfschullehrer hatten, haben wir Dorfschulen errichtet, bevor auch nur eine Spur von geeigneten Professoren zu sehen war, haben wir Gymnasien und Universitäten eröffnet und so den öffentlichen Unterricht gefälscht.

Bevor sich auch nur der geringste Lichtstrahl einer selbstständigen wissenschaftlichen Thätigkeit bei uns zeigte, haben wir eine rumänische Akademie der Wissenschaften gegründet u. s. w. Dem Anschein nach und nach den statistischen Rubriken der äußeren Formen besitzt Rumänien heute fast den gesammten Apparat westländischer Civilisation. Wir haben Politik und Wissenschaft, haben Zeitungen und Akademieen, auch Museen und Konservatorien und einige Theater sind vorhanden, ja wir haben sogar eine Konstitution. Aber in Wahrheit sind dies seelenlose Produkte, Ansprüche ohne Berechtigung, Gespenster ohne Körper, Trugbilder ohne Wirklichkeit, und so ist die Cultur der höheren Schichten der rumänischen Gesellschaft null und nichtig, ja schlimmer als null und schlimmer als nichtig! Die einzige reale Klasse unserer Gesellschaft ist der Bauer, und seine Realität besteht in dem Leiden, in dem Steuerdruck, der ihn erdrückt, wegen der eitlen Hirngespinste der höheren Schichten."

Dies Wenige mag genügen! Fragen wir aber nun, was die Rumänen zu diesem Festhalten an dem Extrem des kosmopolitischen Bildungsganges bewogen, so treffen wir auf dieselben Gründe, welche die moskowitische Partei in Rußland dem direkten Gegentheil in die Arme getrieben. Nur die mangelnde Erkenntniß von dem Werth und Wesen der Cultur konnte die Staatsmänner Rumäniens glauben lassen, daß die

bloße Einführung westlicher Formen ohne peinliche und gewissenhafte Arbeit genügen werde, ihr Land dem gebildeten Europa gleichzustellen. Nur die Ueberschätzung der Kraft und Begabung ihres Volkes konnte sie wähnen lassen, daß dasselbe ohne Weiteres die Formen des Westens mit dem wahren Geist und Inhalt werde ausfüllen, also binnen Jahren oder Jahrzehnten dieselbe Arbeit werde vollbringen können, zu welcher Franzosen und Deutsche Jahrhunderte, wo nicht Jahrtausende bedurft!

In ihren Motiven also gleichen sich jene beiden Extreme und leider auch in ihrer Schädlichkeit für die Gegenwart, in ihrer Gefährlichkeit für die Zukunft. Denn gleich verkehrt ist es, jenen steilen Weg zum Gipfel der Cultur nicht auf der leidlich gebahnten Straße zurückzulegen, sondern sich selber seinen Pfad bahnen und dadurch die Schwierigkeiten in's Unendliche vermehren zu wollen, wie es andererseits verkehrt ist, wenn ein schwacher und ungeübter Fußgeher dadurch seine Vorgänger einzuholen glaubt, daß er sich ebenso kleidet wie sie. Das Geheimniß, warum sie voraus sind, steckt wahrlich nicht in ihren Röcken und Hüten, sondern in der Ausdauer ihrer Lungen, in der durch mühsame Uebung gestählten Kraft ihrer Sehnen.

Es ist leider in allen menschlichen Dingen leichter, in eine verkehrte Richtung zu gerathen, als wieder aus ihr heraus auf den richtigen Weg. Gleichwohl wäre

es unberechtigt, an einer gesunden Culturentwicklung Halb-Asiens deßhalb zu verzweifeln, weil diese Völker im Beginn der Wanderung einen unrichtigen Pfad eingeschlagen oder den richtigen nicht mit der gehörigen Geduld und Ausdauer verfolgt. Errare humanum — das gilt von den Einzelnen wie von ganzen Völkern. Und die eiserne Nothwendigkeit sorgt schon dafür, daß wir den Irrthum erkennen.

Freilich sorgt sie andererseits auch dafür, daß kein Irrthum unbestraft bleibt, und je länger wir ihn begehen, um so härter werden wir ihn büßen. Darum müssen wir Alle jenen Völkern eine baldige Umkehr, eine Wandlung ihrer Bestrebungen wünschen. Und nicht bloß etwa aus Edelmuth — die Solidarität des Menschengeschlechts in allen Culturfragen ist eine enge und ruht auf viel realerer Basis, als sich der engherzige Egoismus träumen läßt.

Zweierlei freilich müssen diese Völker vor Allem lernen: Fleiß und Geduld. Diese schätzbaren Eigenschaften des Volkscharakters nehmen in der Richtung von West nach Ost immer mehr ab. Der Deutsche kann sich beider rühmen, der Oesterreicher nur noch des Fleißes — die Geduld geht ihm ab. Den natürlichen Lauf der Dinge abzuwarten, von jedem Korn, das er gesäet, erst dann die Frucht zu erwarten, wenn sie gereift ist, das ist ihm unmöglich. „Aber, meine Herren, so lassen Sie um Gottes willen die Bäume

doch wachsen!" rief einmal Wiens populärster Bürgermeister, Zelinka, in komischer Verzweiflung einigen Mitgliedern des Gemeinderaths zu, als diese sich fünf Monate nach Eröffnung des Wiener Stadtparks darüber beklagten, daß man in diesem Garten so wenig Schatten finde. Das Wort wäre das bezeichnendste Motto für eine Culturgeschichte Oesterreichs.

Wer vollends über Oesterreichs Marken nach Ost hinausgeht, kann weder Fleiß noch Geduld mehr konstatiren.

Dazu also müssen jene Völker vor Allem erzogen werden, denn, wiederhole ich, es liegt ein schweres Werk vor ihnen.

In welchen Richtungen dieses Werk in Angriff genommen werden muß, ergibt sich aus dem Vorigen. Es gilt, vom Extrem abzugehen und die richtige Mitte zu finden. Es gilt, die fremde Pflanze in den eigenen Boden tief einzufügen, daß sie wirklich feststeht oder, wenn dies nicht geht, wieder aus diesem Boden zu reißen, es gilt, die eigene Pflanze nach den Erfahrungen anderer Gärtner zu hegen und zu behüten. Das sind freilich nur allgemeine Andeutungen; ich darf mich hier auf sie beschränken, weil ich im vorliegenden Buche, wie in meinen anderen Culturbildern genügendes thatsächliches Material gegeben. Welche Früchte das Befolgen des nationalen wie des kosmopolitischen Extrems gebracht, habe ich, hoff' ich, zur

Evidenz erwiesen. Auch bezüglich des letzteren Extrems kann ich mich daher hier auf wenige Worte beschränken.

Die Anbetung der Form — ohne sich um den Inhalt zu kümmern — ist das Hauptunglück in den meisten Ländern Halb-Asiens, der verhängnißvollste Fehler in ihrer Culturentwicklung. Man ahmt die Institutionen des Westens nach, ohne zu berücksichtigen, ob sie passend sind oder nicht, ob die Bewohnerschaft jener Länder bereits reif genug ist, von ihnen heilsamen und nützlichen Gebrauch zu machen oder nicht. Das ist aber gefährlich und beklagenswerth, denn dieselbe Einrichtung, welche bei den westlichen Culturvölkern langsam und naturgemäß emporgereift und darum nun Zeugniß gibt von der Höhe, welche diese Völker errungen, wird im Osten oft genug zu einem Zerrbild, zur Quelle abscheulichen Mißbrauchs, ja zu einem Brand- und Schandmal jener Länder.

Wie soll dieser Fehler getilgt werden? Indem diesen Formen der nöthige Inhalt eingeflößt wird? Das würde die Arbeit von Jahrhunderten erfordern und wäre ein verkehrter Weg. Zuerst muß ein Inhalt da sein, dann findet sich schon die Form. Ist aber die Form früher da als der Inhalt, dann muß sie wieder getilgt werden, denn sie bringt n u r Schaden. Diesbezüglich muß ein anderes Wort Maiorescu's von jedem Einsichtigen gebilligt werden: „Die Form ohne

den Inhalt, der Schein ohne das Wesen bringen nicht nur nie einen Nutzen, sondern sie sind geradezu schädlich, denn sie vernichten allemal ein mächtiges Culturmittel. Besser keine Hochschule, als eine schlechte, besser keine Akademie, als eine solche ohne wissenschaftliche Bestrebung, besser keine Verfassung, als eine Verfassung auf dem Papier. Wer anders handelt, bringt eine Reihe von Formen hervor, welche längere oder kürzere Zeit hindurch verurtheilt sind, ohne inneren Gehalt zu leben. Allein in einer Zeit, in welcher eine Akademie gezwungen ist, ohne Wissenschaft zu wirken und eine Hochschule ohne Unterricht, in solcher Zeit werden jene Formen in der öffentlichen Meinung entwerthet und sind dadurch eine Gefahr für den wirklichen Gehalt, der sich unabhängig von ihnen später entwickeln könnte und dann hülf- und rathlos dastehen würde, da er sich in ein der Verachtung preisgegebenes Gewand nicht kleiden kann. Dem Wesen aber ist die Form unumgänglich nöthig, darum ist es so verhängnißvoll, wenn der Schein ohne das Wesen einhergeht. Ohne Cultur kann ein Volk noch weiter leben, denn ihm darf die Hoffnung bleiben auf die Zukunft. Aber mit einer falschen Cultur kann kein Volk leben, und wenn es dennoch in ihr beharrt, dann wird es nur ein Beispiel mehr liefern zu dem unerbittlichen Gesetz der Weltgeschichte, daß

im Kampfe zwischen der wahren Civilisation und einem Volke das Volk vernichtet wird, nie aber die Wahrheit."

Ich habe diesen Worten des Cultusministers eines halb-asiatischen Staatswesens meinerseits nichts mehr hinzuzufügen.



J. V. von Scheffel's Werke.

Frau Aventiure.

Lieder aus Heinrich v. Ofterdingens Zeit.
15. Auflage.
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 6.—

Frau Aventiure.

Lieder aus Heinrich v. Ofterdingens Zeit.
Mit 12 Bildern von A. von Werner.
Groß Oktav. In Prachtband geb. ℳ 10.—

Bergpsalmen.

Dichtung.
Mit 6 Bildern von A. von Werner.
Fünfte Auflage.
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 6.—

Bergpsalmen.

Dichtung.
Mit 6 Bildern von A. von Werner.
Dritte Auflage.
Quart. In Prachtband geb. ℳ 12.—

Fünf Dichtungen.

Oktav. Eleg. geb. mit Goldschn. ℳ 4.—

Ekkehard.

Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.
110. Auflage.
Oktav. Eleg. geb. m. farb. Schnitt ℳ 6.—,
mit Goldschnitt ℳ 6.20.

Ekkehard.

Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.
Groß Oktav. 2 Bände.
4. Auflage.
In Prachtband geb. ℳ 10.—

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren.
58. Auflage.
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 4.80.

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren.
Mit 111 Illustrationen und einem
Titelbild in Tondruck von A. v. Werner.
Gr. Okt. In Prachtband geb. ℳ 10.—

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren.
Heidelberger Jubiläums-Ausgabe
mit einem Titelbild von A. v. Werner.
Gr. Okt. In Prachtband geb. ℳ 6.—

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und Weiteren.
Mit 111 Holzschnitt-Illustrationen
und einem Titelbild von A. v. Werner.
2. Auflage.
Quart. In Prachtband geb. ℳ 25.—

Gedichte aus dem Nachlaß.

8. Auflage.
Oktav.
Eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 4.—

Hugideo.

Eine alte Geschichte.
6. Auflage.
Duodez. Eleg. geb. m. Goldschn. ℳ 2.—

Juniperus.

Geschichte eines Kreuzfahrers.
Mit 26 Holzschnitt-Illustrationen von
A. von Werner.
4. Auflage.
Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 7.—

Reise-Bilder.

Mit einem Vorwort von
Johannes Proelß.
Oktav. Geh. ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—

Der Trompeter von Säkkingen.

Ein Sang vom Oberrhein.
173. Auflage.
Okt. Eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 4.80,
in Liebhaberband geb. ℳ 6.—

Der Trompeter von Säkkingen.

Ein Sang vom Oberrhein.
Mit 17 Illustrationen in Lichtdruck und
2 Titelblättern in Farbendruck von
A. von Werner.
2. Auflage.
Gr. Oktav. In Prachtband geb. ℳ 12.—

Der Trompeter von Säkkingen.

Ein Sang vom Oberrhein.
Mit 17 großen und 60 mittleren und
kleineren Illustrationen in Holzschnitt
von A. von Werner.
2. Aufl. Quart. In Prachtb. geb. ℳ 45.—

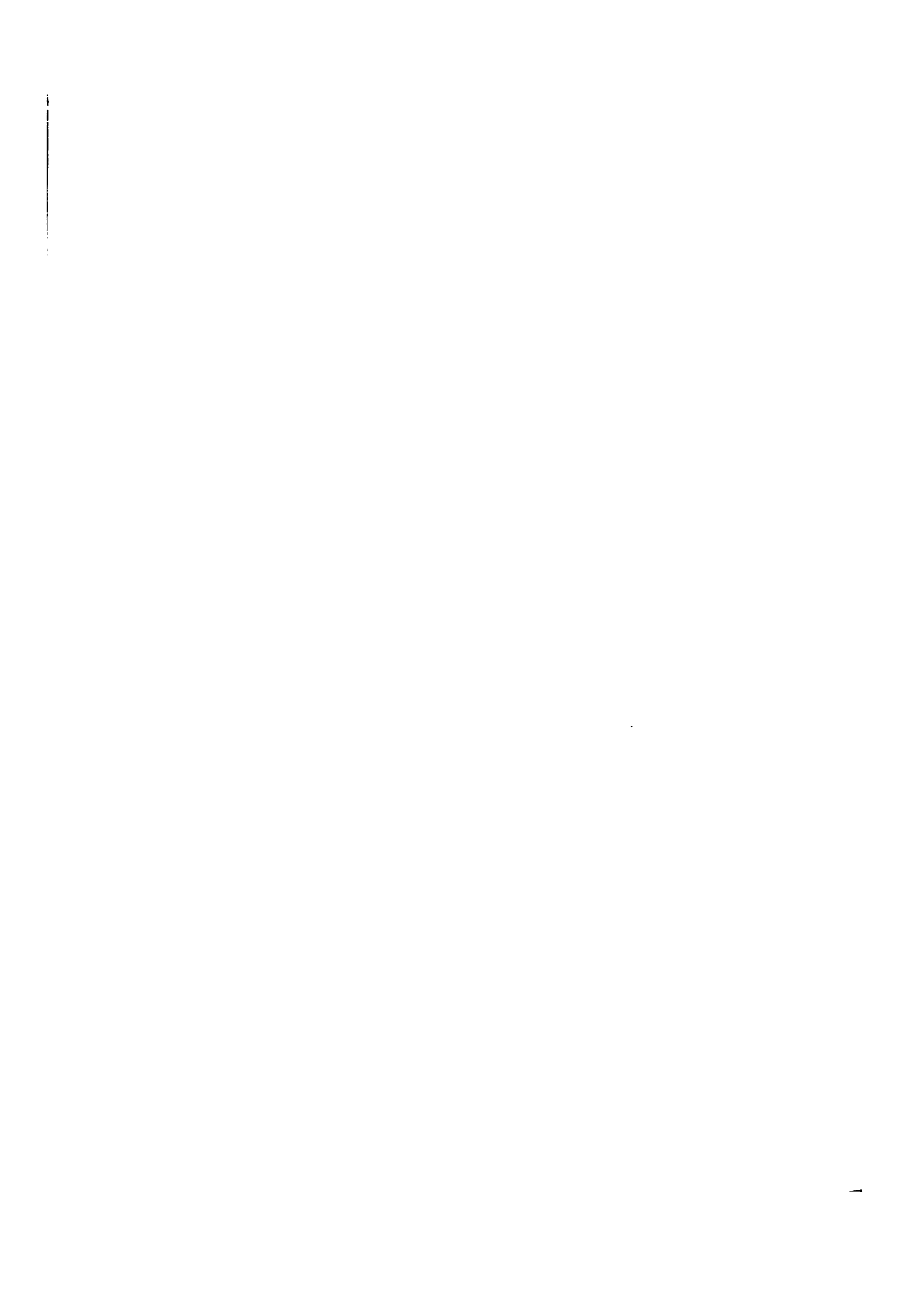
Waldeinsamkeit.

Dichtung zu 12 landschaftlichen Stimmungs-
bildern von Julius Marak.
Die Bilder in Lichtdruck.
4. Auflage.
Gr. Okt. Eleg. geb. mit Goldschn. ℳ 8.—

Das Waltarilied.

Verdeutscht.
Illustriert von Alb. Baur.
Quart.
In Prachtband geb. ℳ 10.—













WIDENER LIBRARY
HX VAYQ M

